The University of Chicago
Libraries

GIFT OF
JULIUS ROSENWALD

Basel
Reich Buchhandlung

Basler Jahrbuch

1898.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.

Basel
R. Reich Buchhandlung
(vormals C. Detloff)
1898.

THE NEWBERRY
LIBRARY
CHICAGO

JQ361
.B31

Druckerei der Allgem. Schweizer Zeitung.

Hist.
Pam. Hist. Swiss 48 vols.

M.K.N. 910763

Vorwort.

Das Jahr 1897 ist für unsere Vaterstadt Basel ein bedeutungsvoller Abschnitt gewesen, bedeutungsvoll nicht durch wichtige politische Ereignisse, wohl aber dadurch, daß von unsern beiden größten Mitbürgern der eine am 8. August durch den Tod abberufen wurde und der andere am 17. Oktober seinen siebzigsten Geburtstag feiern durfte. Kein Wunder also, wenn auch das Jahrbuch in ausführlicher Darstellung seinen Lesern Jakob Burckhardts Leben und Werke schildert, und Arnold Böcklins Schöpfungen, wie sie während fünf Wochen die Kunsthalle schmückten, in sehnsuchtsvolle Erinnerung bringt.

Den politischen Ereignissen sind allerdings diese beiden Männer wenigstens als selbsthandelnd nicht näher getreten, so daß uns die sie betreffenden Abhandlungen nur weniges von dem äußern Leben unserer Vaterstadt und unseres Vaterlandes zu berichten haben. Viel mehr hingegen ist dies der Fall bei der zum großen Teil auf eigenen Aufzeichnungen beruhenden Biographie Georg Kiefers, der an den Kämpfen, welche die Umgestaltung Basels im dritten Vierteil unseres Jahrhunderts herbeigeführt haben, einen lebhaften Anteil genommen und als unternehmungslustiger energischer Kaufmann auch auf die öffentlichen, namentlich die gewerblichen Verhältnisse Basels einen großen Einfluß ausgeübt hat.

Aus jenen Zeiten der Gährung, die der Entstehung der 48er Verfassung vorangingen, berichten uns auch die Briefe des damaligen Stabsoberlieutenant August Alioth aus dem Sonderbundsfeldzug, und auf einen noch größern Schauplatz führen

uns endlich die Aufzeichnungen des Ingenieurs Fritz Stehlin, der als Zögling der Ecole Polytechnique zu Paris einen ebenso lebhaften als ehrenvollen Anteil an der Februarrevolution genommen hat und so Augenzeuge und unparteiischer Berichterstatter der wichtigen Ereignisse geworden ist.

Als poetische Beigabe erscheint ferner eine Anzahl Lieder, die den Freunden unseres Jahrbuches gewiß sehr willkommen sind und gegenüber dem mehr belehrenden und erzählenden Inhalt der vorangehenden Abhandlungen eine recht erfreuliche Abwechslung bilden.

Am Schluß des Ganzen findet sich auch dieses Jahr eine sorgfältig durchgearbeitete Chronik, die alles Wissenswerte aus dem verflossenen Zeitabschnitte in übersichtlicher Weise registriert.

So hoffen denn die Herausgeber auch mit diesem Bande auf einen freundlichen Empfang bei dem Leserkreis des Jahrbuches rechnen zu dürfen, und wenn dieses Mal ausnahmslos die Geschichte des laufenden Jahrhunderts zur Darstellung gekommen ist, so möge zur Rechtfertigung einmal die Thatsache dienen, daß unseres hochverehrten Lehrers Lebensbild auch an dieser Stelle zu entrollen für uns eine eigentliche Ehrensache gewesen ist, und daß ferner die Geschichte der letztvergangenen Periode in der Regel sehr wenig gepflegt wird, so daß Darstellungen, die ihr entnommen sind, allgemein mit großem Wohlwollen pflegen aufgenommen zu werden.

Mit dem aufrichtigsten Dank an unsere Mitarbeiter und an unsern Verleger, der auch diesen Jahrgang mit drei Illustrationen ausgestattet hat, übergeben wir das Buch unsern verehrlichen Freunden und Gönnern und wünschen denselben allen ein sonderbar glückhaftes neues Jahr.

Basel, im Dezember 1897.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Hans Trog: Jakob Burckhardt (mit 2 Porträts in Heliogravüre) 1

A. Imhof: Georg Kiefer-Bär (mit Porträt in Heliogravüre) . 173

H. Wölfflin: Arnold Böcklin 218

August Alioth: Erinnerungen aus dem Sonderbundsfeldzug . 230

Fritz Stehlin: Erlebnisse eines Pariser Polytechnikers während der Februar-Revolution 1848 249

Poetische Beigabe 267

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1896 bis 31. Okt. 1897 279

Jakob Burckhardt.

Am 8. Auguſt 1897, einem Sonntag, iſt in Baſel um die vierte Nachmittagsſtunde Profeſſor Jakob Burckhardt in der Stille ſeiner Gelehrtenſtube auf dem Lehnſtuhl ſanft verſchieden. Ein ſchweres Herzleiden hatte in den letzten Jahren dem von hohem Alter und unermeßlicher Geiſtesarbeit ermüdeten Körper zeitweiſe hart zugeſetzt. Als ein Weiſer ſah Burckhardt dem Tode ruhig entgegen. Sein Geiſt war bis ans Ende hell und licht geblieben.

Dem damaligen Oberſthelfer, nachmaligen Antiſtes Jakob Burckhardt und der Suſanna geb. Schorndorff wurde am 25. Mai 1818 ein Sohn Jakob Chriſtoph geboren. Neben mehreren Geſchwiſtern wuchs er auf. Den erſt zwölfjährigen Knaben traf das ſchwere Unglück, die geliebte Mutter durch den Tod zu verlieren; für ſein fein veranlagtes Gemüt war es ein furchtbarer Schlag, den er zeitlebens nicht völlig verwunden hat: in ſeiner kurzen lateiniſchen Biographie im Anhang zur Doktordiſſertation, wie in ſeinen Lebensnotizen, die bei der Leichenfeier am 10. Auguſt zur Verleſung gelangten, gedenkt er mit pietätvollem Schmerze der Mutter; dem jugendlichen Geiſt hatte ſich die erſchütternde Gewißheit der Hinfälligkeit und Unſicherheit alles Irdiſchen enthüllt; dieſes erſte große Leid beſtimmte, nach Burckhardts eigenen Worten, ſeine Auffaſſung der Dinge. Das Leben im Elternhaus war im übrigen ein frohes

und geistig anregendes. Wahrscheinlich als ein Erbe der Mutter hat Burckhardt seine von Natur zur Heiterkeit angelegte Gemütsart bezeichnet; der Vater war ein Mann von vielseitigen geistigen Interessen; er hat durch seine Schrift über „Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck“ (1855) den gründlichen historischen Forscher bewiesen, auch unter den Vortragenden der Historischen Gesellschaft finden wir ihn; ein reger Sinn für Altertümer und Kunstgegenstände aller Art lebte in ihm und ließ ihn selbst zum Sammler werden; seinem Wesen nach wird er als ein Mann von festem Willen, gewandten Formen und großem Ordnungssinn geschildert. An Anregungen aller Art fehlte es somit dem begabten Knaben keineswegs. In frühen Jahren schon muß die Liebe zur Kunst in ihm geweckt worden sein. Er übte bereits in jugendlichem Alter seine Zeichenkunst in dem ehrwürdigen Münster, und kein Ornament und kein Detail soll dabei seinem scharfen Auge und seinem fleißigen Stifte entgangen sein. Bei nahen Verwandten des Verstorbenen hat sich noch ein Puppentheater erhalten, zu dem der junge Burckhardt verschiedene Coulissen — gotische Kircheninterieurs mit Altären und Inschriften, Burgen, einen italienisch stilisierten Park — gemalt hat; auf einer dieser recht hübsch gedachten Coulissen hat der jugendliche Maler, offenbar nicht ohne einen gewissen Stolz, sein fecit angebracht. Dem Gymnasium, das Burckhardt absolvierte, hat er selbst nach zwei Seiten hin Lob gespendet: man mußte sich nicht überarbeiten, weßhalb man auch keinen Haß gegen das Lernen faßte, und sodann legte der Unterricht eine solide Basis für die Kenntnis der antiken Sprachen, ein Gewinn fürs ganze Leben. Des damaligen Rektors Rud. Burckhardt hat er noch speziell mit dankbarem Sinne gedacht.

Mit 18 Jahren, 1836, wurde Burckhardt mit dem Reifezeugnis zum Universitätsstudium entlassen und von dem damaligen Rektor Prof. Brömmel in die Zahl der akademischen Bürger der

Basler Hochschule aufgenommen. Zunächst folgte aber ein neunmonatlicher Aufenthalt in Neuenburg, dem Burckhardt seine sichere Beherrschung und Kenntnis der französischen Sprache und Litteratur verdankte.

Nach Basel zurückgekehrt, Frühling 1837, wandte er sich im Sommersemester, dem Wunsche des Vaters entsprechend, dem theologischen Studium zu, dem er während vier Semester unter Lehrern wie De Wette, Hagenbach, Stähelin, Müller, Beck, Preiswerk oblag; daneben vernachlässigte er aber auch die Vorlesungen der Professoren der philosophischen Fakultät, eines Wilh. Vischer Vater, Brömmel, Gerlach, Wilh. Wackernagel, keineswegs. Bald neigte sich seine Vorliebe ausschließlich dem Studienkreise dieser Fakultät zu, und als er im Herbst 1839 Basel verließ, um in Deutschland weiter zu studieren, da hatte er bereits, mit der Einwilligung seines Vaters, der Theologie Valet gesagt und sich der Geschichte zugewandt; sein fünftes Basler Semester war schon dem historischen Studium gewidmet gewesen. So berichtet Burckhardt in seiner Autobiographie aus den letzten Jahren; in seiner lateinischen Vita von 1843 dagegen schreibt er: Als ich mich 1839 nach Deutschland wenden sollte, beschloß ich, die Theologie zu verlassen und mich auf die Geschichtsforschung zu verlegen. Und daß der junge Burckhardt doch bei seinem Weggang aus Basel noch nicht so völlig von der Gottesgelahrtheit sich abgewandt hatte, dürfte der Umstand beweisen, daß er, wie uns erzählt wird, am Bettag des Jahres 1839 früherer Sitte gemäß auf der Münsterkanzel vor Beginn des Gottesdienstes Bibelstellen vorlas. Es war das erste und letzte Mal, daß Burckhardt auf einer Kanzel gestanden hat. Ferner geht aus dem von Burckhardts Hand erhaltenen Verzeichnis der von ihm gehörten Vorlesungen hervor, daß er in dem genannten Sommersemester 1839 neben deutscher und römischer Geschichte und dem Agamemnon des Aeschylus noch belegt hatte: Jesaias, erster Teil,

Einleitung ins Neue Teſtament, ein patriſtiſches Kränzchen und hebräiſche Scripta.

Vom Januar 1838 bis September 1839 hatte Burckhardt als fröhlicher Student dem Zofingerverein angehört. Mit Auszeichnung wird im Protokoll des Vereins ein freier Vortrag Burckhardts vom Mai 1839 erwähnt, worin er eine hiſtoriſch-ethnographiſche Beſchreibung des Kantons Teſſin mit beſonderer Betonung der kunſthiſtoriſchen Sehenswürdigkeiten entwarf; ferner ſprach er am 28. Auguſt desſelben Jahres, an Goethes Geburtstag, über das Verhältnis Goethes zur Schweiz.

In dieſe Basler Studienjahre fällt ſeine erſte Reiſe über den Gotthard nach Italien. Der Gedanke an das ſüße Land jenſeits der Alpen ſcheint den Jüngling ſchon früh erfüllt zu haben. Eine Anekdote, die dieſe Sehnſucht hübſch illuſtriert, mag hier erzählt werden. Eine Schweſter Burckhardts fand eines Tages in deſſen Studierzimmer einen Zettel, auf dem die Bibelſtelle Apoſtelgeſchichte 19, 21 verzeichnet ſtand; begierig zu wiſſen, wie denn dieſe Stelle laute, ſchlug ſie in der Schrift nach und fand den Ausſpruch des Apoſtels Paulus: „Nach dem, wenn ich daſelbſt geweſen bin, muß ich auch Rom ſehen.“ Freilich, jener erſte Ausflug ultra montes verlief problematiſch genug. Es war am 29. Juli 1837, als fünf Basler Studioſi in Andermatt über den weitern Verlauf ihrer Fußreiſe berieten; ſie dachten an Furka und Grimſel. Da erhob auf einmal der eine der Kameraden ſeine Stimme und ſprach: „Ich hätte euch was vorzubringen, ihr dürft mich aber nicht unterbrechen. Seht (fuhr er fort, den Finger auf der Karte), ſeht welch' kleine Strecke es noch bis nach Italien iſt, nach Italien, wo die Citronen blühn, nach Italien, nach dem ihr euch alle ſo ſehnt. Laßt das Oberland fahren, faßt einen raſchen Entſchluß! Dann zeigte er auf der Karte einen Plan, der wenig über die Schweiz hinaus ging, aber es war doch Italien. Einen Augenblick

herrſchte Schweigen, einige Bedenklichkeiten Heinrichs aber wurden beſeitigt, dann brachen wir in lauten Jubel aus: dahin laßt uns ihr Freunde ziehn!“ Der den Vorſchlag gemacht hatte, war kein anderer als der jugendliche Jakob Burckhardt geweſen; ſeine Begleiter aber, von denen Einer freilich ſeine Kameraden bei ihrer Entdeckungsfahrt im Stiche ließ, waren Alois Biedermann, der ſpätere bekannte Theologe, Joh. Chriſt. Riggenbach, ebenfalls nachher Theologieprofeſſor und Schwager Prof. Biedermanns, Theodor Meyer (=Merian), der treffliche künftige Spitalmeiſter und gemütvolle Poet, und Jakob Oeri, der in dieſem Jahre hochbetagt als Pfarrer in Lauſen verſtorbene Vetter und ſpäterhin auch Schwager Burckhardts. Die Reiſe jenſeits der Alpen nahm ihren Anfang, obſchon nur der junge Burckhardt und dieſer nicht allzugut ſich auf italieniſch verſtändlich machen konnte. Bellinzona wurde erreicht, von hier bei Regen Locarno, der Madonna del Saſſo ward ein Beſuch abgeſtattet, dann gings über Aſcona nach Briſſago. Hier wurde ein Schifflein beſtiegen, um nach Luino hinüber zu gelangen; von dort beſtand die Abſicht, nach Lugano den Weg einzuſchlagen. Allein mit Einem Faktor hatten die jungen Reiſenden zu rechnen vergeſſen, mit den lombardiſchen Grenzwächtern. „Signori, i vostri passaporti“ lautete der erſte Willkomm, und als ſie ſich über dieſe wichtigen Papiere nicht ausweiſen konnten, wurde ihnen bedeutet, daß ſie in kurzer Friſt auf demſelben Weg, auf dem ſie gekommen waren, zurückkehren möchten. Die Rückfahrt wurde angetreten, allein ein heftiger Sturm zwang die Schiffer nördlich von Luino bei Macagno, wiederum auf italieniſchem Boden, zu landen. Die vier Wanderer beſchloſſen nun, friſch weiter zu marſchieren, Magadino zu; allein bevor ſie die Schweizergrenze erreichten, hatten ſie den Grenzort Zenna zu paſſieren. Und der wurde ihnen wieder verhängnisvoll. Der Ricettore erklärte, ſeine Pflicht thun zu müſſen, und entſchied dahin, die vier jungen Männer müßten am folgenden Tage nach

Macagno zurück, wo dann der dortige Commiſſario das weitere verfügen werde. So kam denn der Dienstag 1. Auguſt heran, deſſen Verlauf wir aus einer Schilderung Burckhardts ſelbſt kennen lernen. Sie hebt an mit dem bezeichnenden Verſepaar:

Paßgeſchichten, ſchlechtes Waſſer, Wanzen in den Betten, ja —
Niemand weiß, wie ſchön Italien, der nicht all den Jammer ſah.

Frühmorgens wurde in Begleitung eines Gardiſten der Rückweg nach Macagno angetreten. „Der Morgen war prächtig; blendend von der Sonne beſchienen lag das weiße Canobio uns gegenüber, und dahinter öffnete ſich ein ſchönes Thal, von der Schneekette des Monte Roſa begrenzt. — Weiter am See hinauf ſahen wir noch die Gegend von Briſſago und Aſcona mit ihrer Fülle von Kirchen und Klöſtern, mit ihren maleriſchen, von Reblauben ganz bedeckten Dörfern hoch über dem See. Auch der Weg, den wir eben gingen, war überaus herrlich; bald beſchatteten uns Reben, bald majeſtätiſche Kaſtanien, und tief zu unſern Füßen kräuſelte ſich der ſchöne dunkelblaue Lago maggiore. Am herrlichſten ſtellt ſich die Gegend dar auf dem Felſen, wo der Weg gegen Macagno ſich umbeugt; wir blieben daſelbſt ſtehen, bis der Gardiſt nachgekommen war, und fragten ihn dann dies und das, und er zeigte uns die borromäiſchen Inſeln, die wir wie die Eilande der Seligen in weiter Ferne aus dem See ſteigen ſahen, und dahinter erhoben ſich ſchöne herrliche Berge, wie man ſie auf den alten italieniſchen Madonnenbildern im Hintergrund zu ſehen pflegt. Wir ſtiegen den Fels hinab und gelangten durch einen Rebgang zum Haus des Commiſſario.

„Man führte uns in eine Art von Halle, durch deren offene Bogen herrliche Trauben hereinhingen. Da ſtand nun der Commiſſario, ein ältlicher großer Herr, der uns lebhaft an Eßlair als Vater in Iffflands Jägern erinnerte; ja er hatte ſelbſt etwas von Goethe. Der Gardiſt übergab ihm das Schreiben des Ricettore,

unſere Wenigkeit betreffend, und er las es langſam durch, vermutlich, um ſich unſerer Identität zu verſichern. Darauf fragte er uns, wie in aller Welt es uns habe einfallen können, ohne Paß den öſterreichiſchen Boden zu betreten? — Statt ihm zu antworten, fragte ich ihn wieder, ob er franzöſiſch oder deutſch könne? Er ſagte: „Nein“ und lächelte. Darauf ſetzte ich ihm, ſo gut ich konnte, alle unſere Abenteuer, die Fahrt nach Luino, unſere Ausſetzung in Macagno u. ſ. w. auseinander. Er antwortete mit einem tiefen Seufzer: Giovenil imprudenza! und dieſe Worte klangen, als erinnerte er ſich luſtiger Studentenjahre und einer heiteren Jugend, wo dergleichen Thorheiten ihm vielleicht auch nicht fremd ſein mochten. Darauf fuhr er fort: Senza testa! senza testa! und das ſagte er wohl fünfmal. Ich bemerkte ihm, er habe eigentlich recht: ich könne es nicht leugnen, und ſeine Amtsfalten verklärten ſich zu einem Lachen, das er nicht mehr bergen konnte. Lascerovi andare, ſagte er und ging in ein Nebenzimmer, wo ſeine Schreiber an einem langen Tiſche ſaßen. Einen Augenblick darauf kam er wieder und gab uns den Laufpaß, welcher dahin lautete, daß wir wegen gänzlichen Mangels aller nötigen Papiere den nächſten Weg und ſobald als möglich über die Grenze geſchafft werden ſollten. Doch erlaubte er uns noch, in Macagno für eine halbe Stunde einzukehren; auch ſagte er mir zu meiner nicht geringen Freude und Verwunderung, daß wir dem Gardiſten nichts zu zahlen hätten. Nun ſchieden wir mit vielen Ringrazios von dem guten alten Herrn. In dem Wirtshaus gegenüber fanden wir die Wirtin in der Küche, die gewöhnlich in einer italieniſchen Oſteria zugleich Vorzimmer und Hausflur iſt. Die gute Alte fing eben ihrem Töchterlein gewiſſe Tierlein; neben ihr lagen von den köſtlichen kleinen Ziegenkäſen, eine Spezies, die man bei uns gar nicht kennt. Die Operation, womit die Locandiera eben beſchäftigt war, hinderte uns indes nicht, von den Käſen zu verlangen,

und wir verzehrten ſie mit großem Appetit zu einer Pinta Wein. Daß auf des Commiſſario Geſundheit getrunken wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aber die halbe Stunde war längſt abgelaufen, und wir mußten fort. Auf dem Felſen über dem Dorf zeigte ſich uns die Gegend in der ſchon ſehr vorgerückten Morgenbeleuchtung paradieſiſcher als je, und trotz der allgemeinen Freude über die wiedererlangte Freiheit ſeufzte ich doch tief auf: Addio Italia!"

Mit Hilfe des Laufpaſſes wurde die Grenze endlich glücklich überſchritten, Magadino erreicht, und Abends um 6 Uhr trafen die Italienfahrer in Bellinzona wieder ein. „Nachdem wir uns ein wenig erquickt, gingen wir noch in der Stadt herum; das Gewühl und Geſchrei auf den Straßen behagte uns recht ſehr und wir fühlten uns das letzte Mal in Italien noch recht wohl. Nach dem Nachteſſen ſtanden wir noch ein wenig auf dem Balkon und ſchauten in die dunkle, aber immer noch durch Geſang belebte Gaſſe hinab; ich aber befeſtigte in meinem Herzen den Entſchluß, mit nächſter Gelegenheit weiter in das ſchöne Italien hineinzudringen."

Von unterrichteter Seite iſt in der Schweizer Alpen-Zeitung vom 15. September 1885 mitgeteilt worden, daß die jugendlichen Reiſenden in Baſel ihrem Lehrer Wilhelm Wackernagel die Schilderung dieſer abenteuerreichen Welſchlandfahrt vorlegten, um ſich durch deren Veröffentlichung ein kleines Honorar zu verdienen. Nach anfänglichen Bedenken des über dieſes Vorhaben verwunderten Lehrers wurde das Angebot ſchließlich doch angenommen, und der 4. Jahrgang des in Baſel damals erſcheinenden „Wanderers in der Schweiz" brachte in Nr. 29 des Jahres 1838 den Anfang dieſer Schilderung unter dem Titel „Fünf Tage jenſeits der Alpen;" der Aufſatz zieht ſich durch eine Reihe von Nummern hin und iſt von den verſchiedenen Reiſegefährten abwechſelnd verfaßt worden. Die Partie vom 1. Auguſt rührt, wie ſchon erwähnt,

von Jakob Burckhardt her. Es hat ſich auch noch aus dem Jahr 1837 eine kleine Zeichnung Burckhardts erhalten, welche die Casa del Commissario in Macagno, das hallenartige Gemach mit den offenen rebenbewachſenen Bogen, wiedergiebt.

Der Entſchluß, bei nächſter Gelegenheit weiter nach Italien einzudringen, gedieh ſchon im Jahr nach dem erſten Verſuch zur Reiſe. Und diesmal ging die Reiſe tief hinein ins gelobte Land: Mailand, Genua, Livorno, Piſa, Florenz wurden beſucht, und manches landſchaftlich oder künſtleriſch beſonders Bemerkenswerte und Eindrucksvolle ward dem Skizzenbuch anvertraut: der phantaſtiſche Dom von Mailand, der ſtille Wieſenplan in Piſa, auf dem Dom, Baptiſterium und ſchiefer Turm ſo prachtvoll bei einander ſtehen, der herrliche Blick auf Florenz etwa von San Miniato aus. Ein überaus ſcharfes und für die Formenwelt in Natur und Kunſt trefflich geſchultes Auge hat hier mit bemerkenswerter Gewandtheit — auch der Vater Burckhardts hatte ſchön gezeichnet — den Stift geführt. — Wie ſehr die Sehnſucht nach Italien den jungen Burckhardt erfüllte, mag übrigens noch ein Gedicht beweiſen, das 1839 in der „Weihnachtsgabe zum Beſten der Waſſerbeſchädigten in der Schweiz“ unter dem Titel „Elegie“ erſchienen iſt und gleichſam den poetiſchen Niederſchlag der beiden erſten Italienfahrten bildet. Es lautet:

Elegie.

Nichts iſt ſchöner, fürwahr, als jetzt in trauter Umarmung
Hier im warmen Gemach ſich zu ergehn in Geſchwätz,
Wenn aufwirbelnd der Schnee und niederfallend zugleich ſich
Mengt in grauem Gemiſch, deckend die Dächer umher;
Wenn, vom Fenſter vergnüglich zu ſehn, im Garten die Katze
Drückt in den ſchwellenden Schnee leiſe die Pfoten hinein,
Ob ein Vögelein noch, ein verſpätetes wohl ſie erhaſche;
Denn Nachleſe des Jahrs hält nun das pfiffige Tier.
Wohl geziemet auch uns, Nachleſe zu halten, und wahrlich,
Beſſer behagt ſie mir oft ſelbſt als das prangende Mahl.

Denn nicht faßt es der Menſch, ſo viel des Guten auf einmal
Froh zu genießen und doch jedes zu würdigen recht.
Drum hat gütig ein Gott des Sommers luſtigen Monden,
Wie dem Tage die Nacht, heimlichen Winter geſellt,
Daß mit fröhlichem Ernſt der Menſch hinſchau' in die Zukunft,
Und mit freudigem Dank auf das Vergangne zurück,
Daß er wiederum liebe des heiligen Herdes Penaten,
Wenn in Winter und Sturm ſchützend das Haus ihn empfängt.
Sei uns feſtlich gegrüßt, du heimliche Stunde der Dämmrung!
Komm vom Schranke herab, Lampe, du heiliges Licht!
Wahrlich, du leuchteſt am ſchönſten uns vor, wenn ſelig wir nochmals
Wandeln in lieblichem Traum durchs labyrintiſche Jahr. —
Aber wie hoch am Fenſter der Schnee ſich thürmet! wie mag's jetzt
Wohl in den Bergen ſtehn? Freunde, entſinnt ihr euch noch,
Wie wir, es ſind vier Monate kaum, erſtiegen den Gotthard,
Und mit ewigem Schnee kühlten den lechzenden Mund?
Grau war er wohl, mit Erde vermiſcht; jetzt fänden wir beſſern
Draußen im Garten, und doch mundete jener mir gut;
Denn Italien liegt an des Bergs jenſeitigem Abhang —
O wie rufet das Wort laut an das bebende Herz!
Dürft' ich! ... Nicht die Lawinen und nicht die entſetzliche Brücke
Würden mich ſchrecken, es ruft jenes allmächtige Wort.
Flüchtige Ruh' nur gönnten wir uns im ärmlichen Dorfe
Jenes verödeten Thals, eilten dann weiter im Schnee,
Sähn dann glänzen im Schein des Monds den ſchaurigen Dieudo,
Hörten fernes Geläut leiſe die Wüſte durchziehn;
Dann um die Mitte der Nacht in der kleinen Kapelle des Kloſters
Sprächen ein leiſes Gebet wir vor dem ewigen Licht,
Stiegen hinunter darauf ins verheißene Land, und im Feſtſchritt
Meſſend den heiligen Weg, zögen von Stadt wir zu Stadt. —
Fern winkt Rom; ſchon ſteigt aus dem nebligen Duft der Campagna
Auf ein rieſiger Bau über die Stadt und die Welt.
Ja, dort werden wir wohnen, von ſtillen Gärten umgeben,
Dort in laulicher Nacht denken an Gott und das Glück;
Draußen indes liebkost mit dem Platanos flüſternd die Pinie,
Und bald ſteiget hinauf vom Capitole der Mond ...
Aber was giebt's? die Lampe beginnt dämoniſch zu rauchen!
Quälet dich Eiferſucht, nordiſches Lämpchen? o ſprich!
Ja, dich ſchmerzet, geſteh's, das Lob des italiſchen Vollmonds;
Ach, auch mich, deinen Herrn, ſchmerzt und beglückt es zugleich!

Nicht nur den jungen ſinnigen Poeten lernen wir aber aus dieſen Jahren kennen, ſondern auch den fleißigen und ſelbſtändig im Beſtand der kirchlichen Monumentalbauten unſres Landes ſich umſchauenden Kunſtfreund. Im zweiten und dritten Jahrgang der ſeit 1836 in Zürich von dem Lehrer der Baukunſt an der dortigen Univerſität, Baumeiſter C. F. von Ehrenberg, herausgegebenen „Zeitſchrift für das geſamte Bauweſen“ hat „Herr Jac. Burckhardt in Baſel“ in der Zeit von Anfang 1838 bis Herbſt 1838 „Bemerkungen über ſchweizeriſche Kathedralen“ veröffentlicht. Gleich zu Beginn dieſer in vier Nummern erſchienenen wenig umfangreichen Aufſätze, die ſich auf Genf, Lauſanne, Baſel und Zürich beziehen, motiviert er ſeine Arbeit: „Es geht dem Schweizer, wie es wohl den meiſten andern Völkern auch gehen mag: er bewundert die Herrlichkeiten des Auslandes, und von denen ſeiner Heimat weiß er kaum Auskunft zu geben. So iſt beſonders einigen ſchweizeriſchen Kathedralen ſelten das Lob zu teil geworden, das ihre Schönheit verdient, teils wegen der Eiferſucht der Ausländer, teils wegen der angebornen Gleichgiltigkeit derer, die im Lande wohnen. Und dieſe ſind einigermaßen zu entſchuldigen, denn beſonders die Anerkennung der mittelalterlichen Baukunſt iſt noch nicht ſo alt und noch nicht ſo allgemein verbreitet, wie ſich's Manche wohl vorſtellen.“ Gleich in der erſten Anmerkung ſetzt dann Burckhardt klar und richtig auseinander, daß über die Chronologie eines Baues der Bau ſelbſt Rede und Antwort zu geben hat; die Jahreszahlen der Annaliſten haben für uns nur dann einen Wert, wenn ſie mit den aus dem Gebäude ſelber gewonnenen Reſultaten übereinſtimmen. Nach dieſem kritiſchen Grundſatz handelt er. — Bei der Genfer Kathedrale hebt er zunächſt die Hauptfaſſade aus dem vorigen Jahrhundert als einen diſharmoniſchen Beſtandteil hervor, jedoch nicht ohne dieſem „griechiſchen Frontiſpice“ das Prädikat wunderſchön zu geben, „indem es der Baumeiſter Alfieri (ein naher

Verwandter des gleichnamigen Dichters) getreu dem von Agrippa's Pantheon nachgebildet hat." Am Innern von St. Pierre rühmt Burckhardt die Großartigkeit der Verhältniſſe, den ganzen Bau weist er der Uebergangsperiode zu; daß in ihrem Baucharakter die Kathedrale in die Kategorie der franzöſiſch-gotiſchen Kirchen einzureihen iſt, hebt er nachdrücklich hervor; auch die Türme ſind, „wie die meiſten franzöſiſchen und engliſchen Kirchtürme, auf platte Dächer berechnet." „Wer nun einzig das reine Deutſchgotiſch als ſchön erkennt, der wird hier ſpitze, himmelhohe Türme ſamt der Verwandlung aus dem Viereck ins Achteck u. ſ. w. ſchmerzlich vermiſſen, aber dieſe Uebergangsbauart hat auch etwas vor dem Gotiſchen voraus, wenn ſie ihm auch in andern Dingen weit nachſteht, und man kann ſich in derſelben ſtumpfe Türme ſehr wohl gefallen laſſen, da ihre Verhältniſſe noch lange nicht ſo hinaufſtrebend ſind, wie die der reinen und ausgebildeten gotiſchen Bauart; in dieſer allerdings erſcheint uns alles Stumpfe und Horizontale widrig."

Aus Burckhardts Beſchreibung der Lauſanner Kathedrale mag ebenfalls eine Stelle in Bezug auf Türme hervorgehoben ſein; ſie bezieht ſich auf die Verwandlung des Vierecks ins Achteck, die der Verfaſſer als „das eigentliche Prinzip der deutſchen Türme in der Blütezeit des Mittelalters" bezeichnet. In der Anmerkung zu dieſer Stelle findet ſich der Hinweis auf „den majeſtätiſchen Turm des Münſters zu Freiburg i. B., eines der wenigen Gebäude, die man ganz vollkommen nennen darf." Dieſer Begeiſterung für den Freiburger Turm iſt Burckhardt zeitlebens treu geblieben. Wie Freiburg, ſo kannte der junge Kunſtforſcher damals auch ſchon das Straßburger Münſter; eine Stelle in dem Aufſatz über die Genfer Kathedrale beweiſt dies. Wie in jenen Jahren ſolche Kunſtreiſen zu Fuß in Freundesbegleitung unternommen wurden, manchmal ſogar mit Zuhilfenahme von Nachtmärſchen, pflegte Burckhardt

ſpäter nicht ohne Genugthuung über dieſe heroiſche Beſiegung aller Strapazen zu erzählen. Bemerkenswert in dem Lauſanner Aufſatz mag auch das Vermögen Burckhardts erſcheinen, ſich aus Unfertigem oder halb zu Grunde Gegangenem die Wirkung eines Ganzen, den Geſamtbaueindruck zu rekonſtruieren. So kann er von dem damaligen Aeußern der Kathedrale von Lauſanne als von einem „äußerſt grandioſen Ganzen" ſprechen. Einen hübſchen Ausfall leiſtet ſich der begeiſterte Kunſtjünger in einer Anmerkung: „In Freiburg i. B. beſteht eine Verſchönerungskommiſſion des Münſters, und dort war freilich hohe Aufforderung dazu vorhanden; aber auch in unſerm Vaterlande iſt hie und da das Bedürfnis einer ſolchen Kommiſſion noch viel dringender, und ſtatt deſſen hat man an manchen Orten Entſtellungskommiſſionen." Die Lauſanner Kathedrale ſteht für Burckhardt im erſten Range unter den ſchweizeriſchen Kirchen; und dann noch Eins: „als beſonderer Vorzug dieſer Kirche gilt endlich mit Recht die herrliche Lage und Ausſicht vom Turme herab, die allein ſchon der Reiſe wert iſt. Man frage Jeden, der den Genferſee geſehen."

Zwei Aufſätze hat der junge Basler dem ſchönſten Baudenkmal ſeiner Vaterſtadt, dem Münſter und ſeinem Kreuzgang gewidmet; beide ſind von einer Anzahl von Tafeln begleitet, deren ſorgfältig und ſauber gezeichnete Aufnahmen meiſt dekorative Einzelheiten aus dem Chor bringen. Heute, da wir die treffliche Münſter-Baugeſchichte von Dr. K. Stehlin beſitzen, kommt dieſen Arbeiten ſo gut als der anonymen „Beſchreibung der Münſterkirche" von 1842,*) ebenfalls einer Arbeit Jakob Burckhardts, ſelbſtverſtändlich kein weſentlich anderer Wert zu, als daß ſie ein Glied in der Erkenntnis der baulichen Entwicklung des Münſters darſtellen. Und nun finden ſich im Verzeichnis der Litteratur zur Baugeſchichte des

*) Ueber dieſe Schrift ſiehe ſpäter.

Münſters (Münſterbuch S. 289) Burckhardts Aufſätze neben der Saraſin'ſchen Schrift als die erſten Arbeiten dieſes Jahrhunderts über das Münſter erwähnt. Saraſins Unterſuchungen erſchienen im erſten Bande der Beiträge zur Geſchichte Baſels 1839, Burckhardts Aufſätze finden ſich im dritten Band der genannten Bauzeitſchrift von 1839, ſind aber beide ſchon in Heften des Jahres 1838 zur Publikation gelangt; von einer Benützung der Saraſin'ſchen Arbeit war ſomit keine Rede; es galt ein völlig ſelbſtändiges Studium: der zwanzigjährige Jakob Burckhardt eröffnet mit ſeinen anſpruchsloſen „Bemerkungen“ die Reihe der ſchönen Forſchungen über unſer Münſter. Das iſt an ſich ſchon ein Verdienſt. Sein Schlußurteil über die Kirche mag hier ſtehen: „Obwohl das Münſter von Baſel trotz eines ſtörenden Lettners, eines abſcheulichen Stuhlwerks und tauſend andrer Entſtellungen, doch wegen der Breite des Schiffes und wegen der großartigen Anlage des Chores, das durch ſeinen luftigen, lichten Bau vor vielen berühmten Deutſchlands einen Vorzug hat, nicht wenig imponiert, ſo ſind doch eher die Einzelnheiten als das Ganze zum Studium zu empfehlen. Und ſchöne Einzelnheiten ſind hier reichlich vorhanden: die Ornamente des Chores und der Gruft unter demſelben, das ſchöne Grabmal der Kaiſerin Anna aus der beſten gotiſchen Zeit, endlich der Kreuzgang dürfen Anſpruch machen auf die Anerkennung jedes Auges, das ſchöne Formen liebt.“

Im Aufſatz über den Kreuzgang iſt der Verſuch Burckhardts bemerkenswert, eine kunſthiſtoriſche Ueberſicht über das Anbringen von Galerien an Mauern als Einleitung zu geben. Aegypter, Juden, Araber, Griechen, Römer paſſieren da Revue; dann kommt er auf die chriſtliche Periode zu ſprechen, auf Italien, wo der Camposanto von Piſa, ein bloßer Begräbnisplatz mit Kreuzgängen, als eine der großartigſten Schöpfungen der italieniſchen Baukunſt geprieſen wird. Burckhardt konnte hier aus Autopſie ſprechen.

Als Beispiel eines gotischen Kreuzganges, des „schönsten und größten der Schweiz," wird dann der am Basler Münster eingehend beschrieben. Auch hier können wir das Einzelne auf sich beruhen lassen; dagegen darf der Schlußpassus ein allgemeineres Interesse beanspruchen. „Damit der Genuß (des Kreuzgangs) ungetrübt wäre, müßte noch gar manches Störende entfernt werden. Namentlich rechne ich hieher die häßlichen Holzgitter, die sich an allen Fensteröffnungen hinziehen und wenigstens das halbe Licht wegnehmen: die plumpen hölzernen Thüren des Kirchhofs der Kinder, ferner eine Menge von Epitaphien, die man kaum anders als unschön nennen kann, und die zu allem Uebel noch sehr unordentlich an den Mauern zerstreut sind; endlich eine bedeutende Unreinlichkeit, der vor allem dadurch zu steuern wäre, daß die untere Sakristei nicht mehr als Sandmagazin und als Kalkgrube benutzt würde, denn dazu wären gewiß noch sonst Lokalitäten genug vorhanden. — Was die Epitaphien betrifft, so ist an andern Orten ein gewiß nachahmenswerter Gebrauch in Uebung; die Behörde entscheidet nämlich, ob ein Grabmal dürfe gesetzt werden oder nicht, und wenn sie es bei solchen Personen gestattet, die sich weiter durch nichts ausgezeichnet haben, so thut sie es bloß unter der Bedingung, daß ein wahres Kunstwerk aufgestellt werde. Man betrachte die ältern Grabmäler des Kreuzganges, kaum wird sich ein Name finden, der nicht in der Geschichte der Stadt Basel mehr oder minder wichtig gewesen, und damals war es noch eine Ehre ein Grabmal zu erhalten. Jetzt, wo bald Jedermann ein Grabmal zu erhalten wünscht, werden die Kirchhöfe damit überladen; aber die Leute, welche den Toten gekannt, sterben nach und nach aus; bald weiß selbst die Familie höchstens den Namen des Vorfahren, dessen Denkmal im Kreuzgang steht; endlich verschwindet jede Kunde von dem Toten, ein neuer Stein verlangt Platz zu finden, und der alte wird irgendwo als taugliche Platte eingemauert." Mit diesen

Sätzen hat der junge Burckhardt gewiß seinem Vater, dem Münsterpfarrer, eine herzliche Freude bereitet.

Der vierte Aufsatz ist dem Großmünster in Zürich gewidmet; nicht ohne Spott meint sein Verfasser, „daß dieses Gebäude neben den Hauptkirchen von Lausanne, Basel, St. Gallen, Schaffhausen ꝛc. eher Kleinmünster als Großmünster heißen dürfte.“ Nochmals kommt er hier eingehend auf die Türme und ihre Bedeutung in der mittelalterlichen Baukunst zu sprechen: „Bei etwas spätern byzantinischen [nach damaligem Sprachgebrauch für romanischen] Kirchen wurden die Türme sehr bald Hauptsache, ein Mißbrauch (ich will das Wort wagen), der sich dann im gotischen Stil aufs Glorreichste entfaltet und dem wir alle jene herrlichen Pyramiden des Mittelalters verdanken.“ Er weist dann darauf hin, auf welche mühsame Weise z. B. am Straßburger Münster „der unsterbliche Erwin von Steinbach die Kirche an das Turmgebäude angelötet hat,“ fügt aber bei: „es ist sein Fehler nicht, sondern der seines Landes und Jahrhunderts.“ Eine Ausnahme giebt es nun aber doch: „Ein Volk wußte sich durch seinen feinen Sinn vor diesen Verirrungen zu bewahren: die Italiener. Sie machten ihre Türme ganz klein, oder stellten sie getrennt von der Kirche auf.“ „Möchten diese Bemerkungen nicht als Spitzfindigkeiten, sondern als einfache Meinungsäußerungen aufgenommen werden,“ mit diesen Worten schließt Burckhardt seine allgemeinen Bemerkungen über den Turm. — Seinen Aufsatz läßt der Verfasser in den folgenden gewiß höchst charakteristischen Wunsch ausklingen: „Ueberaus schätzbar wäre es, wenn ein Kenner die kirchlichen Monumente der Schweiz aus der Periode der sogenannten Renaissance kommentieren und womöglich in leichten Zeichnungen diesem Journal einverleiben wollte. Er würde z. B. im Kanton Tessin die herrlichste Ausbeute finden. Schon die Hauptkirche von Bellinzona ist ein hübsches, ehrwürdiges Gebäude, dessen Vorderseite sich gewiß

höchſt maleriſch ausnimmt; noch weit herrlicher aber, wenn auch kleiner, iſt die Faſſade der Kathedrale von Lugano, die nach dem Urteile von Kennern als eine der reinſten, vollendetſten und ſchönſten in italieniſchen Landen betrachtet werden darf."

Dem Ausdruck der „ſogenannten Renaiſſance" begegnen wir im ſelben dritten Band der Ehrenberg'ſchen Zeitſchrift in einem Aufſatz des Architekten Berri in Baſel, des verdienten Erbauers unſeres Muſeums; Herr Berri giebt dieſe „ſogen. Renaiſſance" als einen Paralleltitel für den „italieniſch-mittelalterlichen" Stil. Der, welcher dieſen Begriff dann ſpäter einer ſo gründlichen Reviſion unterwerfen ſollte, war der Schwager eben dieſes Herrn Berri; man darf wohl als ſicher annehmen, daß der junge Burckhardt im Verkehr mit dem feinen Architekten manche Anregung fürs Leben empfangen hat.

Mit Augen, die für das Schöne und Charakteriſtiſche in der Kunſt geſchärft waren, und mit achtbaren Kenntniſſen, namentlich in der Baugeſchichte, trat der 21-jährige Studioſus der Philoſophie im Herbſt 1839 ſeine Reiſe nach Berlin an. Einzelne Etappen derſelben laſſen ſich noch in einem Skizzenbuch Burckhardts verfolgen: Schaffhauſen, Ulm, München, Freiſing, Landshut, Regensburg, Nürnberg, Eger. Ueberall hält das fleißige und gewandte Bleiſtift die Hauptſehenswürdigkeiten feſt: mittelalterliche Bauten ſo gut als prunkvolle Kircheninterieur des Barockſtils. Dann folgen die Zeichnungen aus Berlin: neben Architektoniſchem vor allem Gemälde und Statuen des Muſeums. Die Vita der Diſſertation führt unter den Lehrern, deren Vorleſungen Burckhardt in ſeinen ſechs Berliner Semeſtern hörte, u. a. auf: Droyſen, Ritter, Kugler, Böckh, Ranke, Jak. Grimm und Stahl. Aus den Vorleſungen des letztern, des bekannten ſtreng konſervativen Staatsrechtslehrers, pflegte Burckhardt ſpäter gerne die folgende Epiſode zu erzählen: Als einſt die Studenten bei einer ihnen beſonders wenig zuſagenden Stelle des Kollegs nach akademiſcher Unſitte heftig ſcharrten, hielt

Stahl einen Moment inne und ſagte dann ruhig: „Meine Herren, mit den Füßen widerlegt man mich nicht.“ Von all dieſen Lehrern aber ſind es zwei vor allem, denen Burckhardt ſich zu bleibendem Danke verpflichtet fühlte: Ranke und Kugler, der Geſchichtſchreiber und der Kunſthiſtoriker. Bei Ranke, von dem neben den Geſchichten der romaniſchen und germaniſchen Völker und den Fürſten und Völkern Südeuropas die römiſchen Päpſte und die erſten Bände der deutſchen Reformationsgeſchichte damals ſchon vorlagen, beſuchte er das hiſtoriſche Seminar; es war zwar, wie Burckhardt ſcherzend zu ſagen pflegte, ſchon nicht mehr das „große“ Seminar, aus dem in der erſten Hälfte der 30er Jahre Forſcher wie Waitz, Gieſebrecht, Köpke hervorgegangen waren; man wurde aber immerhin noch zum ſelbſtändigen Arbeiten angeleitet, und nicht ohne Stolz hat Burckhardt in ſeiner autobiographiſchen Skizze erwähnt, daß er zwei umfangreiche Arbeiten für dieſes Seminar anfertigte, welche die Zufriedenheit des großen Lehrers fanden. Und die Vita von 1843 geht in folgenden Satz aus: „Am meiſten aber wünſche ich mir Glück dazu, daß mir in der Geſchichte als Lehrer der über alles Lob erhabene Leopold Ranke beſchieden war, der nicht nur durch ſeine Vorleſungen, ſondern auch durch ſeinen überaus koſtbaren Rat, meine Studien zu fördern für wert gehalten hat (juvare dignatus est).“ Stets blieb Burckhardt ein Ausſpruch Rankes in Erinnerung, den er einſt ſeinen Schülern gegenüber gethan hatte: „Meine Herren, Sie müſſen den Sinn für das Intereſſante in ſich entwickeln.“ „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus,“ habe er, Burckhardt, bei dieſem Diktum gedacht. Und doch, wohl wenige Schüler Rankes haben dieſer Forderung ihres Lehrers in höherem Maße Rechnung getragen als Burckhardt; freilich dürften auch wenige in ſo eminentem Grade dieſen Sinn ſchon mitgebracht haben wie der junge Basler Student. Das Beſte, was Burckhardt von Ranke gelernt hat, ließ ſich übrigens

wohl weit weniger in Seminar und Vorleſungen holen, welch' letztere ſchon damals recht ungenießbar waren, als in den Werken des Hiſtorikers ſelber: der Blick für die großen geſchichtlichen Zuſammenhänge, das Erfaſſen des Weſentlichen und Bedeutſamen aus der ungeheuren Maſſe des Thatſachenmaterials, der Sinn für den Wert der Perſönlichkeit in der Geſchichte, die Gabe, ſich in die verſchiedenartigſten Charaktere und Seelenſtimmungen der handelnden Menſchen hineinzuleben, und daraus entſpringend das Verſchmähen abſoluter ſtarrer Maßſtäbe, an denen der Hiſtoriker in Lob oder Tadel, in Liebe oder Haß Perſonen und Geſchehniſſe als anmaßender Moralrichter mißt. Was ihm aber wohl ſchon damals wie ſpäter wenig an Ranke mag gefallen haben, das war deſſen oft allzu weit gehendes Streben nach diplomatiſch verhüllender Sprache, ein gewiſſer Mangel an kräftiger Subjektivität, ja an Freimut, die, wie ein Hörer jener Zeit, der Theologe W. Beyſchlag, ſich ausdrückt, alle dunkeln Farben abdämpfende vornehme Neutralität. Burckhardt hat ſpäter in ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen etwa einmal ſolche gar zu ſubtile und vermittelnde Wendungen bei Ranke nicht ohne leiſen Spott citiert: ſo in der Schuldfrage Wallenſteins, wo er „die gemäßigten Redaktionen" bei Ranke mit einer Gewiſſenhaftigkeit namhaft machte, die ihre berechnete Wirkung auf den Hörer nicht verfehlte; oder wenn er bei dem Verrat Karls I. durch die Schotten den Satz aus der „Engliſchen Geſchichte" anführte: „Auf eine ziemlich anſtößige Weiſe wurde das Geldgeſchäft mit der Ueberlieferung des Königs in Verbindung gebracht." Solche Dinge pflegte Burckhardt jeweilen deutlicher zu bezeichnen. Daneben ſoll aber auch nicht verſchwiegen werden, daß Burckhardt beim Tode Rankes im Kolleg des hingegangenen großen Hiſtorikers mit ehrenden Worten gedachte. Von Rankes Werken pflegte er in der Vorleſung die Päpſte als das beſte zu bezeichnen, was er geſchrieben; das habe er nie mehr übertroffen.

Von Franz Kugler, dem Kunſthiſtoriker, der ſeit 1833 als Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Akademie der Künſte wirkte und bereits 1837 ſeine „Geſchichte der Malerei von Conſtantin bis auf die neuere Zeit“ herausgegeben hatte, hat Burckhardt gerühmt, daß er ſeine geiſtige Richtung im weſentlichen ihm verdanke; eine edle Perſönlichkeit, habe er Horizonte weit über die Kunſtgeſchichte hinaus eröffnet. Burckhardt beſuchte Kuglers Vorleſungen; was aber noch wertvoller war, er trat mit ihm in innigſte Verbindung. Aus dem zehn Jahre ältern Lehrer ward dem Schüler ein Freund. Von der Perſönlichkeit des vielſeitigen Mannes, der neben ſeinen bahnbrechenden kunſthiſtoriſchen Arbeiten auch in der Lage war, eine populäre Geſchichte Friedrichs des Großen zu ſchreiben, die der junge Adolf Menzel meiſterlich illuſtriert hat, der außerdem in Novellen und Gedichten ein liebenswürdiges dichteriſches Talent entfaltete, von dieſer Perſönlichkeit hat Paul Heyſe in ſeiner ſpäter noch zu erwähnenden Einleitung zum 4. Band der „Italieniſchen Dichter ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts“ eine Charakteriſtik entworfen, die man beinahe wörtlich auf Jakob Burckhardt ſelbſt anwenden könnte; er ſchreibt da: „Es war nicht möglich, in ſeiner Nähe zu leben, ohne ſich von dem Zuge ſeines Weſens zu allem Charakteriſtiſchen, was in Kunſt und Dichtung der Völker ſich offenbart, lebhaft angezogen zu fühlen. Die wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſeines Lebens zeugen dafür, mit wie ungewöhnlicher Reinheit, Stärke und Zartheit aller künſtleriſchen Organe er die Denkmäler eines Jahrtauſende alten Kunſtlebens zu betrachten und die Seele der untergegangenen Völker und Zeiten aus den verwitterten Zügen ihrer Monumente herauszuleſen verſtand. Denn neben dem hiſtoriſchen Sinn, der den Geſchichtſchreiber macht, beſaß er in hohem Maße die hiſtoriſchen Sinne, die den wahren Kunſtforſcher von dem äſthetiſchen Dilettanten oder dem abſtrakten Theoretiker unterſcheiden. Und mehr als das: ſeine Fähigkeit war unendlich, mit

dichterischer Phantasie sich in die volle sinnliche Gegenwart untergegangener Kulturen zurückzuversetzen." So fand der junge Burckhardt in Kugler den Mann, der alle in ihm schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken, zu entwickeln und zu vertiefen verstand; es wird sich später noch ein Anlaß finden, von diesem Verhältnis der Beiden und von dem Leben im Kugler'schen Hause zu sprechen.

Den Aufenthalt in Norddeutschland benützte Burckhardt, was sich bei ihm fast von selbst versteht, zur Bereicherung seiner kunsthistorischen Kenntnisse auch außerhalb Berlins und dessen Umgebung; so erzählt sein Skizzenbuch von einer Harzreise im Jahre 1840; Goslar, Halberstadt, Hildesheim, Braunschweig boten reichen Stoff zu Notizen und Aufnahmen. Das Sommersemester 1841 beschloß er dann in der rheinischen Universitätsstadt Bonn zu verbringen; es sollte nach verschiedenen Seiten hin auf Burckhardt befruchtend wirken. Mit ihm in Bonn war damals einer der Kameraden von der ersten Italienfahrt, der Theologie studierende Joh. Chr. Riggenbach. Beide traf der achtzehnjährige Willibald Beyschlag, der künftige bekannte Hallenser Theologe, wie er in seinem lesenswerten Buche „Aus meinem Leben" (Halle 1896) erzählt, öfters bei den freien Abenden im Hause Gottfried Kinkels, des damaligen Dozenten der Theologie an der Universität. Kinkel, im 26. Lebensjahr stehend, übte durch seinen glänzenden Vortrag einen großen Einfluß auf die Studenten aus, er hatte Italien und Rom gesehen, er war ein geistreicher und vielseitiger Mann, der schon damals lebhaftes Interesse für Kunst zeigte, und hatte sich überdies als Poet einen Namen gemacht. Selbständige tiefe Forschungen lagen nach Beyschlags Zeugnis seinen Universitätsvorträgen, wie z. B. der Geschichte des Heidentums von Augustus bis Constantin, nicht zu Grunde, aber er verstand anzuregen und zu begeistern. Der junge Beyschlag, der bei aller klaren Einsicht in die Schwächen Kinkels als Gelehrten sich diesem um seiner bezaubernden Persön-

lichkeit willen in feuriger Verehrung anſchloß, lernte Burckhardt ſchon damals ſchätzen; er erzählt: „Vor allem zog Jakob Burckhardt uns an, er hatte bereits Italien geſehen, und es war reizend ihn erzählen und ſchildern zu hören.“ Ein munteres poetiſches Treiben herrſchte in jenen Jahren in der damals noch ſehr unanſehnlichen Rheinſtadt; das Kinkelſche Haus war der Mittelpunkt eines dichteriſchen Klubs, der ſich den Namen „Der Maikäfer“ beigelegt hatte; hier wurde über Litteratur nicht nur debattiert, ſondern ſolche auch produziert. Beyſchlag erzählt von einem Maikäferfeſt, zu dem der fern von Bonn weilende Burckhardt einen Cyklus Balladen „St. Goar“ ſandte, worin die Loreleyſage mit dem Auftreten der altchriſtlichen Miſſionare am Rhein ſinnig verwoben war.

Hatte die Reiſe von Berlin nach Bonn den jungen Burckhardt über Leipzig, Frankfurt, Mainz, Trier, Koblenz geführt, ſo bot ihm der Aufenthalt in Bonn ſelbſt natürlich reichſte Gelegenheit, die Gegend des Niederrheins mit ihrer Fülle von Kunſtdenkmälern gründlich kennen zu lernen. Eine Frucht dieſer Studien liegt vor in einem fünfzehnſeitigen Aufſatz „Ueber die vorgotiſchen Kirchen am Niederrhein,“ der einen Beſtandteil des im Frühling 1843 erſchienenen niederrheiniſchen Jahrbuchs zum Beſten der Bonner Münſterkirche bildet. Reizend fängt dieſe kleine Arbeit an: „Es iſt ein eigentümlicher Vorzug der Rheingegend, beſonders zwiſchen Mainz und Köln, daß hier die Werke der Menſchenhand zu den landſchaftlichen Maſſen in einem ſo ſtarken Verhältnis ſtehen. Denn die Landſchaft erhält für unſer Gefühl ihren vollen poetiſchen Wert erſt durch die Beziehung zum Menſchenleben und ſeinen Denkmalen. Von den weinbewachſenen Schieferfelſen heben ſich zahlreiche Kirchtürme höchſt maleriſch ab. Bei näherer Unterſuchung findet man Turm und Kirche ſehr einfach; aber die Bauart iſt für dieſe Landſchaft wie geſchaffen; ſie ſetzt den dunkeln Bergmaſſen helle Mauermaſſen entgegen, während der

hohe durchsichtige Turm eines gotischen Domes sich am schönsten auf einem reinen Himmel und zarten Wolken abzeichnet." Es folgt sodann eine für Burckhardts umfangreiche Studien vollgiltiges Zeugnis ablegende Betrachtung der „romanischen" Architektur und ihrer Bedeutung in der Entwicklung des mittelalterlichen Kirchenstils. „Sie bleibt, in Burckhardts Augen, eines der edelsten Zeugnisse des mittelalterlichen Geistes, und wir müssen ihr einen hohen ästhetischen Wert zugestehen." Sie hatte eine „wahrhaft ungeheure Aufgabe": den Innenbau zu leisten. Indem der Verfasser nun, als auf eines der spätesten Produkte der römischen Kunst, auf die altchristliche Basilika zu sprechen kommt, durch welche „die Perspektive des Innern" geschaffen wurde, macht er einige recht feine Bemerkungen über die Art, wie die Römer zu dem etruskischen Gewölbebau die griechische Formenwelt hinübernahmen; die Säulen wurden z. B. an den Amphitheatern in mehreren Ordnungen übereinander gestellt, „ohne alle Rücksicht auf den zart abgewogenen mechanischen Gehalt einer griechischen Säule." „Die Römer scheinen ein dunkles Gefühl von diesem Uebelstande gehabt zu haben; sie ließen sich mit den beiden herrlichen Schöpfungen der hellenischen Blütezeit, der dorischen und jonischen Ordnung, nur selten ein und hielten sich dafür an das nachgeborene, verzogene Kind des Griechentums, die korinthische Ordnung, weil diese alles mit sich machen läßt. Aber es liegt in diesen römischen Bauten ein Ausdruck der Gewaltherrschaft über den Stoff, welcher uns hinreißt und mit stillem Staunen erfüllt. Da ist nichts Kleinliches oder Verpfuschtes; die Massen wirken, auch bei kleinen Dimensionen." Burckhardt hatte, als er dies schrieb, Rom noch nicht gesehen, vielleicht aber ist der Besuch in Trier auf diese Charakteristik des römischen Bauwillens nicht ohne Einfluß geblieben. Die Einleitung geht sodann aus in einen Preis der Gotik als der völligen Versöhnung von Außen- und Innenbau. Den Germanen, dem „ersten Kunstvolk der Weltge-

ſchichte neben den Hellenen“ (!), war dieſe That beſchieden, „vielleicht das größte Faktum der Kunſtgeſchichte.“ Im weitern Verlauf der Schrift kommt ihr Verfaſſer auf die in der vorgotiſchen Architektur vorbereitete Verſchmelzung des Turmbaues mit der Kirche zu ſprechen; in der Anmerkung zu dieſem Paſſus lieſt man: „Der Italiener empfand ſeine Baſilika noch immer nach antiker Weiſe als eine monumentale Verherrlichung der Horizontalfläche. Eine künſtleriſche Geſtaltung des Turmes hat er nur ſelten, und dann iſoliert von der Kirche, verſucht. Ihm ward ſpäter die Kuppel, was uns der Turm.“ Nach Ausführungen über die reiche äußere Kompoſition der niederrheiniſchen Kirchen der Vorgotik und über die Hand in Hand mit ihr gehende Notwendigkeit des Gewölbebaues, beſpricht Burckhardt das Detail dieſer Bauten; er rühmt den hohen maleriſchen Wert der Bogengalerien als Dekoration und belegt das mit St. Apoſteln in Köln: „wie ein Kranz von dunkeln Blumen zieht ſich die düſtre Galerie majeſtätiſch um die Stirn der Chornische.“ Mit einem für den Verfaſſer recht bezeichnenden Wunſch ſchließt dieſe Schrift: „Es wäre ein großer Gewinn für die Kulturgeſchichte, wenn eine umfaſſende Geſamtbehandlung der vorgotiſchen Bauten am Rhein auch dieſe Uebergangsperiode mit der Zeitgeſchichte in Zuſammenhang bringen könnte.“ Die Anmerkungen, die dem Text nachfolgen, bringen an neunter und letzter Stelle folgende Definition des Begriffs Rokoko: „Rokoko entſteht immer da, wo die eigentliche Bedeutung der Formen vergeſſen worden iſt, die Formen ſelbſt aber um des Effektes willen fortwährend und zwar mit Mißverſtand benützt werden. Es giebt ſonach einen römiſchen, gotiſchen u. ſ. w. Rokoko.“ Setzt man hier ſtatt Rokoko den richtigern Ausdruck Baroko, ſo wird man dieſe Definition noch heute als durchaus zutreffend bezeichnen müſſen.

Franz Kugler hat dieſer Arbeit ſeines Schülers in einer Recenſion (wieder abgedruckt im 2. Band der Kleinen Schriften und

Studien zur Kunstgeschichte S. 474/5) das folgende Zeugnis ausgestellt: „eine vortreffliche Entwickelung der reichen und malerisch imposanten Kompositionsweise, wodurch diese Kirchen sich auszeichnen. Ein paar unrichtige oder schiefe Einzelbemerkungen, die dem Verfasser entschlüpft sind, die aber die Gesamtauffassung nicht beeinträchtigen, sollen hier nicht weiter gerügt werden."

Aus verschiedenen Stellen des Aufsatzes geht hervor, daß Burckhardt sich in der Stadt Köln ganz gründlich umgesehen hatte; ihre Kirchen sind ihm ans Herz gewachsen, sein Lieblingsbau romanischen Stils ist der Knppelbau von St. Gereon, „das Kleinod der vorgotischen Kunst." Ueber alle diese Bauten aber ragte, ein Gegenstand romantischer Bewunderung und patriotischer Sehnsucht, die mächtige Ruine des Domes empor, und eben in jenen Tagen der beginnenden 40er Jahre rief sie „eine laute nationale Begeisterung" hervor; im September 1842 war der Grundstein zum Ausbau gelegt worden. Wir täuschen uns wohl nicht in der Annahme, daß Burckhardt von dem kunsthistorischen Interesse an diesem gotischen Monument vornehmsten Ranges den Anstoß erhielt zu seiner ersten gedruckten Arbeit historischen Inhaltes; die Frage nach dem Manne, der einst den Grundstein zum gotischen Neubau des Domes gelegt hatte, führte zu einer genauern Ergründung der nähern Lebensumstände desselben. So entstand die Schrift über „Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln 1238—1261," die 1843 in Bonn erschien mit der Widmung „Meinem Freund Gottfried Kinkel, Dozenten der Theologie an der Universität Bonn." In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß er nur gedruckte Quellen benützt habe; doch würde er sich reichlich belohnt finden, wenn seine Arbeit zur Herausgabe unbekannter Urkundenschätze anregte. Dann benützt er den Anlaß, um nach einer Geschichte und einem Urkundenbuch von Köln — Burckhardt schreibt durchgehend Kölln — zu rufen als einer Sache, welche die deutsche Wissenschaft nicht länger

entbehren könne. Dieſe Geſchichte möchte er nicht nur bald erſcheinen ſehen, ſondern auch in einer Form, „welche nicht bloß dem gelehrten Standpunkte genüge, ſondern auch dem Volke einen Zugang eröffne zu ſeiner Vorzeit. Denn die Geſchichte iſt nicht vorhanden um der Merkwürdigkeit willen, ſondern um die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vermitteln.“ Der Stoff, der ein Stück bewegter Reichs- und Stadtgeſchichte vor uns entrollt, mit dem Erzbiſchof als Mittelpunkt, iſt in acht Kapitel geteilt, die ganze Schrift 157 Seiten ſtark; mit Anmerkungen geht der junge Hiſtoriker nicht ſparſam um, er breitet ſein gelehrtes Rüſtzeug vor uns aus und verhehlt ſeine vielſeitige Quellenkenntnis und ſonſtige Beleſenheit nicht. Die Darſtellung bleibt auch da, wo der Stoff ziemlich dürr und ſpröd iſt, nach Möglichkeit friſch und lesbar; beſonders lebhaft und warm wird ſie freilich namentlich da, wo Burckhardt ſtatt von den Fehden zwiſchen Erzbiſchof und Stadt, von verfaſſungsgeſchichtlichen Fragen und von den traurig verlotterten politiſchen Zuſtänden des damaligen Deutſchlands von Kultur und Kunſt und Gelehrſamkeit jener Zeit erzählen kann. In dieſer Hinſicht wird das 4. Kapitel: „Konrad auf dem Gipfel ſeiner Macht. Das Rheinland. Der Dombau. Albert der Große“ auch den heutigen Leſer noch am meiſten feſſeln. „Hier wäre der Ort,“ lieſt man da, „dieſe Stadt zu ſchildern, prächtig wie keine in deutſchen Landen, ein mächtiges, freiheitsliebendes Haupt des raſch anwachſenden Städtebundes, voll von Thatkraft und Frömmigkeit, ein Hort der Kunſt und der Wiſſenſchaft, in jenem Augenblick, wo die Ausführung eines der edelſten Zeugniſſe des germaniſchen Geiſtes bevorſtand. Doch eine Schilderung dieſer Art könnte nur einem Inländer gelingen, der von Jugend auf in der Anſchauung dieſer Stadt ohnegleichen gelebt und die ſtummen Forderungen der alten verwitternden Kirchenmauern bei ſich erwogen und empfunden hätte.“ Mit ſicherm Blick und mit ausgeſprochenem Sinn für die

leiſe Komik gewiſſer Dinge weiß er dann aus den Wundergeſchichten des Cäſarius von Heiſterbach kulturhiſtoriſch bedeutſame und bezeichnende Züge zu einem vielfarbigen Bilde damaligen Lebens zuſammenzuſtellen; die deutſche Kunſt jener Zeit in allen ihren Aeußerungen findet im weitern Verlauf dieſes Kapitels eine warm gehaltene Charakteriſtik; was hier über die vorgotiſchen Kirchenbauten mehr ſummariſch geſagt wird, hat in der ſchon erwähnten Schrift Burckhardts ſeine nähere Ausführung erhalten; „der wunderbare Kuppelbau“ von St. Gereon wird im „Hochſtaden“ bereits als „die poetiſche Blüte von Allem“ gefeiert. Nach dieſen mehr einleitenden Ausführungen kommt der Verfaſſer auf die große Hauptſache: die Grundſteinlegung zum Dom, Sommer 1248. Mit dieſem wichtigen Faktum iſt nun aber nicht bloß der Name des Erzbiſchofs Conrad aufs engſte verflochten, noch an einen andern Namen hat die Tradition den Neubau der gotiſchen Kathedrale geknüpft, an den des berühmten Dominikaners Albertus Magnus. Burckhardt verſchmäht es nicht, die reizvolle Wundergeſchichte von dem winterlichen Gaſtmahl im Freien, zu dem der Bruder Albert den herrlichſten Sommer herbeizauberte, zu erzählen: „Die Geſchichte lenkt hier für einen Augenblick auf anmutige, geheimnisvolle Weiſe in das Gebiet der Sagen und Wunder ein.“ Auf mehrern Seiten handelt er dann von Albertus, dieſem „Mann der Wiſſenſchaft im größten Sinne,“ der eine freiſinnige Naturforſchung zur Grundlage der Philoſophie zu machen unternahm, freilich damit, wie Roger Baco, weit über ſeine Zeit hinausgriff; ſeine Schüler ſchoben denn auch wieder die Naturforſchung ſorgfältig bei Seite. „Sehr ſchön ſpricht ſich dies Verhältnis aus in der bekannten Anekdote vom Automaten des Albertus; — Thomas von Aquino geriet eines Abends in die Zelle ſeines Meiſters, da kam ihm die Figur entgegen und ſprach: Salve Thoma! — Thomas aber, in der Meinung, es ſei ein Teufelsſpuk, ſchlägt das koſtbare Werk mit

einem Stabe in Trümmer; — er iſt der Wagner dieſes Fauſt geweſen.“ Einem ſolchen tiefen philoſophiſchen Denker das „unſterbliche Werk“ des Entwurfs zum Kölner Dom zuzutrauen, einem Manne, deſſen Kenntniſſe im Bauweſen ohnehin auch ſonſt ſich belegen laſſen, würde Burckhardt gar nicht ſchwer fallen, war es doch „eine wahrhaft philoſophiſche, ja eine der höchſten denkbaren Kunſtleiſtungen, einen ſchon verdorbenen, überbildeten Stil auf ſeine reinen Grundlagen zurückzuführen.“ Und davon war der junge Forſcher überzeugt, daß die reinen Prinzipien des gotiſchen Stils, damals bereits „unter dem Schwulſt der franzöſiſchen Gotik“ verſteckt lagen und von dem Architekten des Kölner Domes erſt wieder neu herausgefunden werden mußten. Dieſe gewaltige Begeiſterung für den Kölner Dom, der in der bald zu erwähnenden Schrift über „die Kunſtwerke der belgiſchen Städte“ geradezu als das erſte Gebäude der Welt bezeichnet wird, hat bei dem Burckhardt der ſpätern, reifern Zeit ſich gewiſſe Einſchränkungen müſſen gefallen laſſen, und einen Ausſpruch Sempers, wonach man im Innern des genannten Domes das Gefühl habe, in einem Schacht zu ſtehen, pflegte er gerne anzuführen; aber der einen Ueberzeugung blieb er doch zeitlebens treu, daß die deutſche Gotik der franzöſiſchen vorzuziehen ſei. Dieſe erſten großen Bau-Eindrücke der jungen Jahre müſſen, da Italien ihnen noch keine ernſthafte Konkurrenz machte, die Dome von Mailand, Piſa und Florenz ſogar gelegentlich dem kritiſchen Tadel Burckhardts rufen, ſo mächtig und überzeugend geweſen ſein, daß alle ſpätere Kenntnis der franzöſiſchen Gotik dieſes damals vielleicht auch national bedingte Vorurteil nicht beſeitigen konnte. Burckhardt fühlte ſich in jenen Jahren mit germaniſchem Denken und Weſen ſo ſehr verwandt, daß er ſein Baſeldeutſch faſt verlernt hatte und ſelbſt mit einem ſeiner Brüder, der ihn im Frühjahr 1843 in Bonn ſah, faſt ausnahmslos hochdeutſch ſprach.

Der Aufenthalt in Bonn wurde für Burckhardt noch nach einer andern Seite hin fruchtbar: von hier aus hat er im Herbſt 1841 ſeine erſte größere Studienreiſe außerhalb Deutſchlands, nach Belgien, angetreten; ihr Ergebnis war das 1842 in Düſſeldorf erſchienene gegen 170 Seiten ſtarke Büchlein: „Die Kunſtwerke der belgiſchen Städte. Erläutert von Jac. Burckhardt;“ gewidmet war es „Herrn Dr. Franz Kugler, Profeſſor an der Königlichen Akademie der Künſte in Berlin.“ Im knappen Vorwort werden die wertvollen — 1834 erſchienenen — „Niederländiſchen Briefe“ Schnaaſes als der beſte Wegweiſer empfohlen; da ſie aber ein eigentliches Studium erfordern und außerdem nicht auf Vollſtändigkeit ausgehen, ſo ſcheint dem Verfaſſer ein kurzer Abriß noch immer wünſchenswert. Nur die ſieben größten belgiſchen Städte, Lüttich, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Brüſſel, Gent und Brügge, gelangen zur Beſprechung; im Regiſter werden die ganz beſonders ſehenswerten Gegenſtände „für ſehr eilig Reiſende“ mit Sternchen — einfachen und doppelten — bezeichnet. Burckhardt entwickelt hier zum erſten Male ſeine wunderbare Cicerone-Begabung: nicht geſchwätzig, voll Geiſt, niemals pedantiſch, ſtets friſch und eigenartig, mit echter Begeiſterung, wie mit ſcharfem Tadel nicht hinter dem Berge haltend. Dieſe Eigenſchaften machen noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, das Durchgehen des Büchleins zu einer angenehmen Beſchäftigung, vorausgeſetzt natürlich, daß man von ſeinem Verfaſſer nicht Spezial-Kenntniſſe verlangt, die erſt ſeither zu Tage gefördert worden ſind. Gleich zu Beginn feſſelt eine Stelle über den Begriff der Renaiſſance. Burckhardt ſpricht von den Höfen des Palais de Justice in Lüttich und findet den Ausdruck Renaiſſance für deren Bauart ſchief: „Dieſer Name würde weſentlich nur auf Italien paſſen, wo die von Norden herein gedrungene gotiſche Bauart es nicht zu einer einzigen klaſſiſchen Produktion gebracht hatte, und wo man deshalb über die Wiederbelebung der

Antike (welche dort inländiſch war, bei uns nicht) ſich in der That freuen durfte. Im Norden dagegen iſt die ſog. Renaiſſance nichts anderes als das endliche Durchdringen jenes dekorativ-phantaſtiſchen Elementes, welches den germaniſchen Völkern von Anfang an eigen war, aber in den ſtrengen Formen der gotiſchen Kunſt lange gebunden gelegen hatte. Auch nimmt ſie die antiken Formen nur im ungenaueſten Sinn an, denn ſtreng aufgefaßt, würden ihr dieſelben wieder unbequem werden. Auch ſieht ſie deshalb kaum von ferne dem Werke eines guten florentiniſchen Cinquecentiſten ähnlich, der nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen die Antike zu reproduzieren glaubt, während er etwas unendlich ſchöneres Neues ſchafft.“ Man könnte beinahe ſagen, in dieſem letzten Satze ſei im weſentlichen ſchon der eine große Gedanke von Burckhardts ſpätern Renaiſſance-Forſchungen anticipiert: wohl entlehnt die neue italieniſche Kunſt — Burckhardt würde wohl beſſer von den florentiniſchen Quattrocentiſten geſprochen haben — die Formenwelt von der Antike, ſie verwendet ſie aber im Sinne eines völlig eigenartigen und ſelbſtändigen Schönheitsgefühls.

Iſt es hier ein allgemeiner Gedankengang, der uns eine feſſelnde Perſpektive eröffnet, ſo iſt es an einer ſpätern Stelle die Ausſprache über einen einzelnen Künſtler, die uns feſthält: wir meinen den Paſſus über Peter Paul Rubens bei Gelegenheit der Akademie von Antwerpen, die zu einer Ueberſicht der belgiſchen Malerſchulen den beſten Anlaß bot. „Eins hat er vor *allen* Malern voraus“ — heißt es da — „die intenſivſte Bezeichnung des kräftigſten Lebens im Einzelnen und die des darzuſtellenden Momentes im Ganzen. Rubens iſt im höchſten Sinne dramatiſch; man vergeſſe nicht, daß er Zeitgenoſſe Shakeſpeares war. Die Momente, die er darſtellt, ſind immer hochbedeutend, u. ſ. w.“ Und ſpäter: „Rubens iſt vorzugsweiſe der Maler der Handlung.“ Das Facit lautet: „Und ſo möge denn der Beſchauer abſehen von

der feiſten brabantiſchen Natur, welche Rubens der ihm ſo wohl bekannten italieniſchen gefliſſentlich vorzog, von der Unwürdigkeit, Himmelsunfähigkeit ſeiner Heiligen, von dem oft überwältigenden Prunk und Pomp ſo mancher von ſeinen Bildern, und ſich freuen des Ungeheuern, das Rubens geleiſtet, und den Menſchengeiſt verehren, der ſich ſeine Formen ſchafft, nicht nach eigener Willkür, ſondern aus Notwendigkeit.“ Dieſes Gefühl der Verehrung für den gewaltigen Künſtler hat Burckhardt ſein ganzes Leben hindurch begleitet: nie ſprach er im Kolleg ohne tiefe Bewegung von der ſonnigen, glücklichen Natur des Rubens, von der Größe und Stärke ſeines Genius, und als er den Ruhm des Peter Paul nicht mehr mit beredten Worten ſeinen Hörern verkünden konnte, da ſchrieb er in den ſtillen letzten Jahren die „Erinnerungen aus Rubens,“ die als erſte Gabe aus dem Nachlaß des Verſtorbenen noch weitern Kreiſen als ſeinem jeweiligen Basler Auditorium Kunde geben werden von der ſinnigen Vertiefung Burckhardts in das ungeheure Lebenswerk des Prometheus des Kolorites, wie im „Cicerone“ Rubens genannt wird.

Die Beſchäftigung mit der Kunſt der Vergangenheit in den ſieben belgiſchen Städten ließ den jungen Forſcher doch auch die Hervorbringungen moderner Kunſtübung nicht aus dem Auge verlieren, ja einmal macht ſogar die Gegenwart der Vergangenheit eine ernſthafte Konkurrenz: im Muſeum von Brüſſel ſah Burckhardt im Herbſt 1841 Gallaits Abdankung Karls V. und Biefves Gueuſenbund; im Veſtibul des Palais de la nation derſelben Stadt hatte er ferner de Keyſers Schlacht bei Worringen bewundert. Dieſe drei Gemälde nun geſteht der Verfaſſer zu den herrlichſten Erinnerungen zu zählen, die er aus Belgien mitgebracht habe: „Eine vollendete, leicht gehandhabte Technik, ein lebensfriſches und doch nicht grell franzöſiſches Kolorit, eine Zeichnung voll Würde, endlich die glücklichſte Auffaſſung der ſchönen, innerlich tiefbewegten Men-

ſchengeſtalt in den Momenten der edelſten Leidenſchaft und eine Kompoſition eben ſo frei als klar werden dieſe Bilder unſterblich machen für alle Zeiten.“ Burckhardt hat ſich damals vom Strom der Begeiſterung für dieſe Werke der Begründer einer ſtarken koloriſtiſchen Richtung und einer realiſtiſchen Detailausführung mitnehmen laſſen und iſt in gewiſſem Sinne einer ihrer Herolde geworden; bald hat dann ganz Deutſchland den zwei genannten, Ende 1842 und Anfang 1843 überall ausgeſtellten Bildern Gallaits und Bieſves die höchſte Bewunderung gezollt. In dieſem Sinne ſind und bleiben dieſe Belgier kunſtgeſchichtlich von unleugbarer Wichtigkeit; auf eine andere, höhere Unſterblichkeit werden ſie endgiltig verzichten müſſen. Wie friſch übrigens bei Burckhardt die Erinnerung an jene Bilder blieb, mag daraus hervorgehen, daß er noch ſpäter im Geſchichtskolleg bei der Erzählung von Karls V. Abdankung der Darſtellung Gallaits Erwähnung that. — Auch moderne Statuen berühmter Männer verzeichnet der gewiſſenhafte belgiſche Cicerone: ſo in Antwerpen die des Rubens, „eine hübſche Figur in theatraliſcher Stellung, aber noch lange nicht der „Ajax unter den Malern“ — oder in Brügge die des Jan van Eyck: „Das iſt nicht der Mann, welcher der Malerei des Nordens auf Jahrhunderte eine neue Richtung gab, ſondern ein etwas unſchlüſſig daſtehender Opernpage.“ Recht charakteriſtiſch für Burckhardts Denkweiſe lautet eine Anmerkung zu der eben citierten Stelle: „Manche neuern Bildhauer ſind leider gar zu ſehr auf möglichſte Individualiſtik und Bildnisähnlichkeit ihrer Figuren bedacht und vergeſſen darüber, daß es vor allem darauf ankommt, einen *Menſchen* in ſeiner vollen Würde darzuſtellen. Der kleine Entwurf Bettinens zu Goethes Denkmal hat von dieſem Standpunkt aus einen unendlichen Vorzug vor Marcheſis Statue in der Bibliothek zu Frankfurt, ja überhaupt vor den meiſten Denkſtatuen der neueren Zeit. Wenn die Menſchen ein Bild ehren ſollen, ſo

muß es vor allem das Uebermenſchliche in und an dem Menſchen darſtellen.“

Als Abſchluß dieſer Bemerkungen zu der erſten Kunſtſchrift Burckhardts mögen zwei Stellen ſtehen, welche die Treffſicherheit und Anſchaulichkeit ſeines Ausdrucks, ſowie ſeinen friſchen Geiſt ins Licht ſetzen. Burckhardt ſpricht von einem Brüſſeler Bilde des Rubens: „Chriſtus mit dem Donnerkeil auf Wolken einherſchreitend; vergebens ſucht Maria ſeinen Arm zurückzuhalten, beſtürzt folgen ihm die Engel, vor ihm liegt die bedrohte Erdkugel, da ſtürzt ſich St. Franciscus ſchützend über dieſelbe hin und deckt ſie mit ſeiner Kutte. Abgeſehen von der grandioſen Gottloſigkeit des Gegenſtandes iſt auch nicht eine edle Geſtalt auf dem Bilde: St. Franciscus wirft ſich über den Globus wie der gemeinſte Kapuziner über einen Käſe, den man ihm entwenden will, und doch wird man den mächtigen Ausdruck des Grimmes, des Entſetzens, des Kummers in den verſchiedenen Mienen und Bewegungen anerkennen müſſen.“ Und beim Rathaus von Löwen diktiert ihm ſeine rege Phantaſie folgende reizvolle Zeilen: „Was ſoll ich endlich von der weltberühmten maison de ville ſagen? Soll das wirklich ein Rathaus ſein? Sollen ernſte ſchwarz bemäntelte Ratsherren und Huiſſiers aus dieſen drei überreichen gotiſchen Fenſterreihen herunterſchauen? O nein; — kommt, ſchöne Mädchen von Brabant mit euren runden Geſichtchen, putzt euch, und ſtellt euch in die Fenſter zum Ergötzen von ganz Niederland! — Dann wird dieſes Schmuckkäſtchen ausſehen, wie jene Himmelsportale auf den Weltgerichtbildern der Eyckſchen Schule, wo die Engelchen oben ſtehen und ſingen und muſizieren!“

Im ſelben Jahre, da in Bonn die „Kunſtwerke der belgiſchen Städte“ herauskamen, erſchien in Baſel anonym die „Beſchreibung der Münſterkirche und ihrer Merkwürdigkeiten in Baſel. Mit Abbildungen. E. E. Stadtrat ehrfurchtsvoll gewidmet von

Hasler & Cie in Basel.“ 17 lithographierte Tafeln, die meisten nach Zeichnungen des Const. Guise aus Kassel ausgeführt, und ein Plan der Kirche samt Kreuzgang schmücken das 22 Seiten starke Heft in Großquartformat. Der Verfasser des Textes war Jakob Burckhardt; er hat auch späterhin noch einige kleinere Publikationen ohne seinen Namen in die Welt gehen lassen. Gleich zu Anfang der genannten Schrift bemerkt der Verfasser, daß er „alles wirklich Sehenswerte besonders von dem Standpunkte der Kunstgeschichte, weniger von dem der Kuriosität aus“ behandeln werde; und wie in jenem früher erwähnten Aufsatz über die Genfer Kathedrale stellt er sich auch hier auf den richtigen Boden, daß der Bau aus sich selbst chronologisch bestimmt sein wolle: „das Meiste mußte die architektonische Analogie entscheiden.“ Richtig wird das Münster in seinem Hauptbestandteil „der gewöhnlich nicht genug in ihrer Eigentümlichkeit erkannten Uebergangsbauart“ zugewiesen, „die vom Byzantinischen noch manche schöne Form, vom Gotischen aber schon strebendere Verhältnisse angenommen hat.“ Daß im Einzelnen diese kleine Monographie manche Bemerkung enthält, die noch heute ihren Wert hat, geht am deutlichsten daraus hervor, daß die Münster-Baugeschichte Dr. Karl Stehlins mehrmals Gelegenheit findet, auf sie hinzuweisen. Mehr von dem Anonymus von 1842 zu verlangen, wäre vielleicht schon im Hinblick auf die damalige vielfache Verunstaltung des Münsters keine billige Forderung. „Das Münster erwartet, wenn auch noch ein Jahrhundert darüber vergehen sollte, eine Herstellung in dem Stil, in welchem es erbaut wurde;“ so liest man in der Schrift. Es sollten zum Glück keine hundert Jahre bis zur Erfüllung dieses Wunsches verstreichen. Ein anziehender Passus aus dieser Münsterschilderung mag deren Betrachtung abschließen: „Besonders schön ist das Chor am sonnigen Morgen anzusehen, wenn der Sonnenschein durch die Fenster in diesen weiten Raum strömt. Hier haben Kaiser und Könige ge-

kniet, hier haben Päpſte Meſſen geleſen und Erzbiſchöfe und Kardinäle um Lehren und Rechte der Kirche geſtritten; hier haben Andächtige, Pilger wie Einheimiſche, zu Tauſenden gebetet und müde Herzen vieler Jahrhunderte und Nationen Troſt gefunden.“ Schon aus einer ſolchen Stelle wäre man verſucht auf Jakob Burckhardt zu raten; die Schrift liefert uns aber ſelbſt einen noch ſtrengern Beweis. Da, wo der Anonymus vom Kreuzgang und deſſen Gewölben ſpricht, vor allem von den reichen des Flügels gegen die Rittergaſſe zu, da bedient er ſich faſt genau des Wortlautes in dem früher erwähnten Kreuzgang-Aufſatz der Ehrenberg'ſchen Zeitſchrift; aber zwiſchen jener Jugendarbeit und der Münſterſchrift lag die genaue Bekanntſchaft mit der Kunſt der Rheinlande; wenn es daher in dem Aufſatz von 1838 vom Kreuzgang hieß, „daß der Spruch, es ſei kein ſchönerer Kreuzgang am Rheinſtrom, Wahrſcheinlichkeit gewinnt,“ lautet es jetzt in der Münſterbeſchreibung von 1842: „daß der Spruch, es ſei kein ſchönerer Kreuzgang am Rheinſtrom zu finden, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch erklärlich wird.“

In welcher Reihenfolge und wo ſind nun dieſe vier Publikationen von 1842 und 1843 entſtanden? Wir glauben die erſte Frage zunächſt dahin beantworten zu können, daß die zuletzt verfaßte Arbeit die über die vorgotiſchen Kirchen am Niederrhein geweſen iſt. Hier zum erſten Male wird von „romaniſcher“ Baukunſt geſprochen im Gegenſatz zur gotiſchen, während die drei andern Schriften — die belgiſchen Kunſtwerke wie die Münſterſchrift und der Conrad von Hochſtaden — an der Bezeichnung byzantiniſch feſthalten und von einer andern noch nichts wiſſen. Und wie zaghaft wendet Burckhardt ſelbſt dieſen neuen Stilnamen an, indem er zu dem ziemlich vagen Ausdruck „vorgotiſch“ ſogar für den Titel ſeine Zuflucht nimmt! Endgiltig redigiert wurden wohl alle vier Arbeiten erſt in Berlin, wohin Burckhardt auf das Winter-

ſemeſter 1841/42 zurückgekehrt war, um ſeine Studien hier abzuſchließen. Er hat in dieſem wie in den zwei folgenden Semeſtern nur noch wenige Vorleſungen belegt: Rankes neueſte Geſchichte, ſeine hiſtoriſchen Uebungen, zwei ſtaatsrechtliche Kollegien — bei Dönniges und Stahl; im Sommer 1842 beſteht ſogar das Vorleſungenverzeichnis Burckhardts nur aus Tacitus Germania bei Jakob Grimm. In dieſen von der Univerſität wenig mehr in Beſchlag genommenen Semeſtern ſind wohl neben einander die hiſtoriſche Schrift, der belgiſche Kunſtführer und die zwei kunſthiſtoriſchen Arbeiten über rheiniſche Kirchenbauten (am Niederrhein und in Baſel) entſtanden: das parallele Schaffen auf den beiden gewaltigen Gebieten der Hiſtorie und der Kunſtgeſchichte bleibt fortan Jakob Burckhardts Signatur.

So überaus reich an Anregungen und an Erweiterung der Wiſſens- und Schaffensgebiete hatte ſich für Burckhardt das Bonner Semeſter geſtaltet. Er hatte übrigens hier wie vorher in Berlin die Kunſtgeſchichte auch als Univerſitätsfach gepflegt; freilich die alte Kunſtgeſchichte bei dem berühmten Welcker, der, wie Beyſchlag erzählt, mehr in grundgelehrter Weiſe über das ſprach, was nicht mehr erhalten war von den Antiken, als von dem, was wir von Herrlichem noch beſitzen, wird Burckhardt in keiner Weiſe die Vorleſungen Kuglers, wie die über Geſchichte der Baukunſt oder deſſen Erklärung der Gemälde im Muſeum, erſetzt haben. Um ſo angenehmer und wertvoller mag es ihm darum geweſen ſein, außerhalb der Univerſität in Kinkel einen begeiſterten Kunſtfreund zu finden, der, wenn auch an kunſthiſtoriſchen Kenntniſſen Burckhardt kaum gewachſen, doch anregend und belebend durch ſein Intereſſe auf den außergewöhnlichen Studenten wirkte.

Burckhardts Studienjahre neigten ſich ihrem Ende entgegen. Die Stelle eines Hauslehrers in einem vornehmen Berliner Hauſe — ſoviel uns bekannt dem Perponcher'ſchen — hatte er nach kurzer

Dauer aufgegeben und lebte nun wieder ſeinen vielgeſtaltigen Studien. Es galt, durch Ausarbeitung einer Diſſertation den Doktorhut ſich zu erringen. So entſtanden die 30 Seiten ſtarken Quaestiones aliquot Caroli Martelli historiam illustrantes, fünf Unterſuchungen: über die Wahl der Biſchöfe in den merovingiſchen Reichen, über Plectrude und Alpheida, die Frauen Pipins von Heriſtal, über den Landbeſitz dieſes Pipin, über den Frankenkönig Chilperich oder — nach volkstümlicher Benennung — Daniel, und ſchließlich über die Frage, wie Karl Martell zu ſeinem Beinamen kam. Angehängt iſt der Arbeit die ſchon mehrfach erwähnte Vita, datiert Berlin 18. März 1843. Gedruckt wurde ſie in Baſel, ſollte ſie doch dem Studenten zur Erreichung der Doktorwürde bei der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität ſeiner Vaterſtadt dienen. Am 19. Mai iſt Jakob Chriſtoph Burckhardt zum Doctor philosophiae ernannt worden; ein Examen blieb ihm erſpart. Die Diſſertation, in flüſſigem, einfachem und klarem Latein geſchrieben, trägt den Stempel des ſeminariſtiſchen Betriebs wiſſenſchaftlicher Arbeiten an ſich: der Ausweis über Gelehrſamkeit und Methode wiegt ſchwerer als der über Geiſt. Burckhardt wandelt mit gewiſſenhafteſter Genauigkeit ſeine Fragen auf Grund fleißiger und umfaſſender Quellenlektüre ab und trägt ſeine Reſultate mit der nötigen Ueberzeugtheit von deren Werte vor. Das Lateiniſchſchreiben machte ihm offenbar nicht viel Mühe; er hatte in Baſel in ſeinen erſten Semeſtern neben den theologiſchen Vorleſungen unter anderm auch die lateiniſchen Uebungen bei Gerlach mitgemacht. In Berlin ſtand Burckhardt, wie er einmal humoriſtiſch geſchildert hat, im Geruch, er könne Latein ſprechen — Gott weiß weshalb, fügte er bei — ſo kam es, daß er zweimal bei Doktorpromotionen mitwirkte, einmal als Opponent über eine Frage der älteſten brandenburgiſchen Geſchichte, ein zweites Mal bildete er wenigſtens Corona mit noch zwei Andern; der damalige Doktorand redete den Dekan beſtändig

Domine experimentissime an; „dabei drehte der Dekan seine goldene Dose ruhig in den Händen, denn man schnupfte damals noch.“ Nur einmal hatte Burckhardt in seiner Dissertation offenbar den Eindruck, sein Latein könnte eine Verdeutschung zum bessern Verständnis wohl ertragen; er hilft sich äußerst einfach, indem er mit einem „d. h.“ den lateinischen Satz in klarem Deutsch wiederholt.

Neben der reichen Schrift über Conrad von Hochstaden, der Franz Kugler in einer Recension nachrühmte, daß die ganze Darstellung durchaus individuelle Färbung trage, nimmt sich die Doktorarbeit recht mager und farblos aus; aber den wissenschaftlichen Anforderungen hat Burckhardt mit dieser Genüge geleistet, und das war die Hauptsache.

Wir dürfen es als einen schönen Glücksfall begrüßen, daß gerade über das letzte Semester Burckhardts in der preußischen Hauptstadt eine überaus anziehende Schilderung in dem schon erwähnten Buch Will. Beyschlags vorliegt; sie mag hier in den Partien, die sich auf Burckhardt beziehen, ihre Stelle finden.

„Meine erste Zuflucht in der großen fremden Stadt war der mir von Bonn her freundlich gesinnte Jakob Burckhardt; er hatte nach einer kurzen Hauslehrerei in Berlin noch einmal das freie Studentendasein gewählt, um seine Promotion vorzubereiten und Rankes historisches Seminar weiter zu genießen. Ein Erhebliches älter und welterfahrener als ich, nahm er sich meiner mit großer Güte an, half mir eine Wohnung in der Nähe der Universität finden und machte mich sozusagen mit Berlin bekannt. Die Stadt war zwar noch unendlich bescheidener als heute, gewährte aber immerhin vom Brandenburger Thor an, die Linden entlang bis zum königlichen Schloß und der Kurfürstenbrücke einen großartigen Eindruck, den Eindruck einer denkwürdigen Geschichte und kraftvollen Gegenwart. Burckhardt mit seinem ausgezeichneten Kunstverstand wußte mir auf alles Bedeutende ein Licht zu werfen; besonders

machte er mich auf die Schlüterſchen und Schinkelſchen Werke aufmerkſam, freilich nicht ohne mit einer gewiſſen antipreußiſchen Ironie auch auf Armſeliges und Lächerliches hinzuweiſen, auf das Unächte anſcheinend lapidarer Bauwerke, oder auf die „umgekehrten Propyläen mit Treppen darauf," wie Geibel das Brandenburger Thor genannt. Er wurde auch mein lehrreicher Führer in die Berliner Kunſtanſtalten. Vor allem ins Alte Muſeum, deſſen Fresken er mir deutete, deſſen Rotunde er mich bewundern ließ und in welchem er mir aus den verſchiedenen Schulen das Beſte zeigte und erklärte. Er führte mich vor die Rietz'ſche Amazone, zu dem im Hofe des Gießhauſes ſeiner Aufſtellung noch harrenden alten Fritz und zu den Grabdenkmälern von Charlottenburg; er beſuchte mit mir die große Gemäldeausſtellung, in welcher ich neben Leſſings Huß die großen Belgier Wiertz und Gallait wiederſah. Endlich kamen wir durch ihn zu einem ausgiebigen Genuß des Theaters. Gleich in den erſten Tagen führte er mich in die damals mit Mendelsſohns Muſikhilfe neu auf die Bretter gebrachte ſophokleiſche Antigone; dann ſahen wir im Laufe des Winters Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und den Fauſt, hörten den Barbier von Sevilla und den Don Juan und genoſſen in einem kleineren Theater für geringes Geld die originellen Aufführungen einer italieniſchen Operntruppe. Nach ſolchen Bühnengenüſſen gingen wir dann in der Regel noch zu einem gemeinſamen beſcheidenen Abendbrot und hatten dabei ebenſo behagliche wie gehaltvolle Geſpräche.

„Ueberhaupt wurde Burckhardt für dieſen Winter der Mittelpunkt einer höchſt anregenden und wohlthuenden Geſelligkeit, an der ich mit Wolters teilnehmen durfte. Ein ebenſo geiſt- wie gemütsvoller Menſch, übte er auch auf ſolche, deren innerſte Richtung mit der ſeinigen nicht zuſammenhing, eine unwiderſtehliche Anziehung. Zu Kirche und Theologie hatte er, vom heimatlichen Basler

Pietismus abgeſchreckt, kein Verhältnis; als ich ihn eines Tages darauf anredete, äußerte er, die Blütezeit beider ſei vorbei, die Gebildeten wendeten ſich davon ab, es ſei wieder wie in den Zeiten vor der Erſcheinung des Chriſtentums. Er hoffe auf eine neue Offenbarung, bis dahin müſſe die Menſchheit ſich einpuppen. Aber dieſe neue Offenbarung fand er mit nichten in der Hegelſchen Philoſophie. Mit Goetheſchem Objektivismus lächelte er über den vielbewunderten Formelkram und liebte es, ſeine Hegelſchen Freunde, welche in ihrem Syſtem den Schlüſſel zu aller Wahrheit zu beſitzen wähnten, mit dem „überwundenen Standpunkt“ der poſitiven Kenntniſſe aufzuziehen. Er ſelbſt verfügte über dieſelben im Reich der Geſchichte und Kunſtgeſchichte ſchon damals im weiteſten Umfang, hatte bereits verſchiedene ausgezeichnete Monographien — über Karl Martell und über Conrad von Hochſtaden, den Erbauer des Kölner Domes — aus den Quellen herausgearbeitet, und beſaß neben alledem ein ſchönes poetiſches Talent, vermöge deſſen er, wenn er in guter Stimmung war, das prächtigſte Gedicht faſt aus dem Stegreif hinwarf. Dabei ließ die ihm eigene liebenswürdige Beſcheidenheit ihn jene Gegenſätze gegen Theologie oder Philoſophie nie angriffsweiſe geltend machen, und dagegen ſeinen poſitiven Reichtum in freundlichſter Weiſe mit ſolchen teilen, die — wie wir beiden — gar nicht im ſtande waren, ihm Gleichwertiges zu bieten. Zunächſt waren Wolters und ich durch gemeinſame Zugehörigkeit zum Bonner „Maikäfer“ mit ihm verknüpft. Wir verabredeten als Filiale desſelben ein poetiſches Wochenkränzchen, in dem wir unſere Gedichte, Novellen, dramatiſchen Verſuche einander mitteilten und einen poetiſchen Briefwechſel mit Bonn unterhielten. — Eines meiner beſten Gedichte, die Ballade „St. Severinus“ gehört dieſem Winter an, ſie entſtand mir aus der Leſung der merkwürdigen Vita Sancti Severini aus dem 5. Jahrhundert, an die mich Burckhardt gebracht. — Aber nicht lange blieb unſer Verkehr in

dieſer von Bonn entlehnten Form und Schranke beſchloſſen. Bald fand ſich zu uns aus alter Bonner Bekanntſchaft der Bremer Adolf Torſtrick .... Andrerſeits führte uns Burckhardt aus ſeinem Bekanntenkreiſe zwei Freunde zu, zwei Brüder Schauenburg aus Weſtphalen, der ältere, Hermann, Mediziner, der jüngere, Eduard, ein feiner liebenswürdiger Humaniſt. Wir begegneten uns eines Abends in Burckhardts Quartier am Schiffbauerdamm; bald waren wir befreundet und luden einander ein; am häufigſten aber war Burckhardt unſer einfacher, freundlicher Wirt und dabei der unerſchöpfliche Wirt unſeres Geiſtes. Es wurde geleſen, disputiert, erzählt, gedichtet; bei einer Taſſe Thee oder einem Glaſe Punſch, der den in Berlin allzuteuern Wein erſetzen mußte, verhandelten wir unerſchöpflich und unermüdlich, in Ernſt und Scherz, Philoſophie und Theologie, Poeſie und Kunſt, Geſchichte und Politik. Auch ein Klavier war da, und wer ſingen und ſpielen konnte, ſang und ſpielte uns etwas. Wir nannten Burckhardts Stube nur unſern Salon, und wir durften manchem Berliner Salon gegenüber auf ihn ſtolz ſein. Eines Abends wurden Burckhardt und ich von einem vornehmen Profeſſor, an den wir empfohlen waren, „zu Thee und Butterbrot“ eingeladen. Wir wußten nicht, daß das in der Berliner Sprache einen Ball bedeute, gingen hin und fanden uns in einer großen Geſellſchaft gedrechſelter jungen Herren und uns gänzlich unbekannter jungen Damen. Wir behaupteten — nicht ganz ehrlich, aber jedenfalls waren wir außer Uebung — nicht tanzen zu können, und gingen, zu einiger Verwunderung der Einladenden, möglichſt früh. Wie ungezwungen und gehaltvoll war dem gegenüber unſere Geſelligkeit. Als Weihnachten kam, bedachten wir einander, ohne der eine vom andern zu wiſſen, allerſeits mit kleinen Geſchenken; indem man ſich bedanken wollte, traf man zuſammen, und ſo ging der freundlichſte und herzlichſte geſellige Abend bei Burckhardt aus dem Stegreif hervor. — — —“

„Ein geiſtig reicheres, vielſeitiger anregendes Leben, als dieſer Berliner Winter dargeboten, konnte der 19-jährige nicht führen. — Es war eine herzbewegende Schlußfeier des Winters, als Burckhardt, der nun von dem geliebten Deutſchland ſcheiden mußte, um in Paris ſeine kunſthiſtoriſchen Studien fortzuſetzen, uns zum letzten Male auf ſeine Stube zuſammenbat. Als ihm ſchließlich in unſer aller Namen Wolters unſern Dank ausſprach für alles, was wir an ihm und durch ihn gehabt, brach er in Thränen aus, wollte dem einen dies, dem andern jenes abbitten und redete herrliche Worte über Deutſchland und deutſche Freunde."

Noch mag die hübſche Charakteriſtik erwähnt werden, die Burckhardt dem bekannten Kirchenhiſtoriker Neander angedeihen ließ: „Hätte er im Mittelalter gelebt, ſo wäre er heilig geſprochen worden."

So ſchied im Frühling 1843 Burckhardt aus Berlin, noch vor erlangter Doktorwürde, nicht ohne Beyſchlag gegenüber auf die Bedenklichkeit der politiſchen Verhältniſſe in Preußen feinfühlig hingewieſen zu haben. Anfangs Mai war er bereits in Bonn. „Er ſieht recht hübſch aus, trägt ein altdeutſches Barett, lange Haare und einen Schnurrbart; ſonſt iſt er noch der alte, immer ſtark ausgeſprochen in allem, was er denkt, und hängt dabei wie früher ſtark an ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe," ſo hat ihn ein Basler Beſucher damals geſchildert. Burckhardt verkehrte herzlich mit Kinkel, der ſich durch ſeine Verlobung mit der von ihrem rohen Manne entflohenen Johanna Mathieux vielfache Anfeindungen zugezogen hatte und mit ſeinem theologiſchen Berufe damals ſchon arg zerfallen war. In jenem Frühling fand die Trauung Kinkels mit der muſikaliſch hochbegabten Johanna ſtatt; als Trauzeugen fungierten Emanuel Geibel und Jakob Burckhardt (ſ. Litzmann, Em. Geibel, S. 66; vgl. auch Goedecke, Geibel 1. T. S. 251 ff.). Geibel ging damals nach St. Goar zu Freiligrath, ſpäter kam dorthin auch der geiſtreiche Levin Schücking. Mit dieſem ſcheint

auch Burckhardt bekannt geworden zu ſein, ſonſt würden wir wohl kaum in dem erſten Jahrgang des von Schücking 1846 in Köln herausgegebenen Rheiniſchen Jahrbuchs unter dem Titel „Gedichte von J. Burckhardt“ drei Beiträge finden: Der neue Don Juan, Der See im Walde und Die Waldeskönigin, die beiden letzten Gedichte von entſchieden romantiſcher Färbung: eine Königin und ihr Buhle, der den König in den Waldſee geſtoßen hat, finden ſich aus dem Walde nicht mehr heraus und jagen nun geſpenſtiſch darin herum: „man weiß nicht leben ſie? ſind ſie tot?“ — Die Waldeskönigin aber iſt ein Zigeunermädchen, das zugleich einer Räuberbande als Kundſchafterin dient, dadurch den den Wald angreifenden Soldaten das Todeslos bereitet, dem einen von dieſen jedoch trotzdem einen letzten Liebesdienſt erweist, indem ſie ihn ſelbſt tötet, ſtatt ihn in der Räuber Hände fallen zu laſſen. An Romantik fehlt es ſomit nicht. Ganz anders iſt das erſte Gedicht, nach Angabe des Poeten nach der Melodie: „Ich war noch ſo jung u. ſ. w.“ zu ſingen; es iſt in Inhalt und Form völlig auf den Ton des Burlesken geſtimmt: eine alte Hexe fordert von einem Dorf-Don Juan, der das Vieh am Waldrand hütet, einen Kuß; da er ſich weigert und erklärt, lieber den Wegweiſer küſſen zu wollen, „denn der iſt hölzern doch,“ ſpricht ſie einen Zauber über ihn, der darin beſteht, daß künftig alle alten Weiber ihn mit Küſſen heimſuchen, während die jungen Mädchen nichts mehr von ihm wiſſen wollen. Schließlich löst er dieſen Zauber, indem er die Hexe raſch küßt. Das Gedicht in zehn Strophen iſt offenbar in luſtiger Stunde einmal als Scherz entſtanden und ſicherlich mit Vergnügen vom Chorus beim Becherklang geſungen worden; es iſt vergnügliche Bänkelſängerpoeſie. — Ob dieſe drei Gedichte erſt in Baſel entſtanden und von hier an das Jahrbuch abgingen, können wir nicht entſcheiden; doch dürften ſie wohl eher „maikäfer“lichen Urſprungs ſein.

Von Bonn wird Burckhardt nach Basel zurückgekehrt sein; seine Promotion zum Doktor haben wir schon erwähnt. Nicht lange aber litt es ihn in der Vaterstadt. Schon im Juni wandte er sich nach Paris, wo er bis in den Winter hinein blieb. Neben den kunsthistorischen wurden auch die geschichtlichen Studien nicht vernachlässigt; galt doch dieser Aufenthalt nicht zuletzt der Vorbereitung auf die akademische Laufbahn. Schon im März des Jahres 1844 fand die Habilitationsvorlesung Burckhardts statt; „im ehemaligen Doktorsaale der Münsterkirche" sprach der neue Dozent am Freitag 29. März über die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges. Das Thema war überaus passend gewählt, beging doch Basel in jenem Jahre die 400. Säkularfeier der Schlacht bei St. Jakob. Der Redner knüpfte denn auch an diesen historischen Moment an und zeigte „in höchst anziehendem und belebtem Vortrage" dessen welthistorische Wichtigkeit. Die konservative „Basler Zeitung," in der uns ein Referat über diese Antrittsvorlesung erhalten ist, schließt ihre Ausführungen, aus denen schon das vorige Citat stammt, mit den Worten: „Gründliche Studien, ein historischer Blick, der sowohl das Allgemeine zu überschauen als das Einzelne scharf aufzufassen weiß, eine anschauliche lebensvolle Darstellung sind Eigenschaften, welche Herr Burckhardt bei diesem Anlaß auf erfreuliche Weise entwickelt hat, und welche zu schönen Hoffnungen künftiger Leistungen berechtigen." Das war das Debut Burckhardts in Basel. Das Gedenkjahr 1844 nahm den jungen Dozenten bald in direkter Weise in Beschlag. Zu der großen Säkularschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel „Die Schlacht bei St. Jakob in den Berichten der Zeitgenossen" hat Jakob Burckhardt sechs von sieben der französischen Berichte beigesteuert, die zum größern Teile Abschriften aus Manuskripten der damaligen Bibliothèque royale in Paris sind. Von den „schweizerischen" Berichten hat Burckhardt bei dem über die Richtung zwischen Oester-

reich und Basel die Herausgabe mit Dr. jur. Aug. Burckhardt zusammen besorgt.

Noch vor dieser Arbeit im Dienste der Historischen Gesellschaft hatte Jakob Burckhardt, der am 30. November 1843 einstimmig als deren Mitglied war aufgenommen worden, seine Mitgliedschaft bethätigt durch zwei Vorträge, die er im Monat seiner Antrittsvorlesung über „Ursprung und Verlauf des Veltliner Mordes 1620" hielt. Als Universitäts-Kollegien seines ersten Semesters — Sommer 1844 — kündigte er an: Deutsche Geschichte, vierstündig, und Geschichte der Baukunst, insbesondere seit Constantin, zweistündig. Dieser Zeitpunkt von Constantin an erinnert an dieselbe Abgrenzung in Kuglers Geschichte der Malerei. An dieses in 2 Bänden 1837 erschienene Werk dürften sich auch Burckhardts erste öffentliche Vorträge im wesentlichen angeschlossen haben: er hielt nämlich im Winter 1844/45 einen Vortragscyklus über Geschichte der Malerei, je einstündig wöchentlich zu Safran; das Abonnement stellte sich auf 4 Schweizerfranken. Gegen hundert Personen nahmen an diesem Cyklus teil. Der Kurs fand seinen Abschluß erst im folgenden Winter 1845/46, wo Burckhardt über die niederländische, französische und spanische Schule sprach nebst einer Darstellung der neuern Malerei bis auf die Gegenwart. So begann der 25-jährige gleich von Anfang an verheißungsvoll auf den beiden Gebieten der Geschichte und der Kunst seine Basler Gelehrten-Karriere.

Einer zweiten historischen Publikation Burckhardts zum Jahre 1844 ist hier noch Erwähnung zu thun. Im 4. Jahrgang des von Prof. Dr. Heinr. Schreiber in Freiburg i. B. herausgegebenen Taschenbuchs für Geschichte und Altertum in Süddeutschland (1844) veröffentlichte Burckhardt unter dem Titel „Die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz" die Uebersetzung eines für die Geschichte der Gegenreformation in der Schweiz überaus interessanten Berichts

des päpſtlichen Nuntius Monſignore di Venafro von 1612. Der Ueberſetzer, heißt es in der Einleitung, war bemüht, bei aller Richtigkeit doch zugleich auch eine im Deutſchen lesbare Schrift zu liefern. Das iſt ihm beſtens gelungen. Das Manuſkript dieſes Berichtes fand ſich in den berühmten Informazioni politiche der Kgl. Bibliothek in Berlin, die ſchon Johannes v. Müller auszubeuten begonnen hatte, die dann aber erſt durch Ranke für die Geſchichtſchreibung im höchſten Grade nutzbar gemacht wurden; ſie bildeten mit die Hauptquelle ſeiner „Fürſten und Völker von Süd-Europa.“ Man darf wohl annehmen, daß Burckhardt durch Ranke auf dieſe Schätze aufmerkſam geworden iſt; er hat ſie auf ſchweizergeſchichtlich wertvolle Nachrichten hin angeſehen. Das von Burckhardt in Ueberſetzung veröffentlichte Aktenſtück bezieht ſich auf den stato spirituale della Nunziatura; es beſpricht zunächſt die Bistümer Konſtanz, Sitten, Lauſanne, Chur, Baſel, ſodann die Mönchsorden nach ihren verſchiedenen Geſtaltungen, die Nonnen und ſchließlich die Weltgeiſtlichkeit. Auch im folgenden 5. Jahrgang des genannten Taſchenbuches (1846) hat Burckhardt unter dem Titel „Die päpſtliche Nuntiatur in der Schweiz 1612“ eine Information des Kardinals d'Aquino an ſeinen Amtsnachfolger in Uebertragung und auszugsweiſer Bearbeitung zum Abdruck gebracht. Das kurze Vorwort Burckhardts, das darauf hinweist, daß hier eine Art von Privatdenkſchrift vorliege, was ſich ſchon durch den weit ſorgloſern Stil kund gebe, iſt datiert vom Juli 1845. Der an Einzelheiten reiche Text ſelbſt zerfällt in die 3 Abteilungen: Allgemeines, Klöſter und katholiſche Kantone.

Da wir Burckhardt in ſeinen ſpätern Jahren nie mehr mit der Veröffentlichung von Unediertem beſchäftigt finden werden, da ſich vielmehr bei ihm eine ausgeſprochene Antipathie gegen das Ueberhandnehmen ſolcher Editionen von bisher Ungedrucktem herausbildete, die ſich ſchon im Jahre 1860 in einer Anmerkung zur

„Kultur der Renaiſſance“ zu dem Satze verdichtete, daß eine gründliche, mit pſychologiſchem Geiſt gearbeitete Geſchichte des Prügelns bei den germaniſchen und romaniſchen Völkern wohl ſo viel wert wäre als ein paar Bände Depeſchen und Unterhandlungen: ſo wird man uns die chronologiſche Freiheit nicht übel nehmen, wenn wir im Anſchluß an die erwähnten Publikationen von Bibliothekenfunden noch einiger anderer aus der Zeit von 1849—1851 in dieſem Zuſammenhang gedenken. Das Archiv für Schweiz. Geſchichte brachte in ſeinem 6. Band (1849) drei ſolcher Mitteilungen. Die erſte giebt den Bericht eines Augenzeugen über den Veltlinermord von 1621 in ſeinem „barbariſchen“ Italieniſch; die Handſchrift hatte Burckhardt in der Bibliothèque royale in Paris gefunden. Die zweite iſt eine Relation des Andrea Cardoino über Genf, vom Jahr 1621; ſie ſtammt aus der Berliner Kgl. Bibliothek; ein vollſtändiges Exemplar fand Burckhardt ſpäter in Paris. Der italieniſch geſchriebene Bericht wird durch Ueberſetzung allgemein zugänglich gemacht; Haß gegen den Calvinismus hat dieſe Schilderung diktiert. Schließlich teilt Burckhardt „Päpſtliche Inſtruktionen betreffend Veltlin und Genf, vom Jahre 1621“ mit: die eine, auf der Berliner Bibliothek, an den ſchweizeriſchen Nuntius Scappi, Biſchof von Campagna, die andere auf der Königlichen Bibliothek in Paris, an den Pater Corona. Dieſe beiden Aktenſtücke werden in deutſcher Verſion, zum Teil auch im Auszug, wiedergegeben. — Wir finden ferner im 8. Band des genannten Archivs (1851) eine „Relation über Graubünden während des Strafgerichtes von Tuſis (Spätherbſt 1618),“ eine Schrift aus dem 4. Band der Berliner Informazioni politiche; das Ganze ſei, wie der Herausgeber in ſeiner kurzen Vorbemerkung ſagt, als Ausdruck diplomatiſcher Durchſchnittsmeinung nicht ohne Intereſſe. Auch hier hat Burckhardt denen, die nicht italieniſch verſtehen, durch Verdeutſchung geholfen. Einen Ueberblick „über Inhalt

und Wert italieniſcher Staatsſchriften in Betreff der Schweizergeſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ enthält der 7. Band des Archivs (1851). Es iſt eine Arbeit von etwas über fünf Seiten und giebt ſich als den weſentlichen Inhalt eines Vortrags, den Burckhardt am 4. Oktober 1849 bei der Jahresſitzung der allgemeinen geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz in Baden gehalten hat. „Nur ungern“ biete er dieſe Zuſammenſtellung des ihm Bekannten, die vielleicht um ein Beträchtliches unvollſtändiger ſei, als er ſelber berechnen könne. Das Verdienſt, das ſich Ranke in ſeinem „berühmten“ Werke „Fürſten und Völker von Südeuropa“ [in den ſpätern Auflagen unter dem Titel „Die Osmanen und die ſpaniſche Monarchie“ bekannt] um die Anerkennung des Wertes italieniſcher Inſtruktionen, Relationen u. ſ. w. für die Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts erworben hat, wird Eingangs hervorgehoben. Der Aufſatz orientiert kurz über dieſe Art Quellen in ihrer Bedeutung für die Schweiz. Auch auf die informazioni in Berlin kommt Burckhardt zu ſprechen: „von den während des Veltlinerkrieges ergangenen Inſtruktionen an die Nuntien bei fremden Höfen beſitze ich aus der großen Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin ziemlich vollſtändige Auszüge oder Kopien.“ Im Ganzen lautet das Facit wenig tröſtlich: „So iſt der bisherige Gewinn aus italieniſchen Papieren für unſere Geſchichte nur ein geringer, aber die Hoffnung auf künftige Entdeckungen iſt dabei nicht ausgeſchloſſen.“ Auf eine wahrſcheinlich ergiebige Quelle hat Burckhardt damals hingewieſen: auf die in Wien vorhandene Chronik Marino Sanutos. Wir wiſſen u. a. aus Dierauers Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft, daß dieſe Vermutung Burckhardts völlig richtig geweſen iſt; ja dieſer ſelbſt hat als 72-jähriger noch Gelegenheit gehabt, in der Hiſtoriſchen Geſellſchaft über Marino Sanuto zu ſprechen, als die Ausgabe der Annalen des venetianiſchen Hiſtoriographen von der Basler Bibliothek angeſchafft worden war. Burck-

hardt hat bei dieſem Anlaß mehrfach auf ſchweizergeſchichtlich wertvolle Nachrichten hingewieſen.

Indem wir nach dieſer Abſchweifung zum Jahre 1844 zurückkehren, erübrigt uns noch, von einer kleinen, aber recht wertvollen kunſthiſtoriſchen Arbeit Jakob Burckhardts zu ſprechen. In der Kommiſſionsſitzung der Antiquariſchen Geſellſchaft vom 21. Oktober des genannten Jahres wurde als Gegenſtand zum künftigen Hefte der „Mitteilungen“ vorgeſchlagen: „Die Kirche von Ottmarsheim,“ abgezeichnet und beſchrieben von Dr. J. Burckhardt. So lautet der Protokolleintrag; acht Tage ſpäter wurde in der allgemeinen Sitzung dieſer Vorſchlag angenommen. So erſchien denn 1844 im Verlag von Hasler & Comp. als zweite der Mitteilungen der Geſellſchaft für vaterländiſche Altertümer in Baſel: „Die Kirche zu Ottmarsheim im Elſaß von Dr. J. Burckhardt. (Mit einer lithographierten Tafel.)“ Knapp ſechs Seiten beanſprucht der Text; die Tafel brachte, nach ſorgfältigen Zeichnungen Burckhardts ſelbſt, wie aus dem erwähnten Eintrag hervorgeht, die äußere Anſicht, den Grundriß, für das untere wie für das obere Stockwerk, den Durchſchnitt, Säulenproben ſamt einer Baſis in größerer Ausführung und ein Geſims. In ruhiger Sachlichkeit, ohne allen Schmuck des Stils, wird zunächſt der Bau als Ganzes und in ſeinen Einzelheiten geſchildert, die Frage nach dem Zuſammenhang mit der Palaſtkapelle Karls des Großen in Aachen erörtert und auf Grund der wenigen Detailformen der Ottmarsheimer Kirche zwingend geſchloſſen, daß wir es hier mit einer ſpätern Nachahmung des Aachener Baues, und zwar vermutlich aus dem 11. Jahrhundert zu thun haben. Hat ſo nach Burckhardts ſchon von Anfang an befolgtem Grundſatz der Bau ſelbſt ſo viel als möglich über ſeine Entſtehungszeit Rede ſtehen müſſen, ſo folgt nun die Einvernahme der hiſtoriſchen Zeugen; und da entſcheidet vor Allem eine Urkunde für die 50er Jahre des 11. Jahrhunderts. Damit war

dieſer wichtige Centralbau, entgegen allen problematiſchen Datierungen und luſtigen Hypotheſen, ein für alle mal richtig klaſſifiziert. Wenn Burckhardt ſpäter im Kolleg von Ottmarsheim ſprach — natürlich ohne ſeine Arbeit mit einem Worte zu erwähnen — vergaß er nicht, ſeinen Hörern einen Beſuch der Kirche warm zu empfehlen, und er freute ſich, wenn dieſe Anregung auf guten Boden fiel, mochte er doch ahnen, daß der Mehrzahl der Bewohner Baſels, auch der ſog. kunſtfreundlichen, das benachbarte Ottmarsheim eine unbekannte Gegend iſt.

Im November desſelben Jahres ſprach Jakob Burckhardt in der Antiquariſchen Geſellſchaft über den von Ferd. Keller in Zürich herausgegebenen Bauriß des Kloſters St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert.

So führte ſich der neue Dozent in ſeiner Vaterſtadt ein; es war, als ob er gleich im erſten Jahre der Basler Thätigkeit ſeinen Mitbürgern eine annähernde Vorſtellung von ſeiner gewaltigen Arbeitskraft und ſeinem umfangreichen Wiſſen hätte beibringen wollen. Und an maßgebender Stelle wurde dieſe junge Kraft auch ſehr bald richtig eingeſchätzt. Schon Anfang März 1845 wandte ſich im Namen der Univerſitätskuratel deren Präſident Ratsherr Andreas Heusler an das Erziehungskollegium mit folgendem Schreiben: „Herr Dr. Jakob Burckhardt hat ſchon in frühern Jahren zu ſchönen Erwartungen berechtigt, und als er vor einem Jahre die venia docendi an unſerer Anſtalt erhielt, durch ſeinen gehaltvollen Inauguralvortrag allgemein befriedigt. Er hat dann ſowohl im verfloſſenen Sommerſemeſter als im laufenden Winter durch Vorträge an der Univerſität wieder größeres Intereſſe für hiſtoriſche Studien erregt und durch ſeine vor einem größeren Publikum im Laufe dieſes Winters gehaltenen Vorleſungen über Kunſtgeſchichte den Beifall und die Anerkennung bewährter Sachkenner ſich erworben. Wir glauben daher, unſere Anſtalt dürfe ſich in jeder Beziehung Glück wünſchen, dieſen jungen wiſſenſchaftlich wohl aus-

gerüsteten und thätigen Mann unter ihre Mitarbeiter zu zählen, und es dürfen die Behörden darauf bedacht sein, gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da er, wie wir vernehmen, eine Anfrage um Uebernahme einer schriftstellerischen Thätigkeit im Ausland erhalten hat, ihn fester an unsere Anstalt zu knüpfen. Das geeignete Mittel hiezu finden wir in der Ernennung desselben zum außerordentlichen Professor, worin derselbe, wie wir glauben, ein ermunterndes Zeichen der Anerkennung seiner bisherigen Leistungen erblicken würde." Es werden dann die Publikationen Burckhardts aufgeführt: die Dissertation, die Kunstwerke der belgischen Städte und der Conrad von Hochstaden. Dieses Schreiben wurde vom Erziehungskollegium an Bürgermeister und Rat weitergeleitet, und am 12. März erfolgte der Beschluß des Kleinen Rates, Jakob Burckhardt zum außerordentlichen Professor zu ernennen. Als Professor kündigt dieser auf Sommersemester 1845 außer der Fortsetzung der Geschichte des Mittelalters, die er im Winter 1844/45 begonnen hatte, noch älteste Geschichte der Schweiz an, zwei zweistündige Kollegien.

Das war eine ehrenvolle Anerkennung gleich zum Beginn der Dozentenlaufbahn, nur schade, daß mit der Ehre nicht die mindeste materielle Förderung verbunden war. So darf es denn billiglich nicht verwundern, wenn Burckhardt seine Blicke nach einem Ziele wandte, das ihm auch die Mittel zum selbständigen Lebensunterhalt bot. Die Anfrage, von der im oben citierten Schreiben die Rede ist, war wohl nichts andres als der Versuch Kuglers, Burckhardt nach Berlin zu ziehen und ihn dort im Dienste kunstwissenschaftlicher Litteratur zu beschäftigen; dieser Versuch mochte wohl für den Augenblick aufgehalten sein, auf die Dauer sah sich Burckhardt doch nicht in der Lage, das Anerbieten abzulehnen. Im Februar 1846 wandte er sich an die Kuratel mit der Bitte, ihm ein Semester Ferien zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien zu vergönnen, welche er zur Vervollständigung seiner Studien für

unentbehrlich halte. Im ſelben Monat hielt er noch in der Antiquariſchen Geſellſchaft einen Vortrag über Abt Suger und die Kathedrale von St. Denis. Im März erfolgte die Reiſe nach dem Süden. Die Vetturinfahrt ging nach Rom. . .

Auf Neujahr 1846 hatte Burckhardt noch die Basler Jugend und ſicherlich auch zahlreich Erwachſene durch ein vortreffliches, die Wiſſenſchaftlichkeit über der Popularität nirgends vermiſſen laſſendes Neujahrsblatt über die Alamannen und ihre Bekehrung zum Chriſtentum erfreut. In ihrer ſchlichten Anſchaulichkeit und klaren Einfachheit, mit der auch an ſich gar nicht ſo unmittelbar verſtändliche Dinge wie das Verfaſſungs- und Rechtsleben der Alamannen geſchildert werden, in der offenkundigen Sympathie, mit der Columban und ſeine Gefährten behandelt ſind, dieſes „wandernde Kloſter im beſten Sinne des Wortes," dieſe dreizehn entſchloſſenen Männer, in denen „vielleicht die höchſte Bildung und Frömmigkeit der damaligen Zeit vereinigt" war, macht die anſpruchslos und nach damaligem Brauch anonym auftretende Darſtellung von 30 Seiten noch heute die Lektüre zu einem Vergnügen. Der ſo einleuchtend und feſſelnd mit der Jugend zu reden verſtand, der war zum Lehrer recht eigentlich berufen. Die Gelegenheit, dieſe glückliche Begabung auch für die Schule nutzbringend zu machen, bot ſich wenige Jahre ſpäter. Indem man Burckhardt für die Schule gewann, wurde die drohende Gefahr beſchworen, dieſe hervorragende Kraft endgiltig aus Ausland zu verlieren.

Am Abhang des Quirinals hatte Burckhardt Quartier genommen; die Ausſicht von ſeinem Fenſter aus auf Rom und die mächtig über alles hinauswachſende Peterskirche lernt man auf einem damaligen Briefe in reizender Federzeichnung kennen. Und in einem „beim ſchönſten Mondſchein" entſtandenen Briefe an den ihm damals eng befreundeten Prof. Wilhelm Wackernagel ſchildert er die Lage ſeiner Wohnung mit folgenden Worten: „Es iſt hier

buchstäblich ein Jugendtraum wahr geworden, es sind die Paläste im Mondschein, dann links ein ungeheures Panorama vom Pantheon bis zum Monte Pincio, jetzt in das schönste Silberlicht getaucht, endlich rechts über einige friedliche Klöster und zerfallene Mauern weg der schwarze Pinienhain von Villa Ludovisi; unten aber auf dem barberinischen Platz, tief zu meinen Füßen, spritzt ‚mein Freund der Triton' seinen schimmernden Strahl in die Mondnacht. Von den Gassen herauf höre ich Gesang, auch ‚Lalen' und den Ausruf der Eßwarenkäufer, das Fahren der Karossen, die vom Corso zurückkommen und anderes ununterscheidbares Geräusch. Damit Sie aber den Moment ganz haben, müssen Sie sich die wunderbarste, reinste Nacht des Südens und den stärksten, herrlichsten Blütenduft von den Akazien des Monte Pincio her hinzudenken." Bald nach diesem Briefe vom 1. Mai 1846 war Burckhardt, wie er im August von Venedig aus demselben Adressaten meldet, von Kugler „für den künftigen Winter jedenfalls und eventuell für ewige Zeiten nach Berlin" gerufen worden. Er sah sich deshalb genötigt, seinen Urlaub vorläufig bis Frühjahr 1847 sich verlängern zu lassen. Die Aufgaben in Berlin lauteten für Burckhardt: Umarbeitung von Kuglers Geschichte der Malerei und des Handbuchs der Kunstgeschichte, in möglichst kurzer, etwa halbjährlicher Frist. Abgesehen von dem angemessenen Honorar mußte den jungen Gelehrten die schöne Gelegenheit, sich durch die Bearbeitung zweier überall anerkannter Bücher litterarisch in weitern Kreisen bekannt zu machen, reizen. Kugler, der seit 1843 ins Kultusministerium berufen worden war zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten, hatte aber noch andere Pläne mit Burckhardt vor: er hoffte ihm eine gesicherte Anstellung in Berlin zu schaffen und hatte bereits die vertrauliche Zustimmung des Ministers dafür erwirkt. Burckhardt sollte an der Akademie der bildenden Künste über kunstgeschichtliche Gegenstände vortragen.

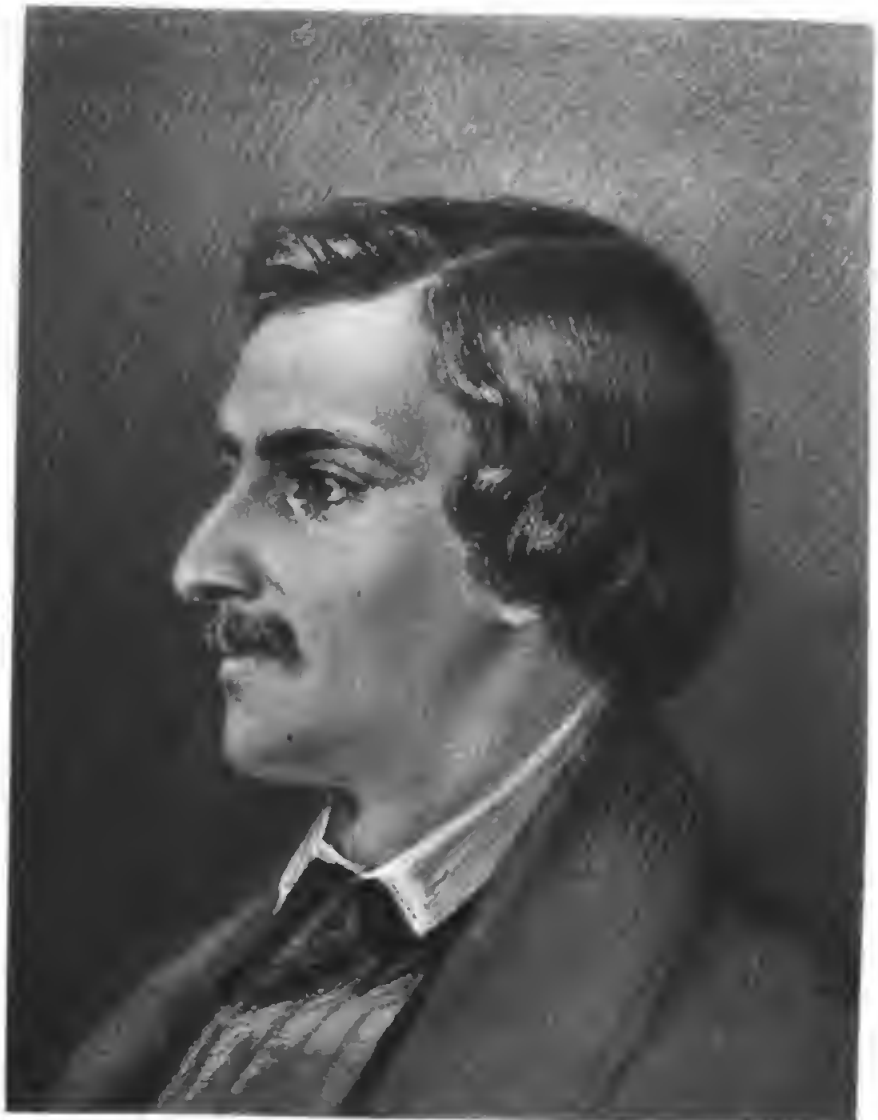
Auf den Herbſt verließ Burckhardt Italien, um nach Berlin ſich zu begeben. Außer Rom hatte er auch Neapel beſucht, nahm ſich aber vor, nicht wieder „unter das dortige Lumpenpack“ zu gehen — ein Vorſatz, der übrigens unausgeführt blieb: auf der Rückreiſe hatte er in Florenz Halt gemacht, das ihm auf Rom etwas proſaiſch vorkam, vier Tage in Ravenna geweilt — „ich habe im Geiſte mit Odoaker und Theodorich zu Tiſche geſeſſen“ — ſodann dem „ſinnbethörenden“ Venedig noch einen Beſuch abgeſtattet. Die beiden Arbeiten in Berlin rückten nicht, wie Burckhardt urſprünglich gedacht hatte, ſo raſch vorwärts, daß er ſchon im Sommerſemeſter 1847 an der Univerſität Baſel ſeine Vorleſungen wieder hätte aufnehmen können; es wurde ihm vielmehr klar, daß die Geſchichte der Malerei in der Neubearbeitung vor Mai nicht fertig würde — das Vorwort der 2. Auflage trägt denn auch das Datum vom 1. Mai 1847 — und daß für die neue Auflage der „Kunſtgeſchichte“ der beſtändige Umgang mit Kugler und das Konſultieren der Kupferſtichwerke in Berlin nicht zu umgehen ſeien. Und nun wog Burckhardt, wie ein Schreiben vom Januar 1847 an Wilh. Wackernagel zeigt, die beidſeitigen Chancen — hier Baſel, dort Berlin — gegeneinander ab. Von der Univerſität Baſel war eine fixe Anſtellung nicht zu erwarten; der Gymnaſialunterricht lockte Burckhardt damals nicht, auch die Redaktion der konſervativen Basler Zeitung, an der er ſchon früher thätig geweſen war, und an die er auch etwa im Ausland als gelegentlicher Korreſpondent dachte, wollte ihm, bei aller ausdrücklichen Hochachtung vor dem Blatt, jetzt nicht zuſagen; auf der andern Seite bot ſich in Berlin lohnende Arbeit und beſte Ausſicht auf eine geſicherte Poſition. Freilich, trotz aller herzlichen Freundlichkeit, die er im Hauſe Kuglers fand, trotz des damaligen täglichen Umgangs mit dem jungen Emanuel Geibel — Burckhardt hebt dieſen Punkt beſonders hervor — behagte ihm Berlin und ſeine Natur je länger je weniger, die Liebe zu

Baſel und ſeiner Umgebung war im flachen Norden mächtig gewachſen, und dann iſt man hier „ſo hübſch nahe bei Italien.“ So kommt Burckhardt zu dem Facit: nur gezwungen bleibe ich von Baſel fort und kann nichts dafür. Da die Sachen nun einmal ſo ſtehen, will er auch nicht für ein weiteres drittes Semeſter um Urlaub einkommen, ſondern direkt auf ſeine Profeſſur an der Basler Hochſchule verzichten.

Und ſo geht denn unter dem 28. März 1847 aus Berlin an die Kuratel der folgende Brief ab: „Nach reiflicher Ueberlegung und nicht ohne tiefes Bedauern finde ich mich veranlaßt, die mir im März 1845 anvertraute außerordentliche Profeſſur der Geſchichte wiederum in Ihre Hände niederzulegen. Zeitliche Rückſichten, welche zu überſehen mir nicht geſtattet iſt, legen mir dieſe Notwendigkeit auf, nachdem ich mich lange gegen dieſen Gedanken geſträubt. Die Zeit meiner Rückkehr nach Baſel iſt zu ungewiß, als daß ich um eine fernere Verlängerung meines mit ſo vieler Nachſicht bewilligten Urlaubes einkommen dürfte. Welches nun auch mein künftiges Schickſal ſein wird, unvergeßlich bleibt mir das Vertrauen und die Humanität, womit Ihre hohe akademiſche Behörde ſowohl als die hochverehrten Herren Kollegen dem Anfänger aufmunternd und fördernd entgegen kamen; und wenn ich irgend einen heißen Wunſch hege, ſo iſt es der, nach umfaſſenderen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, als ich bis jetzt aufweiſen kann, in diejenigen Verhältniſſe zurückkehren zu dürfen, welche Ihre Güte mir einſt eröffnete. Bis mich das Glück wiederum dieſe Pfade führt, ſoll mich immer der Gedanke begleiten, daß ich gegen die ehrwürdige Anſtalt, welcher ich meine Bildung und meinen erſten Wirkungskreis verdanke, eine große Schuld abzutragen habe. Wenn mir in wiſſenſchaftlichen Dingen irgend ein Erfolg zu Teil werden ſollte, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich denſelben im Geiſte ſtets der alma mater Basiliensis zu Füßen lege.“

Im Herbſt 1847 war die Neubearbeitung des Kugler'ſchen „Handbuches der Kunſtgeſchichte“ fertig geworden; wie bei der „Geſchichte der Malerei“ war aus dem früheren ein weſentlich anderes Buch entſtanden; die Zuſätze Burckhardts machten, wie es in der Vorrede heißt, etwa den zehnten Teil des ganzen Werkes aus. In berufenere und jedenfalls auch pietätvollere Hände hätte Kugler ſeine Bücher nicht legen können, zudem waren die Veränderungen in beſtändigem Gedankenaustauſch mit Kugler entſtanden. Für Burckhardt erwuchs aus dieſer Arbeit und dieſem Umgang reicher Gewinn: einen rieſigen Stoff hatte er hier durchzuarbeiten; mit bloßem Spezialiſtentum war es hier nicht gethan; es galt, ein ganzes gewaltiges Gebiet zu überblicken und ſich eigen zu machen, es galt zugleich Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks und klare Einteilung — eine treffliche Vorſchule für den künftigen Verfaſſer des „Cicerone,“ für die umfaſſende Beherrſchung der ganzen kunſthiſtoriſchen Domäne. Und neben dieſer wiſſenſchaftlichen Förderung wie feine Reize der Geſelligkeit bot das Kugler'ſche Haus! Paul Heyſe hat uns in dem von 1860 datierten Widmungsbrief „an Jakob Burckhardt in Baſel,“ den er ſeiner Ueberſetzung italieniſcher Volksgeſänge*) vorgeſetzt hat, eine ſchöne Schilderung dieſes Zuſammenlebens geiſtvoller Menſchen gegeben. Er ſchreibt: „Mein teurer Freund! Als ich vor mehreren Jahren den Plan faßte, dem ſpaniſchen Liederbuch, das ich in Gemeinſchaft mit Geibel herausgegeben, ein italieniſches an die Seite zu ſtellen, hoffte ich damit vor Allen unſerm Kugler und Dir eine Freude zu machen und zugleich eine Schuld des Dankes an Euch Beide abzutragen. In jenem wohlbekannten Zimmer des kleinen Hauſes am Ende der Friedrichſtraße, wo Du vor dreizehn Jahren ein täglicher Gaſt warſt und ich, als ein halbwüchſiger Student, bald ein zweites Elternhaus fand,

*) Vgl. oben S. 20.



Photogravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

berührten mich neben ſo Vielem, was ich begierig einſog, auch die erſten Klänge ſüdlichen Volksgeſangs. Als wäre es geſtern geweſen, ſtehen mir die Abendſtunden vor der Erinnerung, wo Ihr beide am Klavier einander abzulöſen pflegtet. Noch klingt es mir im Ohr, wie Dein Liebling, die Luviſella, dem berühmten Te voglio bene assaie faſt den Rang ablief und die zierliche Serenade Buona notte amata bene gegen Pergoleſes mutwilliges Morgenſtändchen einen ſchweren Stand hatte, bis wir uns aus den Orangenhainen des Südens nach unſerm deutſchen Wald zurückſehnten und Kugler mit ſeiner tiefen edlen Stimme die ſchönen Eichendorff'ſchen Lieder ſang, in denen des Knaben Wunderhorn von neuem erwacht ſchien."

Am 30. September reiste Burckhardt von Berlin ab, nicht nach Baſel, deſſen Univerſität ſeinen Namen im Lektionskatalog für das Winterſemeſter 1847 nicht mehr aufführt, — auf den beiden Kugler-Bearbeitungen nennt ſich Burckhardt nur Dr. — ſondern ſüdwärts nach Rom. Die weite Reiſe ging offenbar ſehr direkt von Statten: am 10. Oktober Mittags gegen 2 Uhr, wie das Skizzenbuch notiert, fuhr Burckhardt durch die Porta del popolo in die ewige Stadt ein. Bis in den April 1848 dauerte dieſer zweite Rom-Aufenthalt. Am 9. Mai traf Burckhardt in Baſel ein. Die Vaterſtadt hatte ſeiner in der Zwiſchenzeit nicht vergeſſen.

Schon im Frühjahr 1846 hatte die Curatel dem Erziehungskollegium ein Anſuchen vorgelegt, das für die Geſchichtſtunden an der Anſtalt des Pädagogiums einen raſcher fortſchreitenden und anregenderen Unterricht wünſchte; einen beſtimmten Vorſchlag hatte ſie damals aber nicht gemacht, weil ſie abwarten wollte, bis Prof. Dr. Burckhardt, auf den ſie ihr Augenmerk gerichtet hatte, disponibel ſein würde. Dieſer Fall trat nun im Frühjahr 1848 ein, indem, wie die Curatel vernahm, Burckhardt Luſt zeigte, von Rom, „wo er gegenwärtig aus Kunſtintereſſe weilt," in ſeine Vater-

ſtadt zurückzukehren. Die genannte Behörde nahm deshalb ihren Vorſchlag wieder auf: auch für den hiſtoriſchen Unterricht, gleichwie für die andern Fächer, ſollten die Realiſten von den Humaniſten getrennt werden; den Geſchichtsunterricht in beiden Realiſten-Klaſſen — zuſammen 8 Stunden — ſollte Prof. Burckhardt übernehmen. Die Curatel iſt überzeugt, daß ſie an Burckhardt einen Lehrer „von äußerſt anregendem und vorteilhaftem Einfluß auf die Schüler“ gewinne. Neben dieſer Lehrſtelle hatte aber die Behörde für den Rückkehrenden noch einen andern Poſten als zweite, wenn auch beſcheidene Einnahmequelle in Ausſicht genommen: die neu kreierte Stelle eines Konſervators am Muſeum, für welche die freiwillige akademiſche Geſellſchaft einen Kredit gewährt hatte, ſo daß ſie den ſparſamen Staat nichts koſtete. Einen Teil dieſes ausgeworfenen Kredites würde der Konſervator für ſeine Bemühungen am Muſeum erhalten, den Reſt dagegen dafür, „daß er an der Univerſität ſowohl als auch publice Vorträge über die Geſchichte der Kunſt und politiſche Geſchichte, in welch letzterer Herr Burckhardt bekanntlich ebenfalls Bedeutendes geleiſtet hat, halte.“ — Burckhardt ließ ſich für ſein liebes Baſel wieder gewinnen. Die Konſervatorenſtelle freilich legte er, mit Schreiben vom 25. Februar 1849 an die Muſeumskommiſſion, nieder, „ohne dieſelbe angetreten zu haben.“ „Anderweitige Pflichten meines Berufes, deren Umfang ich ſeither kennen gelernt habe, ſowie auch der Wunſch, einige Zeit und Kräfte zu freien Arbeiten übrig zu behalten, machen mir dieſen Entſchluß zur Notwendigkeit.“ Doch ſtellt er ſich zur Verfügung für die Ueberſiedelung und Neuaufſtellung der Gegenſtände im Muſeumsbau.

So war denn dem dreißigjährigen Gelehrten endlich in ſeiner Vaterſtadt eine Stelle mit ſicherm Einkommen — es handelte ſich, wie wir wohl verraten dürfen, um 900 Fr. im Jahr — geſchaffen worden. Für ſeine Univerſitätsthätigkeit erhielt der außerordent-

liche Professor, der seine Vorlesungen jetzt wieder mit Eifer aufnahm, auch fernerhin keine Entschädigung. Daß dies nicht nur eine bloße Vermutung ist, beweist ein von Peter Merian unterzeichneter Brief der Universitäts-Curatel an das Erziehungskollegium vom Juli 1854: hier erfährt man, daß Burckhardt für den erkrankten Prof. Brömmel den Geschichtsunterricht an der Humanistenabteilung des Gymnasiums erteilte; damit er nun auch dessen Vorlesungen an der Universität halte, beantragt die Curatel, ihm einen Kredit von 400 Fr. zu gewähren, denn man könne ihm nicht zumuten, diese Universitätsvorlesungen als außerordentlicher Professor ohne fixen Gehalt unentgeltlich zu halten. „Dieses Auskunftsmittel, heißt es dann weiter, „dürfte sich um so mehr rechtfertigen, als die bisherige akademische Thätigkeit des nach Gabe und Kenntnissen bekanntlich sehr ausgezeichneten Herrn Prof. Burckhardt noch niemals durch Geldentschädigung von Seiten der Behörde remuneriert worden ist." Um so mehr versteht man, mit welcher Bitterkeit es Burckhardt erfüllen mußte, als er bei der Umwandlung der realistischen Abteilung des Gymnasiums in die sog. Gewerbeschule 1852/1853 seine Geschichtslehrerstelle verlor, wie es heißt, weil er sich — gewiß mit Recht — nicht dazu hergeben wollte, die Geschichtsdiktathefte der Schüler schulmeisterlich zu korrigieren. Der Groll Burckhardts über diese Unbilligkeit, die auch noch ihre andern unerbaulichen Motive mag gehabt haben, zittert noch in den von dem Betagten geschriebenen Personalien deutlich nach, und mündlich pflegte es noch deutlicher zu lauten. Auf den Winter 1854 war dann freilich die materielle Einbuße für Burckhardt dadurch kompensiert worden, daß statt des erwähnten Kredits ihm durch Beschluß vom 20. September ein Gehalt von 1200 Fr. zugebilligt wurde, mit der Verpflichtung, daß er in der ersten Klasse des Pädagogiums wöchentlich vier Stunden unterrichte und an der Universität 4—6 Stunden in der Woche geschichtliche Vorlesungen

halte. Allein im Grunde war das doch nur ein Proviſorium, bedingt durch die Krankheit Prof. Brömmels; die feſte Stellung war Burckhardt verloren gegangen, und dieſe Kränkung vergaß er nie.

Im Winter 1848/49 trat Burckhardt, der an der Univerſität über Geſchichte der römiſchen Kaiſerzeit und der Völkerwanderung vierſtündig las, wieder vor ein größeres Publikum, indem er vom November bis in den März 1849 hinein Vorleſungen über die Zeit des 30-jährigen Krieges hielt; damals, wie auch ſpäter, erwies ſich der Saal zu Safran als zu klein, und mußte Burckhardt in den zu jener Zeit größten Saal im Erdgeſchoß des Kaſinos — das jetzige Caféhaus — überſiedeln. Gegen 250 Zuhörer lauſchten dieſen Vorträgen. Solcher zuſammenhängender Cyklen über ausgedehnte geſchichtliche Perioden hat Burckhardt dann auch weiterhin einige gehalten: 1849 1850 über die Blütezeit des Mittelalters, 1852/1853 über die Zeit Friedrich des Großen, 1863/64 in 15 Abendſtunden über die Zeit der Gegenreformation (1560—1600). Ein Hörer dieſer erſten Cyklen im Kaſino, der verſtorbene Dr. Karl Wieland, hat ſeine Erinnerungen an den Redner Burckhardt in folgender Schilderung zuſammengefaßt: „Noch ſteht mir ſein Bild vor Augen, wie er im untern Saale des Stadtkaſino — jetzt Caféhaus — auf einem kleinen Podium, vollſtändig frei ſtehend, in ungezwungener, aber ſchöner Haltung die öffentlichen Vorleſungen über die Blütezeit des Mittelalters, die Zeit Friedrich des Großen, hielt. Er war im Stande, dank ſeinem ihn belebenden Schönheitsgefühl zu leiſten, was wohl nicht leicht ein anderer vermag: eine ganze Stunde vor ſeinen Zuhörern dazuſtehen, ohne je in eine unſchöne Bewegung oder Haltung zu verfallen.“ Eine Anekdote aus dem Mittelalter-Cyklus mag in dieſem Zuſammenhang noch ihre Stelle finden. Burckhardt hatte ſich mehrfach geſtört gefühlt durch einige ältere Damen, die es nicht unterlaſſen konnten, ihrer Strickſtrumpfleidenſchaft auch in den Vorträgen

zu fröhnen; da beſchloß er eines Abends dieſer Unſitte den Krieg zu erklären; er behandelte eben die Königin Bertha und bemerkte nun bei dieſem Anlaß: die Königin hatte die ſchlechte Gewohnheit, auch ſehr zur Unzeit zu arbeiten, indem ſie ſogar auf ihrem Pferde ſpann. Die Strickſtrümpfe verſchwanden, um nie wieder zu erſcheinen.

Vom Winterſemeſter 1849/50 an hatte Burckhardt, der in den geſchichtlichen Kollegien hauptſächlich Mittelalter und Schweizergeſchichte behandelte, auch die kunſtgeſchichtlichen Vorleſungen wieder aufgenommen, freilich meiſt nur zweiſtündig; Ueberſicht der Kunſtgeſchichte, Archäologie der chriſtlichen Kunſt, Ueberſicht der antiken Kunſt, lauten die Ankündigungen im Lektionskatalog. Ein einziges Mal, im Sommer 1851, bezog ſich das vierſtündige Hauptkolleg auf „allgemeine Kunſtgeſchichte." Daß dieſe kunſthiſtoriſchen Vorleſungen großen Anklang fanden, geht aus der Erzählung eines damaligen Hörers hervor: „B. mag damals das größte Auditorium Baſels um ſich verſammelt haben, denn faſt zwei Drittel der Studentenſchaft, die zu jener Zeit (1849) fünfzig Mann ſtark mag geweſen ſein, hörte ſeinen Kunſtſchilderungen eifrig zu." Der Zauber von Burckhardts Rede wirkte ſchon damals, obſchon ſie, wie uns der Verſtorbene zu verſchiedenen Malen erzählt hat, vom Manuſkript ſich noch nicht wie ſpäter völlig befreit hatte.

Ins Jahr 1849 fällt eine reizende Probe von Burckhardts erſtaunlicher Vielſeitigkeit: ein Bändlein Gedichte; es betitelt ſich „Ferien. Eine Herbſtgabe" und iſt bei J. E. Neukirch in Baſel erſchienen; der Autor nannte ſich freilich nicht, und das Geheimnis ſoll eine Zeitlang von den Eingeweihten gut bewahrt worden ſein; ſchließlich aber erfuhr die Oeffentlichkeit doch, wer der Verfaſſer ſei, und die Tradition hat dieſe Kenntnis nie mehr untertauchen laſſen. Ein Drittel dieſer Gedichte iſt ſeither in den hübſchen Sammelband der Basilea poetica (2. Aufl. 1897) über-

gegangen, ſelbſtverſtändlich ebenfalls ohne Nennung des Dichters. Die formelle Gewandtheit lag Burckhardt, wie ſchon jene Elegie von 1839 zur Genüge bewieſen haben mag, gleichſam im Blut; von ſeiner Kunſt des poetiſchen Extemporierens hat uns Beyſchlag erzählt; im frohen Bonner Kreiſe hatte dieſe ſpielende Leichtigkeit manigfachſten Anlaß zur Bethätigung gefunden; der Umgang mit Kugler, Geibel, Heyſe bedeuteten eben ſo viele Förderungen dieſer poetiſchen Begabung in Burckhardt. Denn das wird Niemand beſtreiten wollen, der in einem der ſeltenen Exemplare dieſe Gedichte — etwa dreißig an der Zahl — geleſen hat, oder ſie auch nur aus den Proben kennt, daß hier ein Lyriker von zarter und echter Empfindung, von edlem und reichem Geiſte, von ſinniger Gemütstiefe die Saiten rührt. Manchmal erreicht der ſprachliche Wohllaut eine wahrhaft muſikaliſche Schönheit, ſo in der herrlichen ſapphiſchen Ode „Serenade."

Klare Mondnacht, ſenke den ſtillſten Schlummer
Auf dieß Haus! Traumgenius, ſchütte gaukelnd
Aus dein Füllhorn über der Allerſchönſten
Heimliches Lager.

Ungehört ſoll leiſen Geſanges Klaglaut
Ihr vorbeiziehn; über die weiße Stirne
Gleite kein unwilliger Zug, da Sie nicht
Achtet des Sängers.

Aber horch, von Deiner geweihten Schönheit
Im Gebüſch fern ſingen die Nachtigallen,
Dir zum Ruhm rings duften die Roſenbeete,
Flüſtern die Pappeln.

Draußen geht, deß Lied Du verſchmähſt, zur Fremde
Hingewandt. Fern unter entlegnen Zonen
Wird ein Gott ihm geben Geſang, zu preiſen,
Hehre, Dein Antlitz.

Wenn es wahr wäre, was Jak. Bächtold behauptet hat, daß ein Formkünſtler wie Heinrich Leuthold, der um jene Zeit

Burckhardts Vorlesungen hörte und ihm auch persönlich näher trat, für seine „Serenade" bei diesem Vorbilde seines einstigen Lehrers eine Anleihe gemacht hat, so würde das wohl am lautesten für die Vorzüglichkeit der Ode sprechen; denn schlechte Poeten hat Leuthold nicht nachgeahmt. Nicht alles steht auf dieser Höhe der Vollendung; aber Nachlässigkeiten wird man nirgends begegnen, stammen doch diese Lieder aus jener Zeit der Formenglätte, die sich etwa durch den einen Namen Geibel charakterisieren ließe. Ein Gedicht wie das dreistrophige „In ein Stammbuch" könnte auch der Weichheit der Stimmung nach in den 1848 erschienenen „Juniusliedern" stehen. Eine gewisse ästhetische Beschaulichkeit und da und dort etwas pessimistisch angehauchte Resignation liegen wie ein zarter Schleier über diesen Versen. Recht bezeichnend ist die Mahnung „An einen Dichter (1848)" beginnend mit den Worten: „Daß Dir nichts die Ruhe stehle!"; und weiter heißt es dann: „Du entsage! gieb dein Sinnen — Ganz dem Schönen; bettelarm, — Doch im Herzen göttlich warm — Zieh' getrosten Muts von hinnen." Der Dichter, an den diese Apostrophe gerichtet war, hieß Paul Heyse; unter sein Porträt, das er zu jener Zeit an Burckhardt gesandt hat, schrieb er mit zierlicher Hand die eben citierten Verse.

Zu Liebe, Freundschaft, Natur gesellt sich auch die Kunst bei unserm Dichter; und bezeichnend genug, der Künstler, dessen Preis gesungen wird, ist der große stimmungsmächtige Schilderer italienischer Landschaftsherrlichkeit: Claude Lorrain. Er war und blieb ein Liebling Burckhardts: was das Sonett zu seinen Ehren sang, das faßte ein Lustrum später der Verfasser des „Cicerone" in die Worte zusammen: „Claude, als reingestimmte Seele, vernimmt in der Natur diejenige Stimme, welche vorzugsweise den Menschen zu trösten bestimmt ist, und spricht ihre Worte nach." Das letzte Kolleg, das Burckhardt zu lesen vergönnt war, fand im Frühjahr

1893 seinen Abschluß mit der Behandlung Claude Lorrains — ein schöner Zufall, denn der Lehrer wußte damals nicht, daß er nie mehr zu seinen Studenten würde sprechen können.

Das 43 Seiten starke Büchlein beschließt eine alcäische Ode „Bestimmung des Dichters." Da betont Burckhardt stolz, daß, „ob er auch nicht empfing die höchsten Weihen," doch auch ihm das heilige Gut der Dichtung anvertraut ward, damit ein Priester mehr am Altar des Ewig-Schönen sei. Wie einen Schutzgeist betrachtet er dieses Gut, und er will es treu verwalten, wäre es nur: „Daß einst in späten Jahren ein liebend Aug' — In meinem Lied sein eigenes Leid und Glück — Und daß ein Geist, der nach der Schönheit — Pilgert, den treuen Gefährten finde." In anderm, wenn auch wahrlich nicht weniger herrlichem Sinne, ist diese Hoffnung des Dichters Burckhardt in Erfüllung gegangen. Tausenden ist er auf der Pilgerfahrt nach der Schönheit der treue Gefährte geworden. Das war Burckhardts Bestimmung, die Bestimmung des Gelehrten, der zugleich ein Dichter war.

Es war nicht die erste und zugleich die letzte Gabe lyrischer Blüten, die Burckhardt hier zu einem hübschen Strauße zusammengebunden den Freunden der Poesie bot: vier Jahre später ist die unter dem Titel „E Hämpfeli Lieder" bekannte Gedichtsammlung erschienen (bei Schweighauser 1853). Wiederum ist kein Verfasser genannt. Es sind auf 27 Seiten dreizehn baseldeutsche Gedichte. Den Dialekt handhabt Burckhardt mit großer Gewandtheit, obwohl auch bei ihm etwa einmal der Ausdruck mehr aus dem Hochdeutschen ins Baseldeutsche übersetzt als völlig mundartlich gewachsen erscheint. Ihrem Inhalt nach sind diese herzigen Gedichte mit Ausnahme des ersten und des letzten, des frohen Prologs „Im Maie" und des ernsten Epilogs „Vorgsicht", Liebeslieder von meist sehr persönlichem und konkretem Charakter, nie sich verlierend in Bombast oder Phrase, bei allem Feuer und aller Glut

doch von wohlthuender Einfachheit und diskreter Schlichtheit. Man fühlt es ihnen ohne Ausnahme ab, daß hier keine bloßen Phantasiestücke an eine fingierte Geliebte vorliegen, sondern echt Empfundenes und wirklich Erlebtes seinen Ausdruck gefunden habe. Darin liegt neben dem poetischen der persönliche Wert dieser kleinen anspruchslosen Sammlung. Es hat etwas Reizvolles, fast möchte man sagen Tröstliches, den großen Gelehrten, der dann zeitlebens Junggeselle geblieben ist, hier dem sonnigen Glücke einer warmen Herzensneigung hingegeben zu sehen.

Burckhardt hat im letzten Gedicht gleichsam sich selbst eine Mahnung zukommen lassen: in dem merkwürdigen „Vorgsicht," wo der Dichter schildert, wie ihm, da er mit zwei Freunden müde heimkehrt, drei Männer entgegenkommen, den Wanderern durchaus ähnlich, aber doppelt so alt, und nun den drei jungen von ihrer Zukunft zu reden anfangen, da lauten die Worte an den Poeten:

— — „O glaub's, heig d'Mensche gern!
„'S isch's einzig Glück! und was di jetz begeistret,
„Syg's Liebi, Fründschaft, Heimeth, Poesie,
„Gib's nit lycht uf! S'ka mengs e Täuschung sy,
„Und ennetweg e gheime Sege druf!"

In demselben Jahre wie das „Hämpfeli Lieder" sind im „Deutschen Musen-Almanach für das Jahr 1853, herausgegeben von D. F. Gruppe," zwei hochdeutsche Gedichte von „Jakob Burckhardt zu Basel" zum Abdruck gelangt. Das eine betitelt sich wiederum Elegie, wie jenes Jugendgedicht von 1839, und variiert im Grunde nur in reicherer und reiferer Fassung das Thema der ersten: die Sehnsucht nach dem Süden. Das andere Fontana nuova schildert mit reizender Anschaulichkeit den Brunnen auf dem Markt einer italienischen Stadt und geht aus in einen Segenswunsch für das südliche Land. Für die Schönheit der Elegie mag diese selbst im Wortlaut zeugen.

Du in den Winkel gedrückt, ſchweinsledergebundenes Büchlein,
Hinter den vordern Reih'n tief in den Schatten geſtellt,
Steige, des Bücherbretts beſcheidenſter Bürger, hernieder; —
Puh! — weg blaſ' ich den Staub; ſieh, Theokrit, Heſiod!
Und dem helleniſchen Text genüber nach alter Gewohnheit,
Die für die Schwachen geſorgt, dehnt ſich ein treues Latein.
Gruß euch, „Werke und Tage," und euch ſiciliſche Lieder,
Hier wo Boreas ſtürmt durch den hercyniſchen Wald!
Einſam ſitz' ich am Herd und lauſche dem fernen Geſange,
Der Jahrtauſende her tönt über Meer und Gebirg.
Götter wandeln vorbei, der Urzeit ländliche Sitten
Glaub' ich zu ſchaun, und dich, Küſte des ſüdlichen Meers,
Dich von Hymnen umrauſcht, von heiligen Hainen und Waſſern,
Kranz der vergangenen Welt, o ſyracuſiſche Flur!
Und im Buſen erneut Sehnſucht ihr altes Gelübde,
Dich noch einmal zu ſehn, mildes heſperiſches Land!
Der ich ſo vieles verlor, gern ſteig' ich hinab zu den Vätern,
Wenn das Beſte mir einſt ſüdliche Sonnen gereift;
Dann zur glücklichen Fahrt ſollſt du mich begleiten, o Büchlein!
„Ach, wie lange?" — Geduld! höre den nächſten Entſchluß:
Wenn zum ſiebentenmal ſich rundet die Scheibe des Vollmonds
Und am Himmel regiert Sirius' heißes Geſtirn,
Und das Geſchick mirs fügt, dann nehm' ich auf flüchtige Wochen
Ueber's Gebirg dich mit in das lepontiſche Thal,
Und wie Hamilcar's Sohn dem ſtaunenden Heer in den Alpen
Zeig' einſtweilen ich dir Pforten italiſcher Au'n.
Sei nicht neidiſch! es harrt in der Taſch' ein alter Gefährte,
Mein Virgil, den einſt ich zu Ancona gekauft
Nahe dem Bogen Trajan's, und der mich von Adria's Ufern
Herbſtliche Thäler entlang führte zum ewigen Rom.
Wandert Beide mit mir! nicht mächtige Römerruinen,
Prunkende Städte zu ſchau'n, noch das unendliche Meer;
Doch am heißen Mittag in ſchattigen Schluchten gelagert,
Von Waldſtrömen umtoſ't blättr' ich und naſch' ich in euch;
Ueber uns wogt, vom Zephyr bewegt, der Kaſtanie Laubdach,
Hell durch's felſige Thor leuchtet die Ferne herein;
Dort im ſchwellenden Grün, auf kühlen Lianen und Farrnkraut
Sollſt du verweilen mit mir Stunden des Traums, Theokrit!
Oder in Dörfern am See ausruh' ich mit dir auf der Steinbank
Wölbiger Hallen; davor plätſchert die blinkende Flut,

Spiegelt die Sonne zurück und erhellt an der Mauer das alte
Bild der Madonna, wo rings Schwalben ihr Neſtlein gebaut.
Alſo träum' ich mit euch, bis längere Schatten den Abend
Mir ankünden — hinaus dann über Thal und Gebirg!
Purpurn glühn aus Wäldern herab einſame Kapellen,
Hell aus Rebengehäng ragen die Villen empor,
Nicht Paläſte! da füllt nicht Marmorgebilde die Säle,
Doch vom hohen Altan winkt mir ein gaſtlicher Gruß.
Nochmals nehmet mich auf, die ihr ſo traulich den Fremdling
Nicht ihn kennend empfingt! gönnt einen Abend mir noch
Jenem gleich, da fröhlich umringt von Alten und Jungen
Ich mit Lachen und Scherz eure Geſänge gelernt,
Während goldene Glut umfloß das Gebirg' und die Thale,
Bis am reinen Azur Sterne der Dämm'rung erwacht.
O, noch klingen bei Nacht mir Lieder aus jenen beſchwingten
Stunden in's Ohr, wie dir, ſeliger Geiſt, Theokrit,
Als heimkehrend vom Feſt der Demeter jenen Geſang*) du
Schufſt, Jahrtauſende noch Sehnen zu wecken und Luſt!

Von ſpätern Veröffentlichungen Burckhardt'ſcher Gedichte iſt uns nichts bekannt. Das in der Basilea poetica unter der Signatur J. B. abgedruckte „Isola bella (Juni 1800)" ſtammt aus Burckhardts Basler Studentenzeit. Privatim hat der Verſtorbene noch bis in ſeine letzten Jahre die ihm nahe Stehenden mit Gedichten — oft ſehr heiteren Inhalts — erfreut, und es machte ihm nichts aus, gelegentlich auch ſich ſtatt des Deutſchen des Italieniſchen zu bedienen, das ihm offenbar mit gleicher Müheloſigkeit aus der Feder floß.

Mit dieſen kurzen Ausführungen über die poetiſche Seite in Burckhardts Begabung, die eine Zeitlang vielleicht der rein wiſſenſchaftlichen ernſtliche Konkurrenz gemacht hat, müſſen wir uns begnügen; wir ſtehen unmittelbar vor den Jahren, die uns die zwei erſten für Burckhardts Ruhm entſcheidenden Werke gebracht haben.

Als im Jahre 1850 der erſte Jahrgang des von Friedrich Eggers in Berlin herausgegebenen Deutſchen Kunſtblattes erſchien

*) Die VII. Idylle (Thalyſia).

ſteuerte auch Jakob Burckhardt ſein Scherflein bei in Geſtalt zweier kleiner Aufſätze unter dem Titel: Kunſtbemerkungen auf einem Ausflug in den Kanton Teſſin und nach Mailand. Sie beſtehen, wie die Ueberſchrift beſagt, aus einzelnen Bemerkungen: bald ſind es die Fresken an Teſſiner Häuſern und Kirchen; dabei wird unter anderm auf die „fürchterliche“ Geſtalt des geſchundenen Bartholomäus hingewieſen und beigefügt: „es wäre von Wert, den Einfluß einer ſo abſcheulichen Kultusfigur auf Sitten und Anſchauungen einer ganzen Provinz berechnen zu können;“ bald ſind es einzelne Kirchen und ihre Kunſtſchätze, die beſprochen werden: das Seminar in Ascona — der Paſſus über das dortige Altarblatt von J. R. Rahn in ſeinen „Kunſt- und Wanderſtudien“ 2. Auflage S. 169 citiert — das Minoritenkloſter S. Maria degli Angeli in Lugano, „eine der geweihten Stätten oberitalieniſcher Kunſt.“ Man erfährt bei dieſer Gelegenheit, daß dieſes vor zwei Jahren — 1848 — aufgehobene Kloſter im Jahre 1850 zum Kauf feilgeboten wurde, bei einem Gantruf im Juli aber keinen Liebhaber fand; in Lugano ſelbſt möchte man am liebſten einen Gaſthof aus dem Kloſter und ſeinem Kreuzgang machen: „nur ließe ſich bei der Spärlichkeit des jetzigen Fremdenzuges vor der Hand nicht viel dabei gewinnen;“ Burckhardt iſt bei dieſen eventuellen Veränderungen nicht ohne ſchwere Bedenken wegen der Werke Luinis. Weiter kommt er dann auf die mailändiſche Malerſchule zu ſprechen, deren Schwäche faſt zu allen Zeiten die Kompoſition geweſen iſt; ſie ſei entweder einförmig oder bunt überladen. An Luini rühmt er die wahrhaft rafaeliſche Süßigkeit; „nirgends aber ſind dieſe großen Eigenſchaften mit einer weniger entwickelten Kompoſition, mit ungeſchickteren Linien verknüpft geweſen.“ Die Dome von Como und von Mailand kommen recht ſchlecht weg; kindlich und ſinnlos wird des erſtern Faſſade genannt, dem letztern wird vor allem die unſchöne Verteilung des Lichtes als Haupt-

fehler angerechnet. Eins freilich hat der Mailänder Dom ins Feld zu führen: „Von außen wird das Gebäude immer durch Uebermacht des phantaſtiſchen Eindrucks die Schwäche des künſtleriſchen vergeſſen machen.“ Der „Cicerone“ iſt in ſeinem Räſonnement über das genannte Gebäude in weſentlichen Punkten dieſen „Kunſtbemerkungen“ gefolgt; für Como lautet das Urteil ſpäter bedeutend freundlicher. — Zum Schluß ſei noch einer Stelle gedacht, die ſich weniger auf Kunſt als auf moderne italieniſche Geſchmackloſigkeit bezieht: „Bei öftern Reiſen auf der Straße von Lugano über Como nach Mailand bemerkt man die beſtändige Zunahme architektoniſcher Malereien an den Landhäuſern, die oft wie gotiſche Theaterdekorationen ausſehen, meiſt in dem wüſten Geſchmack des Domes von Mailand. Andere Eigentümer laſſen ihre Villa als Ruine bemalen, mit ſcheinbaren verwitterten Quadern, ringsum (gemalter) Epheu und Grasbüſchel, u. dergl. m. Wie viel Romantik dabei mit im Spiele ſein mag, laſſe ich auf ſich beruhen; eine nähere Erklärung liegt wohl darin, daß Mailand vorzugsweiſe die Stadt der Theater und der prächtigen Dekorationen iſt. Dergleichen will man dann auch zu Hauſe vor ſich ſehen. In dieſes Kapitel gehören auch die in Stein ausgehauenen Karnevalsmasken, Muſikanten u. ſ. w. — Statuetten von 2, 3 Fuß Höhe — welche zu halben Dutzenden als Zierrat auf den Hofmauern ſtehen. Man kann ſie in Mailand beſtellen oder fertig kaufen; einzelne wären als Chargen ſogar Dantan's würdig. — Es gehört immerhin eine gute äſthetiſche Verdauung dazu, neben ſo viel echter, großartig maſſiver Architektur die gemalte Parodie und außerdem noch den in Stein gehauenen Humor während einer ganzen Villeggiatur zu ertragen und hübſch zu finden.“

An drei Abenden, im Oktober und im November 1850, trug Burckhardt in der Hiſtoriſchen Geſellſchaft eine Arbeit über Erzbiſchof Andreas von Krain vor; ſie erſchien dann im 5. Band der Beiträge

zur vaterländiſchen Geſchichte unter dem Titel: „Erzbiſchof Andreas von Krain und der letzte Concilsverſuch in Baſel 1482—1484.“ Auf etwas über hundert Seiten erzählt hier Burckhardt in der feſſelndſten Weiſe mit Benutzung des in Baſel befindlichen archivaliſchen Materials das Auftreten und die Geſchicke jenes ſonderbaren Heiligen, der aus Rom in die Schweiz kam, um in Baſel den verglimmenden Funken eines großen Concils zur Reformation der Kirche noch einmal anzufachen, der durch ſein turbulentes Treiben die Stadt in ſtarke Ungelegenheiten mit der römiſchen Curie brachte und ſchließlich im Spalenturm erhängt gefunden wurde. So amüſant ſtellenweiſe dieſe Epiſode auch iſt, ſo ſehr eine Zeit lang dieſe Concilsunternehmung, die der von Lorenzo Medici nach Baſel geſchickte Baccio Ugolini ein Collegio di falliti nannte, die Gemüter der damaligen weltlichen und geiſtlichen Machthaber erregt hat: was uns die Schrift Burckhardts heute noch ſo wertvoll macht, iſt weit weniger ihr rein hiſtoriſcher Inhalt, der, wie man aus dem 3. Band von Paſtors Papſtgeſchichte ſieht, auch jetzt noch durchaus nicht veraltet iſt, als vielmehr die kulturhiſtoriſche Beleuchtung, in die das geſchichtliche Geſchehen hier gerückt wird. Es weht Renaiſſanceluft durch dieſe Schrift; das Italien des ausgehenden 15. Jahrhunderts, namentlich Rom als Sitz des Papſtes, erhalten ihre lebendige Charakteriſtik: der italieniſche Fürſt iſt zum „politiſchen Künſtler“ geworden, er verfügt über eine bis „zum wahren Kunſtwerk geſteigerte Falſchheit.“ Wer denkt da nicht an den erſten Abſchnitt der „Kultur der Renaiſſance“ vom Staat als Kunſtwerk? Die Päpſte und ihre Umgebung mögen unſittlich, ja ungläubig ſein; „aber das damalige Rom iſt eine der Geburtsſtätten der ſogenannten Renaiſſance, der neueren, durch das Altertum befruchteten Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe in Kunſt, Litteratur und Leben; und dieſe Renaiſſance iſt eine der bedeutendſten Erinnerungen der heutigen Nationen;“ und weiter: „daß hier unter

ganz ausnahmsweiſen Bedingungen der Boden ſich vorbereitete für einen Raphael und Michel Angelo, könnte uns, hiſtoriſch erwogen, allein ſchon mit gar manchem verſöhnen.“ Und wie iſt Sixtus IV. porträtiert! „In der Sakramentskapelle der St. Peterskirche ſieht man ein herrliches erzgegoſſenes Grabdenkmal von Pollajuolos Hand; die liegende Geſtalt mit dem harten, ſchwer zu deutenden Mönchsantlitz iſt umgeben von den Figuren der Wiſſenſchaften, welche Sixtus beſaß, und der Tugenden, die ihm fehlten;“ „ſeine Religion darf man ſich wohl nicht als heterodox, wohl aber als dasjenige Element vorſtellen, welches in ſeinem Weſen am ſchwächſten repräſentiert war.“ Infeſſuras Tagebuch hat hier dem Forſcher das Material geliefert. Von dem geiſtigen Leben des damaligen Roms heißt es: „Mag nun auch bei dieſem gebildeten Treiben einige Affektation mit untergelaufen ſein, ſo war doch ſchon viel damit gewonnen, daß höhere Bildung in Rom als notwendige Empfehlung galt, ſobald nicht Macht und Intrigue das große Wort führten. Platina ſchildert uns z. B. die Abbreviatoren der päpſtlichen Kanzlei als ein Collegium der trefflichſten, gelehrteſten Leute. ‚Da waren, ſagt er, die erfahrenſten Juriſten; da waren Dichter und Redner, welche der Curie eben ſo viel Glanz verliehen, als ſie von ihr empfingen.‘ — In dieſem oder einem ähnlichen geſellſchaftlichen Kreiſe dürfen wir wohl Pomponius Lätus aufſuchen, dem Platina ſpäter ſein Haus auf dem Quirinal vermachte, mit dem Lorbeerhain, aus welchem dieſe Poeten ihre Preiskränze pflückten. Mit der orthodoxen Geſinnung wurde es dabei nicht ſehr genau genommen; die Päpſte überſahen es ſchon, daß man dem klaſſiſchen Altertum näher ſtand als dem Evangelium und der Kirche, wenn ſie nicht gar ſelber dergleichen Anſichten teilten. Nur Paul II. muß es einſt bei dem Ueberhandnehmen dieſes philoſophiſchen Heidentums bange geworden ſein; er ließ ſogar Verfolgungen eintreten. Mit ſeiner venetianiſchen Kaufmannsbildung liebte er es,

Edelſteine zu ſammeln und begriff vom Altertum wenigſtens die Schönheit der Statuen, die man ausgrub und deren er eine ziemliche Anzahl in ſeiner gewöhnlichen Reſidenz, dem Palazzo di Venezia am Fuß des Capitols, aufſtellte. Er war ein prächtiger, großer Mann, der es nicht verſchmähte, ſich bei öffentlichen Funktionen zu ſchminken und auf alle Weiſe zu putzen; ſchon bei ſeiner Wahl hätte er ſich gerne Formoſus genannt, wovon ihn die Kardinäle nur mit Mühe abbrachten."

Und wie Burckhardt vom 15. Jahrhundert als ſolchem dachte, geht aus einer Stelle am Schluß hervor, wo er die verſchiedenen Hypotheſen über den etwas geheimnisvollen Tod des Erzbiſchofs von Krain gegen einander abwägt: „Es fällt uns nicht ein a priori zu behaupten, die damaligen Leiter der Stadt wären zu moraliſch, zu unſchuldig geweſen, um den Erzbiſchof nötigenfalls insgeheim erwürgen zu laſſen. Das 15. Jahrhundert erzog Menſchen mit andern Nerven, als die unſrigen ſind. Wenn ein Volk unaufhörlich die Hand am Schwert halten, ſich ſeines Lebens wehren muß, ſo bildet ſich unter dem ewigen Belagerungszuſtand eine andere Wertſchätzung alles Thuns und Laſſens aus, als in der laulichen Temperatur eines von außen garantierten Weltfriedens. Auf den Schlachtfeldern des Herzogs von Burgund hatte die damalige Generation ihre Lebensſtimmung erhalten. Und dieſe Männer hätten wohl auch mit Andreas von Krain, ſobald es ſich um die Wohlfahrt der Stadt handelte, keine beſondern Umſtände gemacht. Was ſie zurückhielt war nicht die Humanität. Man denke nur an ihre Zeitgenoſſenſchaft mit einem Ludwig XI., einem Ludovico Moro, einem Richard III.! Aber ſie bedurften der Mordthat nicht."

Geiſtreichen Einzelheiten in Auffaſſung und Ausdruck begegnet man auf Schritt und Tritt, da und dort läßt auch der Schalk ſich hören: In Bern, das „recht eigentlich die Stadt des heiligen Betruges und der Befangenheit" war, hatte kurz vor des Erz-

bischofs Andreas Ankunft der Leutpriester auf Befehl des Bischofs von Lausanne „das bekannte große Anathem über die Engerlinge ausgesprochen; konnte man sie nicht vertilgen, so wollte man ihnen wenigstens die Meinung sagen.“ Als das Interdikt vom päpstlichen Legaten über Basel verhängt wurde, waren die Barfüßer und die Clientel ihres Klosters fast die einzigen Menschen, die dieses überhaupt beobachteten: „Schon ein erhaltenes Namensverzeichnis verbreitet einen unverkennbaren Duft von Klostersuppen;“ nach Aufzählung dieser Namen fährt Burckhardt fort: „Ganz sonderbar nehmen sich in dieser Gesellschaft andächtiger Weiblein ein paar Herren von dem hohen Stift aus. — — Hier bei urteilsfähigen Männern wäre auch die geschichtliche Betrachtung zu einem viel strengeren Urteil genötigt, als z. B. bei den Clarissen u. s. w.“ Vom Legaten heißt es einmal: „Der ränkevolle Legat hatte sich speziell in das befangene Gewissen oder in die Menschenfurcht der hiesigen Geistlichkeit einzubeißen versucht.“ Diese Beispiele mögen genügen. Den geistreichen historischen Erzähler Burckhardt wird man in dieser Schrift immer wieder gerne aufsuchen.

Unmittelbar nach der Abfassung dieser Arbeit muß sich Burckhardt aufs eifrigste dem Studium der spätern römischen Kaisergeschichte zugewandt haben; man kann das schließen aus einem Vortrag, den er im Dezember 1851 in der Historischen Gesellschaft über die „Geschichte der Staatsgewalt im spätern römischen Reich“ gehalten hat, und man kann als sicher annehmen, daß der Vortragende damals die Quintessenz des ersten Abschnittes aus dem ein Jahr später — Dezember 1852 — erschienenen Werke über „die Zeit Constantins des Großen“ seinen Hörern darbot. Auf der ersten Seite der genannten Schrift liest man: „Wenn dieses Buch einer allgemeinen Einleitung bedarf, so wird dieselbe am ehesten die Geschichte der höchsten Staatsgewalt des sinkenden Römerreichs im dritten Jahrhundert nach Christo enthalten müssen.“

Ein Buch von über 500 Seiten in der erſten von Schweighauſer in Baſel gedruckten und verlegten Auflage, ſtellt „Die Zeit Conſtantins des Großen“ ſchon äußerlich die umfangreichſte aller bisherigen Publikationen Jakob Burckhardts dar, aber auch ihrem Inhalte nach läßt ſie alles Frühere weit hinter ſich. Gewiß, der Conrad von Hochſtaden wie der Andreas von Krain waren treffliche hiſtoriſche Monographien, die vielleicht niemand gerade ſo, wenigſtens in Bezug auf die Heranziehung des kulturhiſtoriſchen Momentes, würde geſchrieben haben; aber den Eindruck unbedingter Originalität und eigenſter Größe bringt doch erſt der Conſtantin hervor. Burckhardt wußte, daß er mit dieſem Buche etwas bot, was bisher Niemand geboten hatte. Er habe — ſo pflegte er zu erzählen — bei der Lektüre der Quellen gemerkt, daß die kulturgeſchichtliche Seite derſelben bisher noch gar nicht ausgebeutet worden ſei; er habe daher begonnen dieſe Dinge zu ſammeln und zuſammenzuſtellen, für das Thatſächliche ſeien Clintons Fasti Romani zur Hand geweſen. So erſchien dem genialen Hiſtoriker die Entſtehung ſeines Werkes faſt wie ein Spiel. Daß es freilich ſeines Blickes, ſeiner Divinations- und Intuitionsgabe bedurfte, um aus den Quellen gerade das herauszufinden und herauszugeſtalten, was die weſentlichen Züge jener ganzen Periode bildet und beſtimmt, davon ſagte Burckhardt nichts. Und wie beſcheiden lautet doch auch die Vorrede zur erſten Auflage: „Der Verfaſſer hat nicht vorzugsweiſe für Gelehrte geſchrieben, ſondern für denkende Leſer aller Stände, welche einer Darſtellung nur ſo weit zu folgen pflegen, als ſie entſchiedene abgerundete Bilder zu geben im Stande iſt. Immerhin wird es ihm von größtem Werte ſein, wenn die neuen Reſultate, die er in den hier behandelten Partien gewonnen zu haben meint, auch bei den Männern vom Fache Billigung finden.“ Für dieſes Beſtreben, die Ergebniſſe der Forſchung in möglichſt anziehender Form einem gebildeten Leſerkreis vorzulegen, fand Burckhardt, wie wir aus ſeinem

eigenen Munde wiſſen, die Vorbilder in franzöſiſchen Hiſtorikern wie Guizot und Thierry: „hier ſah man, wie man es machen mußte, um noch einigermaßen die Leſer für derartige Dinge zu intereſſieren; dieſen Ruhm wird man den Franzoſen nie ſtreitig machen können.“ Im weitern Verlauf der Vorrede geſteht dann Burckhardt, daß er bei der Verſchiedenheit des Urteils über Wichtigkeit oder Unwichtigkeit einer Thatſache ſich darein ergebe, ſeine Behandlungsweiſe als eine ſubjektive beſtritten zu ſehen. Nicht ohne leiſen Spott fügt er bei: „Sicherer wäre es wohl z. B. geweſen, aus den vorhandenen Geſchichten Conſtantins mittelſt kritiſcher Prüfung eine neue zuſammenzuſtellen und mit einer gehörigen Anzahl von Quellencitaten zu verſehen; allein ein ſolches Unternehmen hätte für den Verfaſſer nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig im Stande iſt, alle Anſtrengung aufzuwiegen. Es ſoll hiermit über die verſchiedenen Behandlungsweiſen dieſes Stoffes durchaus nicht abgeurteilt werden; genug, wenn man nur auch der unſerigen ihr Plätzchen an der Sonne gönnt.“

Gewidmet war, um das hier noch anzumerken, das Buch in ſeiner erſten Auflage „Herrn Profeſſor Dr. Heinrich Schreiber zu Freiburg im Breisgau in ehrerbietiger Dankbarkeit.“ Schon früher fanden wir Burckhardt als Mitarbeiter am Schreiber'ſchen Taſchenbuch; die Bekanntſchaft mit dieſem Manne geht aber noch weiter zurück: als Schreiber im Jahre 1837, damals ſchon ordentlicher Profeſſor in Freiburg, ſeine Schrift über „Glareanus, ſeine Freunde und ſeine Zeit“ erſcheinen ließ, da konnte er in einer Anmerkung die Notiz über die Eintragung Glareans in die Matrikel der Basler Univerſität, ſowie andere Nachrichten über den genannten Humaniſten „der ausgezeichneten Gefälligkeit des Herrn Stud. J. Burckhardt zu Baſel“ verdanken, „welcher ſich der Mühe unterzog, Matrikelbuch und Protokoll der dortigen Univerſität für dieſen Zweck zu durchgehen und auch ſonſt noch manches mitzuteilen,

was für die Biographie Glareans von Bedeutung erſchien.“ Es möchte dies die erſte Bekanntſchaft geweſen ſein, die der damalige 18- oder 19-jährige Burckhardt mit der Welt des Humanismus gemacht hat. Dies im Vorbeigehen.

Die große Problemſtellung lautete für Burckhardt im Conſtantin dahin: „das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Diocletians bis zum Tode Conſtantins in ſeiner Eigenſchaft als Uebergangsepoche zu ſchildern.“ Der Charakter der Uebergangszeiten liegt in einem gewiſſen allgemeinen Gefühl der Unſicherheit, in einem Sehnen nach etwas Neuem, das man mehr ahnt als in ſeinen Umriſſen ſcharf erkennt, in einer krankhaften Sucht nach neuen Reizungen und Impreſſionen — um ein modernſtes Schlagwort zu wählen — in jener weite Kreiſe ergreifenden Stimmung, wenn nicht gar Ueberzeugung, man lebe in einer Zeit der Decadence, die Welt ſei alt geworden. In ſolchen Zeiten wird die Macht und der Sieg ſchließlich derjenigen feſt, klar, einleuchtend ſich darbietenden neuen Lehre oder Weltanſchauung zufallen, welche am meiſten den ſchon vorhandenen Seelenſtimmungen entgegenkommt, ſie in ihr Bette leitet und ihnen ein höheres Ziel weist; und die weltliche Macht wird gut thun, mit dieſem kräftigen Neuen, auch wenn es vorläufig nur erſt Sache einer Minorität wäre, zu rechnen, weil es unter Umſtänden für den Staat ſelbſt eine Lebensgefahr werden könnte. Das iſt ungefähr mit allgemeinen Worten umſchrieben das geſchichtliche Phänomen, das Burckhardt durch tauſend lebensvolle Züge, wie durch die feinſte pſychologiſche Analyſe in glänzender Darſtellung uns verſtändlich macht. In zwei mächtigen Herrſchergeſtalten koncentriert ſich der gewaltige Umwandlungsprozeß: in Diocletian und in Conſtantin. Dort der große heidniſche Imperator, in deſſen Ruhmesbild nur die ſchwere Chriſtenverfolgung eine dunkle Stelle bildet, hier der kalte Rechner, der „das Chriſtentum als Weltmacht begriffen“ hat; dort eine niedergehende einſt mächtige

alte Kultur, hier eine kraftvoll aufſtrebende, die Lebensauffaſſung neu orientierende Weltreligion. Und nun iſt es eine der Hauptaufgaben Burckhardts, alle die Elemente aufzuweiſen, welche die antike Welt in Gährung und Fäulnis verſetzt und ſo den Boden zubereitet haben, auf dem das Chriſtentum Wurzel faſſen und ſich entfalten konnte. Da findet ſich denn das Eindringen vieler neuer Götter und Kulte, meiſt aus Aſien, und Hand in Hand damit deren Vermengung und Verwechslung mit den bisherigen Gottheiten; die Folge iſt eine innere Auflöſung und Zerſplitterung des Heidentums; dazu kommt das immer ſtärker werdende Verlangen nach neuen Myſterien als „Umweg zur Unſterblichkeit," die anfängt alle Gemüter als Problem und als Gegenſtand der Sehnſucht zu beſchäftigen; daneben gelangt der Aberglaube in allen Formen und Möglichkeiten immer ſtärker zum Wort. Dieſe durchgehende Zerſetzung des Heidentums war nun aber nicht nur „als ſolche dem Chriſtentum im allgemeinen günſtig," ſondern ihre einzelnen Symptome enthielten „mannigfach eine Vorahnung des Chriſtentums, eine Annäherung an dasſelbe." Was dieſen ganzen Zerſetzungsprozeß aber noch zu Gunſten des Chriſtentums beſchleunigen mußte, war die eigene innere Alterung und Entartung des antiken Lebens und ſeiner Kultur: dieſe geht von der phyſiſchen Verſchlechterung der Raſſe bis hinauf in die feinſten Schöpfungen des Menſchengeiſtes auf dem Gebiete der Kunſt und Poeſie. In dieſe Verhältniſſe hinein tritt Conſtantin, „der geniale Menſch, dem der Ehrgeiz und die Herrſchſucht keine ruhige Stunde gönnen," bei dem „von Chriſtentum und Heidentum, bewußter Religioſität und Irreligioſität gar nicht die Rede ſein" kann. Und er verſteht die Zeichen der Zeit: er läßt das Chriſtentum nicht nur gewähren, er läßt es als Kirche ſich etablieren und eröffnet ſelbſt das berühmte Concil von Nicäa. Zur herrſchenden Lehre geworden, zeigt die chriſtliche Kirche ſehr bald die bedenklichſten Züge der Entartung;

neben dieſe widerliche Hierarchie tritt aber als ein ſtetes Vorbild der Kirche, ohne das ſie völlig verweltlicht wäre, die Askeſe, die ſich im Mönchsleben ihr hohes Ideal ſchafft.

Nur in ganz großen Zügen haben wir den enorm reichen Inhalt des Werkes andeuten können; es ſtellt eine immer aufs neue feſſelnde und zum Nachdenken ſtimmende Verrechnung mächtiger Kulturpotenzen in ihrem Auf und Nieder, in ihrem Gegenſatz und ihrem Ineinanderfließen, in ihren Licht- und ihren Schattenſeiten dar. Nur ein Hiſtoriker von ganz außergewöhnlich ſcharfem Blick für die feinſten Regungen der Pſyche ganzer großer Volksſchichten wie des einzelnen Individuums durfte ſich an dieſe unendlich ſchwierige und delikate Aufgabe heran wagen. Und ſelbſt einem ſolchen auserwählten Geiſte konnte unmöglich alles auf den erſten Wurf einwandsfrei gelingen. Von ſolchen Einwänden wird der gegen die Beurteilung Conſtantins durch Burckhardt aufs engſte zuſammenhängen mit der Frage nach dem Werte des Euſeb als Quelle für das Charakterbild des Kaiſers. Für Burckhardt iſt bekanntlich der Biſchof Euſebius von Cäſarea „der widerlichſte aller Lobredner, der erſte durch und durch unredliche Geſchichtſchreiber des Altertums;“ einem ſolchen Biographen traut er auch das Schlimmſte zu, er kommt daher mit all ſeiner Erbaulichkeit über den Chriſten Conſtantin für Burckhardt gar nicht in Betracht. Andere haben anders geurteilt: Ranke, der in der Weltgeſchichte (3. Teil, 1. Band) ein äußerſt blaſſes Bild Conſtantins entwirft, ohne Burckhardts mit einem Worte zu erwähnen, hat dann in den Analekten zu dieſem Bande Euſeb kritiſch beleuchtet und nach Kräften zu retten verſucht; hier wird auch „die Zeit Conſtantins des Großen“ des Citierens gewürdigt. Franzöſiſcherſeits hat ein ſo feiner Kenner jener Zeiten, wie Gaſton Boiſſier, der Verfaſſer des Werkes La fin du paganisme, in Conſtantin einen wenn auch auf ſeine ganz beſondere Weiſe gläubigen Chriſten ſehen wollen. Kam man mit Burckhardt ſelbſt

auf dieſe Kontroverſen zu ſprechen und erzählte man ihm von ſolchen Rettungsverſuchen Conſtantins, ſo lächelte er und meinte: es werde ſchließlich doch bei ſeinem Urteil bleiben. Und wir teilen dieſe Anſicht: mit Conſtantin, dem Mörder und Eidbrecher, ſollte ſich der chriſtliche Glaube hüten, Geſchäfte machen zu wollen. Ein andrer Paſſus des Werkes wird wohl immer ſtreitig bleiben: die hypothetiſche Erklärung der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung. Auch hier hat es ſich Ranke in der Weltgeſchichte recht leicht gemacht, indem er einfach von Lactantius die Angabe herübernahm, daß der Aberglaube der Opferbeſchauer beim Heere den Anlaß zur Verfolgung gegeben habe. Burckhardt hat auch in der zweiten Auflage, in der er die in der erſten beſtrittene Aechtheit der Lactanz-Schrift über die Martyrien der Verfolgten unumwunden zugiebt, auf alle die Widerſprüche der genannten Erzählung hingewieſen und ſeine Vermutung einer chriſtlichen Palaſtrevolution, wenn auch mit allen Klauſeln, aufrecht erhalten. Bald nach dem Erſcheinen des „Conſtantin“ hat ſich Gieſeler in den „Göttingiſchen gelehrten Anzeigen,“ in ſeiner Beſprechung der „gelehrten und geiſtreichen Schrift,“ die ihm mannigfache Belehrung und Anregung gewährt habe, gegen dieſe Hypotheſe Burckhardts ausgeſprochen, ohne freilich in ihr irgendwie ein Majeſtätsverbrechen gegen das Chriſtentum zu erblicken. Das blieb dann einem erbaulichen Recenſenten der „kritiſchen Bibliographie der neueſten theologiſchen Litteratur“ vorbehalten, der mit Adjektiven wie infam und perfid gegen Burckhardt losſchlägt und wünſcht, das Blut Jeſu Chriſti hätte ſich an dem Herzen des Verfaſſers bezeugt. — Burckhardt iſt, wie ſchon erwähnt, bei ſeiner Anſicht geblieben; diskutierbar iſt ſie auf alle Fälle.

„Die Zeit Conſtantins des Großen“ iſt durchgehend glanzvoll und mit Temperament geſchrieben. Ueberall treten uns reicher Geiſt und herrliche Plaſtik des Ausdrucks entgegen. Dabei ſcheut Burckhardt das Verwerten hiſtoriſcher Analogien und Vergleiche ſo wenig

als etwa Theodor Mommsen in seiner Römischen Geschichte, deren erster Band das Jahr nach dem „Constantin“ erschienen ist. So meldet sich bei Anlaß des antiken Aberglaubens einmal der Name des Cagliostro; bei den religiösen Aktenstücken Constantins, in denen sich „der öde Deismus eines Eroberers laut macht, welcher einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf etwas außer ihm berufen zu können,“ heißt es: „auf ganz ähnliche Wendungen ist Napoleon in seinen arabischen Proklamationen in Aegypten verfallen.“ Und an einer andern Stelle liest man: „in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung hat Constantin die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen als Napoleon, da er das Concordat schloß.“ An einzelnen psychologisch wunderbar feinen allgemeinen Aussprüchen, über Staat und Kirche, über den Zug des Menschen nach Einsamkeit und so vieles andere, ist hier reicher Ueberfluß. — Mit diesem kulturhistorischen Erstlingswerk war der 34-jährige Gelehrte in die erste Reihe der Historiker getreten.

Wohl die früheste öffentliche Begrüßung ist Burckhardts Constantin in der „Basler Zeitung“ zu teil geworden; schon in der Nummer vom 22. Dezember 1852 findet sich da eine kleine, aber außerordentlich warm gehaltene Anzeige der Schrift. Von der Darstellung, die als „durchweg lebhaft, anziehend, geistreich“ charakterisiert wird, heißt es weiterhin: „sie hat eine fast französische Eleganz, ohne jedoch deutscher Gründlichkeit zu ermangeln; es ist das ein Vorzug, den dieses Buch vor vielen andern voraus hat, denn gerade der pedantische, schleppende, unklare oder schwülstige Stil macht oft deutsche Werke, die sonst mit Gründlichkeit geschrieben sind, ungenießbar, während auf der andern Seite mehr oberflächlich gehaltene französische Bücher durch die Art ihrer Darstellung fesseln.“ In kurzen Worten wird hier ein wesentliches Kennzeichen von Burckhardts Geistesart betont: die überaus glückliche Vereinigung und gegenseitige Ergänzung von germanischem

und romaniſchem Weſen; er, der zeitlebens von deutſcher Wiſſenſchaft überaus hoch gedacht hat, ward doch nie müde, auf die großen ſtiliſtiſchen Vorzüge der Franzoſen hinzuweiſen.

Man hätte denken ſollen, ein Buch wie „die Zeit Conſtantins des Großen," das in deutſchen Zeitungen und Zeitſchriften im Ganzen doch überaus anerkennend beſprochen worden war, würde einen großen Leſerkreis gefunden haben; allein dem war nicht ſo: der „denkenden Leſer aller Stände," die für ein ſolches Werk ſich intereſſierten, ſcheint es in der Schweiz wie in Deutſchland herzlich wenige gegeben zu haben. Und ſo kam es, daß 27 Jahre vergingen, bevor eine zweite Auflage nötig wurde. Das Buch war inzwiſchen, ohne daß Burckhardt Kenntnis davon erhalten hatte, an den Seemann'ſchen Verlag in Leipzig verkauft worden. 1880 iſt dieſe zweite Auflage erſchienen. Burckhardt war, wie er an Herrn Seemann damals ſchrieb, nicht der Anſicht, daß das Buch merklich vermehrt werde; kein neues Material ſollte in dasſelbe hinein verwoben, ſondern nur eine Anzahl von Thatſachen rektifiziert werden. Im Ganzen ſchätzte er die Aenderungen auf 30 bis 50 Zeilen. So haben wir zum Glück dieſe Neuauflage aus Burckhardts eigener Hand erhalten; ſeinen andern großen Werken iſt es bekanntlich, mit einer teilweiſen Ausnahme, nicht ſo gut ergangen. Gewidmet war dieſe „zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage" dem Stadtdirektor in Karlsruhe, Herrn Friedrich von Preen, einem alten Freunde Burckhardts.

Wir haben ſchon erzählt, wie Burckhardt, der Verfaſſer des Conſtantin, ſeine Schullehrerſtelle bei der Reorganiſation des Gymnaſiums von 1852/53 verlor. „Da nahm ich die Kunſtgeſchichte wieder hervor," hat er einſt der Erzählung dieſer Unbill beigefügt. Es folgt in den Jahren 1853 und 1854 ein langer zuſammenhängender Aufenthalt in Italien — irren wir nicht, ſo hat ihn Burckhardt einmal auf vierzehn Monate angegeben; in

der erſtaunlich kurzen Zeit von zwei Jahren wurde das ungeheure Material zum „Cicerone“ geſammelt und verarbeitet. Das Staunen vor Burckhardts Arbeitskraft und Vielſeitigkeit wächst noch, wenn wir erfahren, daß er im Winter 1854/55, während er an Schule und Univerſität den erkrankten Ordinarius der Geſchichte vertrat, noch die Zeit und die Spannkraft fand für neun öffentliche Vorleſungen litterariſchen Inhalts, wobei neben Calderon und der Legende des hl. Severin LaRochefoucaulds Maximen, Byrons Childe Harold und Manzonis Verlobte, neben Sebaſtian Münſters Cosmographie und Corneilles Polyeuete Schillers „Künſtler“ ſowie „einige Dichter Napoleons“ die Themata abgaben. Hier fühlen wir uns dem Inkommenſurablen des Genies gegenüber.

Haec est Italia Diis sacra: dieſes Wort aus der Naturgeſchichte des Plinius bildet das Motto und in gewiſſem Sinne auch das Leitmotiv des „kleinen dicken Buches,“ das 1855, wiederum bei Schweighauſer in Baſel erſchien; ſein Titel lautete: „Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunſtwerke Italiens.“ Ein ſchöner Widmungsbrief „an Franz Kugler in Berlin“ eröffnet das Buch; er hebt mit den Worten an: „Die Frucht eines abermaligen längern Aufenthalts in Italien, welche ich Dir, liebſter Freund, hier überreiche, gehört Dein von Rechteswegen. Ich könnte ſie Dir widmen, weil ich vier Jahre in Berlin als ein Kind Deines Hauſes gelebt und große Arbeiten von Dir anvertraut erhalten habe, oder weil ich überhaupt den beſten Teil meiner Bildung Dir verdanke; am liebſten aber ſoll dieſe Widmung Dich erinnern an unſere friedlichen Spaziergänge durch den ſommerlichen Flugſand, wie durch die Winternäſſe und den Schnee eurer Umgegend. Ich weiß, daß mir nichts mehr die geiſtige Mitteilung erſetzen wird, deren ich damals teilhaftig wurde. Auch in dieſem Buche iſt das Gute, was man finden mag, eine Frucht Deiner Anregung. Für das Uebrige wünſche ich ſelber

verantwortlich gemacht zu werden." Dann macht Burckhardt auf ein Moment seines Buches aufmerksam, das neben allen seinen andern Ruhmestiteln ganz besonders hervorglänzt: „Du siehest, wie ich mit unserer schon etwas bejahrten ästhetischen Sprache gekämpft habe, um ihr ein eigentümliches Leben abzugewinnen." Wenn der „Cicerone" kein anderes Verdienst hätte als das, daß er die Kunstsprache in ganz unvergleichlicher Weise bereichert hat, so würde er schon deshalb als ein Markstein in der Entwicklungsgeschichte kunsthistorischer Forschung dastehen: das charakterisierende Adjektiv gewinnt hier ein ganz neues, ungeahntes, beherrschendes Leben; die verschiedenartigsten Aeußerungen der Formenwelt weiß Burckhardt in so einleuchtenden, klaren Ausdrücken nach ihrem innersten Wesen und nach ihrer spezifischen Funktion zu kennzeichnen, daß wir nicht nur das Gefühl haben, es könnte nicht besser gesagt werden, sondern es könnte überhaupt nicht anders gesagt werden.

In der eigentlichen Vorrede hat dann Burckhardt seine Behandlungsweise des Stoffes noch näher auseinandergesetzt: „Das Räsonnement des „Cicerone" macht keinen Anspruch darauf, den tiefsten Gedanken, die Idee eines Kunstwerkes zu verfolgen und auszusprechen. Könnte man denselben überhaupt in Worten vollständig geben, so wäre die Kunst überflüssig und das betreffende Werk hätte ungebaut, ungemeißelt, ungemalt bleiben dürfen . . . Das Ziel, welches mir vorschwebt, war vielmehr: Umrisse vorzuzeichnen, welche das Gefühl des Beschauers mit lebendiger Empfindung ausfüllen könnte." Die Kritik der Namengebungen weist Burckhardt als nicht in der Aufgabe seines Buches liegend ab; er hält sich an die gewöhnlichen Annahmen, wo er nicht seine persönliche Ansicht giebt. „Für diejenigen endlich, welchen nur das Rarste und Unzugänglichste Freude macht, ist hier wenig gesorgt. Solche suchen im Grunde nicht die Kunst, sonst würde ihnen das vermeintlich Allbekannte mehr zu denken geben."

Der riesige Stoff zerfällt von selbst zunächst in die drei großen Hauptpartien: Architektur, Plastik, Malerei. Der Architektur wird bei jeder Stilperiode ein Abschnitt über die Dekoration beigegeben. Innerhalb jeder dieser Abteilungen wird der Denkmälerbestand von der Antike an bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts behandelt; so wird der innere Zusammenhang gewahrt: wie ein großes Continuum erscheint jedesmal die einzelne Kunstgattung, was um so wertvoller ist, als es sich hier ja um die Denkmäler eines Landes handelt, wo der Faden des künstlerischen Schaffens sozusagen nie abriß, wo namentlich in der Architektur, zum Teil auch in der Plastik das Altertum immer wieder als ein mächtiges Ferment sich erwies. Die neuesten Auflagen des „Cicerone" haben, indem sie die ganze Antike in ein besonderes erstes Bändchen vereinigten, diesen reiflich erwogenen innern Organismus des Werkes stark erschüttert.

Von der wissenschaftlichen Ehrlichkeit Burckhardts giebt den besten Begriff, daß er ganz genau in der Vorrede namhaft macht, welche Gegenden und Städte Italiens er entweder nie oder in unreifem Alter besucht hat. Ueber Pästum südlich und über Capua und Nola östlich ist Burckhardt nicht gedrungen. Die Autopsie von Bauwerken hat er nur in den seltensten Fällen durch das Studium von Abbildungen ersetzt.

Und nun beginnt das Buch wie mit einem Hymnus auf die griechische Kunstwelt mit der herrlichen Schilderung des Poseidonstempels von Pästum: „Von den drei erhaltenen Tempeln der alten Poseidonia sucht das Auge sehnsüchtig den größten, mittlern. Es ist Poseidons Heiligtum; durch die offenen Trümmerhallen schimmert von fern das blaue Meer." Auch in diesem Falle wie beim „Constantin" kann es nur unsere Aufgabe sein, auf einige Punkte in dem wunderbaren Buche Burckhardts hinzuweisen. Zunächst eine trockene, aber nicht unwichtige Zahlennotiz: von den rund 1050 Seiten des „Cicerone" entfallen ungefähr 500, also nahezu die

Hälfte auf die Kunst der Renaissance (Frührenaissance bis Beginn des Barockstils), und zwar je 200 Seiten auf Architektur und Malerei und 100 Seiten auf die Skulptur. Man sieht, wohin für Burckhardt der Schwerpunkt des italienischen Kunstschaffens fällt. Die lange verkannte und vernachlässigte Kunst der Renaissance hatte ihren Geschichtschreiber gefunden, der ihr die ihr gebührende Stellung innerhalb der Kunstgeschichte endgiltig eroberte; dies gilt namentlich für die Architektur. Burckhardt hat ihr Wesen wie ihre Bedeutung für die ganze moderne Baukunst erkannt und man kann wohl sagen abschließend definiert. Der „Großpriester der Renaissance" ist Burckhardt von Waagen und Kugler genannt worden. Wohl ist es ein unorganischer Stil im Vergleich zu den beiden einzigen organischen, dem griechischen und dem gotischen; aber in der Verteilung der Wandflächen, in der Schaffung von Räumen hat er Schönheitselemente zu Tage gefördert, die in den beiden genannten Stilen sich nicht finden und gar nicht finden können. Die Väter dieses Stils, ein Brunellesco und Alberti, verlangen vom Altertume „nicht eine neue Kompositionsweise im Großen, sondern nur eine neue Ausdrucksweise im Einzelnen," und diese lieferte ihnen das römische Altertum in zweckdienlicherer Weise, als dies das griechische vermocht hätte. Und selbst die Gotik hat in Italien dieser neuen Baukunst vorgearbeitet, indem sie das Hauptgewicht auf das Schaffen weiter Räume und großer Flächen legte, zwei Forderungen, die die nordische Gotik ganz entschieden abgelehnt hatte. Burckhardt hat dieses Verdienst oder vielleicht besser diese Eigenart der italienischen Gotik zum ersten Male klar erkannt und ist von dieser Erkenntnis aus auch zu einer gerechteren Würdigung der Bauwerke dieses Stiles gelangt. Nur dem Mailänder Dom, dessen phantastischen Eindruck er in vollem Maße zu würdigen verstand — „prachtvoll bei Tag und fabelhaft bei Mondschein" — ist Burckhardt, wie schon erwähnt, nie gut geworden.

Digitized by Google

Und wie Burckhardt den neuen Stil in ſeinem kräftigen, geiſtreichen Werden, ſeiner reinſten Blüte in den erſten Jahrzehnten des Cinquecento und ſeinem allmählichen Kälter- und Starrerwerden muſtergiltig charakteriſiert hat, ſo verſtand er auch deſſen Entartung im Barock den relativen Wert abzugewinnen; ja er hat vielleicht hier noch in höherem Maße als bei den Renaiſſancebauten klärend und befreiend gewirkt: „Die Barockbaukunſt ſpricht dieſelbe Sprache wie die Renaiſſance, aber einen verwilderten Dialekt davon.“ Wie nun Burckhardt dem Formenſchatz und dem Ausdrucksvermögen dieſes Architekturdialektes nachgegangen iſt, wird ſtets bewunderungswürdig bleiben. „Es erſcheint mir als Thatſache, heißt es im Vorwort, daß eine genaue und beſonnene Mitbetrachtung dieſer Epoche (eben des Barockſtils) den Genuß der vollkommenen Werke der goldenen Zeit weſentlich ſteigern hilft.“ „Allerdings, fügt er bei, „gilt dies nur für uns Laien, denn der Künſtler ſoll eigentlich nur das Beſte anſehen.“ Burckhardt faßte den Barock als ein wichtiges Stück der italieniſchen Kulturgeſchichte; im Mitleben dieſer Kulturgeſchichte aber, „welches die ſchönern Zeiten vorzieht, aber keine Epoche ganz ausſchließt,“ erblickt er einen noch höhern Genuß für den Italienfahrer, der ſich einige Zeit gönnt, als im bloßen Anſchauen vollkommener Formen. Da nun der Barockſtil im Süden „ganz unverhältnismäßig vorherrſcht und den äußern Eindruck weſentlich bedingt,“ ſo iſt, „wer ſich irgend eines weitern Geſichtskreiſes in der Kunſt rühmen will, auch dieſer Maſſe einige Aufmerkſamkeit ſchuldig.“

Die enorme Selbſtändigkeit Burckhardts giebt ſich wie in der Abteilung über Architektur, aus der hier einige der unvergeßbaren Verdienſte des „Cicerone“ herausgehoben wurden, ſo auch in den andern Partien des Buches überall zu erkennen; zum originellſten gehören in dieſer Hinſicht die Kapitel über die Dekoration, die an feinen Bemerkungen und kunſtgewerblicher Weisheit reich ſind. Am

wenigſten befriedigt vielleicht Burckhardt bei der Skulptur: nicht bei der antiken, denn hier finden ſich geradezu von den ſchönſten Stellen des ganzen Buches, und ſchon die Anordnung nach Typen mit beſonderer Betonung des jeweiligen plaſtiſchen Motives iſt im höchſten Grade anregend und fruchtbar, wohl aber bei der Bildhauerei der Renaiſſance. Wir denken hier nicht ſowohl an Künſtler der Frührenaiſſance, wie ein Donatello und ein Verrocchio, deſſen Coleoni ſogar ziemlich reſerviert beſprochen wird, iſt doch überhaupt die Stimmung Burckhardts der Kunſt des 15. Jahrhunderts gegenüber eine weſentlich kühlere denn heutzutage, als namentlich an ſeine Behandlung Michelangelos als Bildhauers. Hier ſpürt man bei dem Verfaſſer des „Cicerone“ ein inneres Widerſtreben, deſſen er mit allen Gründen ſeines Kunſtverſtandes nicht Herr zu werden vermochte: bei der antiken Skulptur hatte Burckhardt „Gedanke“ und „Motiv“ als nahezu gleichbedeutende Begriffe gebraucht, er fand ſie dort als eine Einheit; hier dagegen bei Michelangelo glaubte er vorzugsweiſe nur „das Motiv als ſolches, nicht als paſſendſten Ausdruck eines gegebenen Inhaltes“ zu erblicken, und das ſtieß ihn zurück. Nicht umſonſt wird ſchon an der eben citierten Stelle, wo doch der Bildhauer, nicht der Maler Michelangelo beſprochen wird, als größter Kontraſt zu dem Schaffen des gewaltigen Florentiners Rafael herangezogen, „der den Sinn mit dem höchſten Intereſſe an der Sache und das Auge mit innigſtem Wohlgefallen erfüllt, lange ehe man nur an die Mittel denkt, durch welche er ſein Ziel erreicht hat.“ Burckhardt iſt auch ſpäter bei aller Anerkennung von Michelangelos Genius, dem er ſich ſelbſtverſtändlich nicht verſchließen konnte, ſeiner Abneigung gegen dieſe Künſtlererſcheinung, der er eine „dämoniſche“ Wirkung auf ſeine Zeitgenoſſen beimaß, gegen dieſen „Menſchen des Schickſals“ für Baukunſt, Skulptur und Malerei, treu geblieben, ja man kann ſagen: ſie hat ſich beinahe bis zu einer Art perſönlichen Haſſes bei ihm geſteigert.

Und nun gegenüber dieſem „Prometheus mit ſeinen aus der Traumwelt der Möglichkeiten gegriffenen Geſtalten“ Rafael! Für ihn hat Burckhardt gleichſam ſeine ganze Liebe aufgeſpart, über ihn den vollen Glanz ſeines Geiſtes ausgebreitet; in dieſer Welt klaſſiſcher Formen- und Seelenſchönheit iſt es ihm wohl. Hermann Grimm hat einmal bedauert, daß Burckhardt kein Rafael-Buch geſchrieben habe, gehöre doch das, was im „Cicerone“ über ihn an den verſchiedenen Stellen geäußert werde, zum Schönſten, was über den Urbinaten je geſagt worden ſei. Volle vierzig Seiten werden ſeinem Lebenswerke gewidmet; in den herrlichen Preis gehen ſie aus: „Die Seele des modernen Menſchen hat im Gebiet des Form-Schönen keinen höhern Herrn und Hüter als ihn ... Die höchſte perſönliche Eigenſchaft Rafaels war nicht äſthetiſcher, ſondern ſittlicher Art; nämlich die große Ehrlichkeit und der ſtarke Wille, womit er in jedem Augenblicke nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchſte Schöne vor ſich ſah. Er hat nie auf dem einmal Gewonnenen ausgeruht und es als bequemen Beſitz weiter verbraucht. Dieſe ſittliche Eigenſchaft wäre ihm bei längerem Leben auch bis ins Greiſenalter verblieben.“

Vielleicht an keiner Stelle des „Cicerone“ wie an dieſer ſpüren wir, wie bei Burckhardt die Kunſt weit über den bloßen ſchönen Schein hinaus eine Realität für ſein ganzes Innenleben gewann. Sie ward für ihn unter Umſtänden geradezu Tröſterin und Kündigerin von ſittlichen Idealen, die für Burckhardt ſelbſt die maßgebenden geweſen ſind. Man mag das als Subjektivität ſchelten und ablehnen; man wird daneben aber willig zugeben müſſen, daß der unvergleichliche Reiz des „Cicerone,“ wie aller Schriften und Aeußerungen Burckhardts überhaupt, gerade auf dieſem mächtigen Mitklingen des Perſönlichen beruht. Auf Objektivität im Sinne der Verleugnung der eigenen Individualität hat Burckhardt niemals Anſpruch erhoben. Man denke nur an die

Digitized by Google

Schlußſtelle vom Heimweh nach dem unvergeßlichen Rom, von dem ruhigen Glück der Seele, das er dort genoſſen und das er allen Italienfahrern wünſcht: nur weil wir ſie ſo vollkommen als wahr und aus dem innerſten Erleben ſtammend empfinden, wirkt ſie auf uns ſo ergreifend, wird ſie für uns ein klaſſiſches Beiſpiel für das immer wieder ſich einſtellende Bedürfnis des gebildeten Nordländers nach der großen Kulturwelt Italiens und wird ſie gleichſam ein Gegenſtück zu jener berühmten Stelle in Goethes Italieniſcher Reiſe, wo er von ſeiner kaum mehr zu bewältigenden Sehnſucht nach dem Süden ſpricht. Wie würde ſich überhaupt ein Goethe an dieſem „Cicerone" erlabt haben. Auch er hat einſt mit ſeinem friſchen, empfänglichen Auge ſo manche Schönheit entdeckt, von denen der gute Volckmann noch nichts geahnt hatte: er hat vor allem in Palladio einen der ganz großen Architekten erkannt, Vicenza iſt durch ihn auf immer den Kunſtfreunden empfohlen. Goethes Name fehlt denn auch nicht in Burckhardts Ausführungen über Palladio. Bei Anlaß von Leonardos Abendmahl heißt es: „Den geiſtigen Inhalt hat Goethe abſchließend auseinandergeſetzt." Burckhardt konnte Goethes Italieniſche Reiſe noch heute als den beſten Reiſebegleiter nach Rom empfehlen.*) Das verſteht ſich unſchwer: Für Burckhardt war und blieb Goethe der größte Interpret deſſen, was ſeine eigene Seele im Süden und namentlich in der ewigen Stadt ſo gewaltig bewegt und ſo tief beglückt hatte. Auch gewiſſe Antipathien hat Burckhardt mit Goethe geteilt: die Abneigung gegen das Verweilen unter der Erde, wie das Studium der Katakomben es erfordert hätte; man ſieht deutlich im „Cicerone," daß Burckhardt nur wenig Anſtrengungen gemacht, um in dieſe Welt einzudringen, und im Kolleg pflegte er direkt zu bemerken, der Menſch

*) So erzählt Dr. Otto Markwart in ſeinem ſchönen Burckhardt-Nekrolog in der „Frankf. Ztg." (Nr. 238 vom 28. Aug. 1897).

ſei für die Oberfläche der Welt und für das Licht geboren. Ferner lebte auch in Burckhardt im Innerſten eine Abneigung gegen die ſcheußlichen Marterſcenen der chriſtlichen Märtyrerwelt: bei Anlaß des Marſyas, der in der antiken Kunſt „zu einem der wenigen Motive körperlicher Qual Anlaß gegeben, welche ſie behandelt hat," bemerkt er: „den bereits Geſchundenen darzuſtellen war erſt Sache der neuen Kunſt, die in ihrem St. Bartholomäus durch das höchſtmögliche Leiden Eindruck machen wollte." Wir denken an dieſer Stelle auch an das, was ſchon früher aus den „Kunſtbemerkungen" über dieſen Heiligen im Teſſin angeführt wurde.

Wie Goethes Name, ſo fehlt auch der Winckelmanns im „Cicerone" nicht. So bei Anlaß des Laocoon: „Das Höchſte aber iſt das Ankämpfen gegen den Schmerz, welches Winckelmann zuerſt erkannt und zur Anerkennung gebracht hat. Die Mäßigung im Jammer hat keinen bloß äſthetiſchen, ſondern einen ſittlichen Gehalt." Winckelmann hat aber noch ſeine ganz beſonders feierliche Stelle im Buch erhalten. Da, wo Burckhardt vom Dom von Trieſt ſpricht, bemerkt er, wegen der Verbindung der Kirche mit Baptiſterium und wegen der Moſaiken lohne ſich die Mühe des Beſteigens: „Sodann ſchlummert hier, hoch über dem adriatiſchen Meer, zwiſchen den Akazienbüſchen die Aſche desjenigen Mannes, welchem die Kunſtgeſchichte vor allen andern den Schlüſſel zur vergleichenden Betrachtung, ja ihr Daſein zu verdanken hat."

Wir möchten noch einige wenige Beiſpiele für dieſe reizvolle Durchflechtung der äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Stoffvermittlung mit rein ſubjektiven Anmerkungen und geiſtvollen Gloſſen hier vorbringen. Burckhardt ſpricht von Luinis Fresken in Lugano; nachdem er ihre äſthetiſche Betrachtung abgeſchloſſen hat, fügt er bei: „Wen dieſe Schätze einmal Tagelang an das ſchöne Lugano gefeſſelt haben, der wird vielleicht bei dieſem Anlaß auch die idylliſch-wonnige Landſchaft kennen lernen und den brillanten Comerſee

gerne denjenigen überlaſſen, welche nur durch das Brillante glücklich zu machen ſind.“ — Bei Giotto und ſeiner Schule kommt die Rede auch auf die Weltgerichtsbilder und ihre Symbolik, dann heißt es: „Die Hölle iſt — — mit offenbarem Anſchluß an Dante nach Schichten oder Bulgen eingeteilt, in welche die einzelnen Sünderklaſſen nach Verdienſt eingeordnet ſind. Ich überlaſſe es einem jeden, über Dantes Unternehmen, über dies eigenmächtige Einſperren der ganzen Vor- und Mitwelt in die verſchiedenen Behälter ſeiner drei großen Räume zu denken wie er will; nur möge man ſich im Stillen ſagen: wo hätte er dich wohl hingethan? Es iſt nicht ſchwer, diejenigen verſchiedenen Höllenbulgen im Gedicht nachzuweiſen, wohin z. B. die meiſten jetzigen Anbeter des Dichters ſelbſt zu ſitzen kämen. Aus dem Gedichte ſpricht nur zu oft der Geiſt der unerbittlichen, unauslöſchlichen Zwietracht, welche das Unglück Italiens verſchuldet hat. Auch in dem ſymboliſchen Inhalt überhaupt, ſo ſchwer und künſtlich er verarbeitet iſt, liegt, wie geſagt, nur der kulturgeſchichtliche, nicht der poetiſche Wert der Divina Commedia. Der letztere beruht weſentlich auf der hohen plaſtiſchen Darſtellungsweiſe der einzelnen Motive, auf dem gleichmäßig grandioſen Stil, wodurch Dante der Vater der neuern abendländiſchen Poeſie wurde.“ Wer würde eine ſolche ausführliche Aeußerung über einen Dichter gerade in einem kunſtgeſchichtlichen Werke ſuchen, und doch, wer möchte dieſes geiſtvolle Räſonnement miſſen, das zugleich für Burckhardts eigentlichſte Stimmung Dante gegenüber bezeichnend iſt? — Wir könnten als ein drittes Beiſpiel an die Stelle erinnern, wo Burckhardt bei Anlaß Peruginos, der „einen weſentlich ſubjektiven, momentanen, alſo nur für einmal giltigen Ausdruck perpetuierte,“ der Anſicht den Krieg erklärt, als ob der Künſtler oder Dichter „in jedem Werk möglichſt vollſtändige Programme ſeines individuellen Denkens und Fühlens von ſich gäbe,“ während „er *als* Künſtler und Dichter

gar keine andere Geſinnung nötig hat als die ſehr ſtarke, welche dazu gehört, um ſeinem Werk die größtmöglichſte Vollkommenheit zu geben.“ — Dieſe Proben, die leicht zu vermehren wären, mögen genügen.

Was die Betrachtung der Kunſtwerke betrifft, um hievon noch ein Wort zu ſagen, ſo iſt ſie eine weſentlich äſthetiſche; das kunſtkritiſche Element tritt ſtark zurück; das Taufen und Umtaufen von Gemälden oder Skulpturen iſt Burckhardts Sache nie geweſen; ſchon in ſeiner Jugend haben ihm gewiſſe Bilderbenennungen in den „Kunſtwerken der belgiſchen Städte“ ſcharfen Tadel zugezogen; im „Cicerone“ iſt er ſehr konſervativ in dieſen Fragen. Dieſe Zurückhaltung hatte je länger je mehr ihren Grund in der wachſenden Skepſis Burckhardts allen dieſen vielfach wechſelnden Taufen gegenüber. In einem Aula-Vortrag über die „Aechtheit“ alter Kunſtwerke hat er einmal erzählt, wie er in jungen Jahren in einer italieniſchen Privatgalerie mit Feuereifer zu taufen angefangen habe; da hielt ihn der Beſitzer zurück mit den Worten: Purchè la roba sia buona, non mi curo di saperne l'autore. „Das war ein Philoſoph,“ fügte Burckhardt dieſer Anekdote bei. Die Streitigkeiten über ſolche Dinge konnten ſeinen ganzen Hohn herausfordern; das „Concil“ von Kunſthiſtorikern, das die Dresdener Madonna Holbein abdekretierte, galt ihm ſtets für ſehr übel beraten. Und wie ihn ſo die Urheberfrage im Einzelnen nicht allzuſehr aufzuregen vermochte, ſo ließ ihn auch der rein ſtoffliche Inhalt eines Kunſtwerkes ziemlich gleichgiltig: für ihn, die ächt künſtleriſch angelegte Natur, war der oberſte Satz aller Aeſthetik, daß es nicht auf das Was, ſondern auf das Wie in der Kunſt ankomme: der Typus, das Motiv, die Gruppe in ruhiger oder bewegter Kompoſition, die Ausdrucksfähigkeit, dieſen Faktoren geht er nach. Der künſtleriſche Gedanke iſt ihm der entſcheidende. Nicht auf den Inhalt, wohl aber auf den Gehalt ſieht er das Kunſt-

werk an. An Andeutungen über rein formale Fragen: Bewegungs-, Gewandmotive, Symmetrie, maleriſches Raumgefühl u. ſ. w. findet ſich im „Cicerone“ überaus vieles da und dort zerſtreut; nach den verſchiedenſten Seiten hin giebt Burckhardt hier Fingerzeige. Von ihm aber verlangen wollen, daß er ſchon eine völlig durchgebildete Methode formaler Analyſe hätte handhaben ſollen, wäre ebenſo thöricht, wie die Zumutung, daß er das enorme Material vor ſeiner Arbeit kritiſch genau hätte ſichten und klaſſifizieren ſollen. Die Vorzüge des „Cicerone“ liegen vielleicht gerade darin, daß ſein Verfaſſer nicht zu Gunſten irgend einer ihm beſonders am Herzen liegenden Methode oder Betrachtungsweiſe in Einſeitigkeit verfallen iſt, ſondern dem Kunſtwerk in völlig freier Wahl des Standpunktes jedesmal gerade das abzugewinnen geſucht hat, was ihm für die Betrachtung und Würdigung als beſonders fruchtbar und anregend erſchien. Zu einem bloßen Formproblem iſt das Kunſtwerk Burckhardt nie geworden; er verlangt noch mehr, noch ein Höheres von dieſem. Daher ſeine Stellung zu Michelangelo, daher ſeine Aeußerungen über Coreggio, die recht eigentlich zu einem äſthetiſchen Bekenntnis Burckhardts ſich erweitern: in der höhern Malerei, heißt es da, verlangen wir nicht das Wirkliche, ſondern das Wahre. Wir kommen ihr mit einem offenen Herzen entgegen und wollen nur an das Beſte in uns erinnert ſein, deſſen belebte Geſtalt wir von ihr erwarten . . . Vollſtändig fehlt (bei Correggio) das ſittlich Erhebende; wenn dieſe Geſtalten lebendig würden, was hätte man an ihnen? welches iſt diejenige Gattung von Lebensäußerungen, welche man ihnen vorzugsweiſe zutrauen würde?“ Die „dämoniſche“ Art der Wirkung bei Michelangelo wie bei Correggio iſt es, was Burckhardt nur ſehr bedingt goutiert. Und ſpäter wendet er der Kunſt Correggios gegenüber ein, daß der Gegenſtand keine beliebige Hülle für bloße künſtleriſche Gedanken iſt. So kommen in Burckhardts Seele bei der Betrachtung der

Kunſtwerke Saiten in Schwingung, deren Mitklingen der Künſtler vielleicht als eine rein ſubjektive Zuthat ablehnen wird, deren Aeußerung wir aber um ſo lieber lauſchen, als ſie einer Weltbetrachtung entſtammen, die von dem Reiche des Schönen als Höchſtes nicht nur ein äußeres Wohlgefallen, ſondern eine innere Beglückung verlangt.

Der „Cicerone," dieſes erſtaunliche Werk eines einzelnen Kunſtforſchers, hat ein merkwürdiges Schickſal gehabt. Obwohl bei ſeinem Erſcheinen freudig begrüßt, von keinem Geringern als von Waagen, einem der großen Mitbegründer der modernen Kunſtwiſſenſchaft, ausführlich im „Deutſchen Kunſtblatt" (1855, Nr. 25—32) beſprochen und mit geringen Ausnahmen mit der wärmſten Anerkennung bedacht, brauchte das Buch volle vierzehn Jahre, um zu einer zweiten Auflage zu gelangen. Bei den ächten Kunſtfreunden und Kunſtkennern zwar ſtand es in Ehren — „die Architekten haben den Cicerone gerettet," pflegte Burckhardt zu ſagen — in weitere Kreiſe aber ſcheint es nicht gedrungen zu ſein; es mag dies freilich damit zuſammenhängen, daß die Wallfahrt nach dem Süden in jener Zeit der koſtſpieligen und ſchwerfälligen Verbindungen mit Italien noch weſentlich kleinere Dimenſionen aufwies, als dies heute der Fall iſt. Immerhin mag die Enttäuſchung über dieſen Mißerfolg nicht wenig mit dazu beigetragen haben, daß Burckhardt ſpäter ſein Buch ſo leichthin in andere Hände gelegt hat. Mit der Arbeit der Neuauflage wurde 1867 auf Wunſch Burckhardts Dr. Albert von Zahn, Konſervator am ſtädtiſchen Muſeum in Leipzig, betraut, und Burckhardt hat damals ausdrücklich „für immer auf alle weitere Beziehung zu dem Werke" verzichtet. 1869 erſchien bei Seemann in Leipzig dieſe 2. Auflage, „unter Mitwirkung von mehreren Fachgenoſſen bearbeitet von Dr. A. von Zahn." Daneben publizierte Otto Mündler 1870 „Beiträge zu Jak. Burckhardts „Cicerone" Abteilung Malerei,"

die zuerſt in den Jahrbüchern für Kunſtwiſſenſchaft erſchienen waren; auch 1874, nachdem die dritte von Zahn beſorgte Auflage herausgekommen war, trat ein ſolches Bändchen „Beiträge zu Burckhardts Cicerone 3. Auflage“ von Otto Mündler, Wilhelm Bode u. a. an die Oeffentlichkeit. Von der 4. Auflage an gelangte dann der „Cicerone“ in Wilhelm Bodes Hand; Burckhardt hatte dieſem die Vollmacht erteilt, ſeinen Text ſowohl als die ſeitherigen Zuſätze nach Ermeſſen wegzulaſſen und umzugeſtalten, damit das Buch wieder eine einheitliche Geſtalt gewinne; dieſe war dem „Cicerone“ dadurch empfindlich abhanden gekommen, daß Zahn neben den Text Burckhardts ſeine Nachträge und Zuſätze in Klammern beigefügt hatte: freilich war dadurch Eines erreicht worden, was ſeither faſt unmöglich geworden iſt: der Leſer weiß auf Schritt und Tritt genau, wo Burckhardt aufhört und der neue Herausgeber anfängt. Bode, namentlich für Renaiſſanceſkulptur und -Malerei ein berufener, obwohl auch nicht unfehlbarer Kenner — man denke an den ſog. Giovannino Michelangelos — zog für die Neuauflagen, deren ſechste 1892 erſchien und deren ſiebente zur Zeit in Vorbereitung iſt, eine Anzahl Fachmänner bei; es ſei namentlich Herr von Geymüller, der um die Geſchichte der Peterskirche ſo hoch verdiente Forſcher, für die Abteilung der Architektur erwähnt. Heute kann man nun wohl ſagen, daß der „Cicerone“ in der Hand aller Italienfahrer iſt, und trotz aller Veränderungen, die das Buch erfahren hat und vielleicht um ſeiner praktiſchen Brauchbarkeit willen auch erfahren mußte, ſpüren wir an ſo manchen Stellen noch den Geiſt Jakob Burckhardts mächtig und beſtimmend zu uns ſprechen; wenn wir aber völlig ſicher und authentiſch wiſſen wollen, wie ſich die italieniſche Kunſtwelt in ihrem großen Entdecker geſpiegelt hat, ſo werden wir zu dem Buche von 1855 greifen und von ſeinem Verfaſſer uns erzählen laſſen, was ihm in ſtiller Zwieſprache gewaltige Künſtler und unvergängliche Kunſtwerke anvertraut und

geoffenbart haben. Wir genießen dann den „Cicerone," wie wir Goethes Italieniſche Reiſe genießen.*)

Der „Cicerone" brachte eine entſcheidende Wendung in Burckhardts Leben. Bald nach ſeinem Erſcheinen erging an den Verfaſſer der Ruf als Lehrer der Kunſtgeſchichte am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich. Und Burckhardt nahm ihn an. Bis zum Ende des Sommerſemeſters 1855 hatte er, wie man aus einem Schreiben des Erziehungskollegiums an den Kleinen Rat vom 28. Januar 1856 erfährt, den geſamten Geſchichtsunterricht am Pädagogium und zum Teil an der Univerſität für den kranken ordentlichen Profeſſor erteilt. „Die Kuratel," ſo heißt es dann wörtlich weiter, „hegte während einiger Zeit die Hoffnung, den Herrn Profeſſor Burckhardt, unſern gelehrten Mitbürger, für die ordentliche Profeſſur der Geſchichte gewinnen zu können, und machte auch demſelben, nachdem Herrn Profeſſor Brömmels Geſundheitsverhältniſſe im vorigen Sommer die hoffnungsloſe Wendung genommen hatten, ſehr vorteilhafte Anerbietungen. Herr Profeſſor Burckhardt wies indeſſen alles von der Hand; er erachtete ſich für verpflichtet, die ihm übertragene Stelle am Polytechnikum anzutreten, und ging im Beginn des laufenden Winterſemeſters nach Zürich ab. Die Erziehungsbehörden bedauern ſchmerzlich den Verluſt dieſes ausgezeichneten Lehrers und angeſehenen Gelehrten, doch haben ſie die Beruhigung, nichts unverſucht gelaſſen zu haben, um dieſen Mann durch Anerbietungen, ſoweit nur immer die ökonomiſchen Mittel es erlaubten, dem Wirkungskreiſe in ſeiner Vaterſtadt zu erhalten." Man war in Baſel zu ſpät gekommen. Vom Herbſt 1855 bis Frühjahr 1858 lehrte Burckhardt in Zürich Kunſtgeſchichte.

*) An Ueberſetzungen des „Cicerone" ſind unſeres Wiſſens erſchienen: eine vollſtändige franzöſiſche (nach der 5. Aufl.) von Aug. Gérard mit einer Einleitung über den Verfaſſer und ſeine Werke, und eine teilweiſe engliſche: The Cicerone or Art Guide to painting in Italy for the use of travellers. Translated by Mrs. A. H. Clough. London 1873.

Im selben Jahre wie Burckhardt war auch Gottfried Semper, der große Architekt und geistvolle Verfasser des „Stil," ans Polytechnikum berufen worden als Professor der Architektur. Die beiden Männer, die sich in ihrer Neigung zur Renaissance begegneten und sich gegenseitig hochschätzten, sind doch einander nicht eigentlich näher getreten. Außer Semper waren damals noch zwei aus Dresden in den Revolutionsjahren flüchtig gewordene Männer in Zürich anwesend: Hermann Köchly, der vorzügliche Philologe, und Richard Wagner. Mit letzterm war Burckhardt nach seiner eigenen Aussage nie persönlich bekannt geworden. Von diesen drei Dresdener Revolutionären pflegte Burckhardt in spätern Jahren nicht ohne Sarkasmus zu erzählen, sympathisch sind sie ihm alle drei nicht gewesen. Herzlich dagegen gestaltete sich das Verhältnis Burckhardts zu Gottfried Keller; daß er mit diesem immer gut gestanden habe, hat er mit besonderer Genugthuung gerühmt; denn es sei nicht so sehr leicht gewesen. Neben den Vorlesungen am Polytechnikum über antike, mittelalterliche und Renaissance-Kunst sowie über Archäologie finden wir Burckhardt auch in Zürich öffentliche Vorträge halten. In der Antiquarischen Gesellschaft, der er gleich im Winter seiner Ankunft in Zürich beigetreten war, sprach er vom Januar 1856 bis zum Januar 1858 nicht weniger als sechs Mal, ohne Ausnahme über Themata, die mit der Kunst in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Eine Zeichnung, die offenbar damals für den einen Vortrag über Bau und innere Einrichtung der Klosterkirche zu Petershausen bei Konstanz nach zeitgenössischen Quellen entstanden war — einen Altar mit Tabernakel darstellend — hat Burckhardt späterhin im Kolleg in Basel noch vorgewiesen, nicht ohne sich, unnötiger Weise, wegen seiner geringen Zeichenkunst zu entschuldigen. Aus den Vorträgen mag uns dann der über die Beschreibung des Fronleichnamsfestes zu Viterbo in den Commentarien des Pius II. interessieren: sie weist uns in

einen Studienkreis Burckhardts, der diesen Zürcher Aufenthalt ganz besonders fruchtbringend gemacht hat. In Zürich fand Burckhardt nämlich, auf der Stadtbibliothek vor allem, reiches Material zu einem genaueren und eindringenderen Studium der Renaissance und ihrer Kulturwelt. Von dem Ergebnis dieser Studien wird bald die Rede sein müssen. In der Serie von akademischen Vorträgen im Rathaussaal sprach Burckhardt zweimal: über „den Charakter der Königin Agnes von Ungarn" (Dez. 1855) und über „den Zustand Roms unter Gregor dem Großen." Der Eindruck dieser beiden Vorträge muß ein überaus bedeutender gewesen sein. Der Verstorbene pflegte übrigens zu erzählen, daß er damals zuerst vollständig frei gesprochen habe, und er hat selber dieses Experiment als wohl gelungen bezeichnet. Namentlich der zweite Vortrag scheint sich in das Gedächtnis mancher Hörer eingeprägt zu haben, und einer derselben hat nach dem Tode Burckhardts in begeisterten Worten die formale und inhaltliche Vollendung dieser Schilderung als etwas Unvergeßliches gepriesen. Sie ist uns zum Glück erhalten geblieben in zwei Feuilleton-Beilagen der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 5. und 8. Dezember 1857. Aus dem Eingang: „Der Gegenstand, den ich gewählt habe," darf man schließen, daß wir, wenn nicht den ganz genauen Wortlaut, so doch ein höchst exaktes und umfassendes Resumé vor uns haben, das ohne Burckhardts Manuskript gar nicht denkbar wäre. Der Schluß wenigstens mag hier der Vergessenheit entrissen werden. Burckhardt spricht von den Pilgern, die schon in früher Zeit zu den heiligen Reliquien in Rom in Scharen zogen, und fährt dann fort: „Diese Pilger sind es, welche als erste Boten des neuen Weltalters besonderes Interesse für uns haben. Ihre Andacht ist dumpf, weicht himmelweit von der unsrigen ab; aber es sind eben die ersten kenntlichen Symbole derjenigen Weltepoche, welche wir Mittelalter nennen, und welche wiederum Rom zu Füßen liegt, auf Rom sich

bezieht, ihr Denken und Fühlen von dorther holend. Sie eröffnen den Reigen der Hierarchen, welche die Herrschaft Roms überall verbreiteten und aufrecht hielten, der zinsbringenden Völker, der gedemütigten Könige, welche hier um Lösung vom Banne knien und ihre Kronen zu Lehen nehmen mußten. Oft, wenn du die Hügel des jetzigen Roms durchirrst, zwischen den einsamen Weinbergen und Klostergärten hindurch, überfällt dich mit Macht der Gedanke an die ungeheuren Weltschicksale, welche sich hieran geknüpft haben, — ein Eindruck, dem du dich nicht zu entziehen vermagst, gegen welchen alles andere klein und nichtig erscheint. Eine Frage drängt sich dir auf. Soll noch ein drittes Mal und wieder in anderer Weise das Schicksal der Welt diese sieben Hügel auserwählen, hier allein sich spiegeln, auf diesen Ort sich alles zurückbeziehen? Einer der größten Denker unseres Jahrhunderts verneint diese Frage; er sieht in Rom nur die Stätte der Vergangenheit:

Stadt der Trümmer, Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur bist du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit;
Denn von allen Städten hat genommen
Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit;
Daß du seist des Weltenbuches Spiegel,
Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel."

Als Anmerkung zu dem Citat findet sich der Verweis auf Wilh. v. Humboldts Gedicht „Rom."

Nicht ohne Genugthuung erzählte Burckhardt, daß nach dem Vortrag über den Charakter der Königin Agnes Georg v. Wyß auf ihn zugekommen sei und ihm persönlich gedankt habe; eine Quelle, die v. Wyß damals noch nicht kannte, war von Burckhardt für seine Darstellung benutzt worden, wie denn auch der oben genannte Vortrag seine Quellengrundlage hatte in der eben erschienenen

Briefſammlung Gregors des Großen. Man erſieht daraus deutlich, wie Burckhardt, obſchon ſeiner Stellung nach in Zürich völlig Kunſthiſtoriker, der geſchichtlichen Quellenlektüre ſelbſt für Perioden treu blieb, die in keiner Weiſe mit den damals ihn hauptſächlich bewegenden Problemen der italieniſchen Renaiſſance zuſammenhingen.

Den ſchweizeriſchen Kunſtaltertümern blieb Burckhardt auch in Zürich nicht fremd. Wie er in der Antiquariſchen Geſellſchaft über das Fenſter der hl. Clara in Königsfelden ſprach, ſo gab er — anonym — in den Mitteilungen dieſer Geſellſchaft (11. Bd. Heft 7 1857) die Beſchreibung der Domkirche von Chur. Es iſt eine Abhandlung von 14 Seiten, geſchmückt mit 14 Tafeln, die neben dem rein Architektoniſchen des Baues Skulpturen, einzelne Gegenſtände der Kirche, einige Stücke des Kirchenſchatzes in ſorgfältigen Lithographien wiedergeben. Die Mehrzahl der Tafeln wurde gezeichnet und lithographiert von dem damals in Zürich weilenden Herrn Graeter, ſeit Jahren Lehrer des Engliſchen in Baſel. Die Arbeit will beſcheiden nichts als „vorläufig ein allgemeines Bild des Gebäudes und eine Ueberſicht ſeiner einzelnen Merkwürdigkeiten“ geben; in einfacher, klarer Schilderung durchgeht der Verfaſſer den Bau, den Schmuck des Innern, die zum Teil ſo wichtigen Stücke des Kirchenſchatzes. Eine eingehende Beſchreibung wird dem bekannten polychromen Hochaltar des Jakob Röſch gewidmet; da findet ſich auch etwa ein ächt Burckhardt'ſcher Satz wie der folgende, wo von den Skulpturen des Altarinnern die Rede iſt: „es ſind keine hohen und energiſchen, aber doch ſehr lebendige Bildungen, welchen ihre oberdeutſche Beleibtheit wohl anſteht . . . Das beſte aber ſind die Gruppen im Tabernakel, deren Köpfe gewiß zum Süßeſten und Schönſten gehören, was das 15. Jahrhundert im Norden hervorgebracht hat.“ In dieſer Monographie iſt zum erſten Mal nachdrücklich auf den grau in grau gemalten Totentanz

in der bischöflichen Residenz hingewiesen worden: „Derselbe wiederholt im Großen einen Teil der weltberühmten kleinen Holzschnitte Hans Holbeins, und zwar so vortrefflich, daß man den originalen Strich des Meisters beim ersten Anblick kaum vermißt, so unwahrscheinlich auch die eigenhändige Ausführung bleibt." Für Hans Holbein selbst als Entwerfer und wenigstens teilweise auch als Maler dieser Fresken ist bekanntlich später Prof. Sal. Vögelin in Zürich eingetreten. (B. 20 der Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft.)

Trotz aller Anregungen und allen Erfolges fühlte sich Burckhardt in Zürich doch nie völlig wohl. Manches mißfiel dem Basler; so soll u. a. die üble Gewohnheit im damaligen Zürich, die Rosendüfte der Sommernächte durch überreichliche Düngung der Gärten zu paralysieren, Burckhardt als ein utilitarischer Zug unangenehm, ja beleidigend berührt haben.*) Da erschloß sich ihm Anfang 1858 die Perspektive, nach Basel zurückkehren zu können. Professor Floto, der nach Burckhardts Weggang als Geschichtslehrer berufen worden war, lag schwer erkrankt darnieder, ohne Hoffnung auf endgiltige Besserung. Ende Januar 1858 beschloß die freiwillige akademische Gesellschaft, zum Zwecke der Hierherberufung Jakob Burckhardts einen beträchtlichen Beitrag an dessen Gehalt zu leisten; dies teilte im Namen des Erziehungskollegiums Peter Merian dem Rate mit, zugleich mit der Meldung, daß sich Burckhardt konfidentiell geäußert habe, er würde einem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte nach Basel Folge leisten; daraufhin hatte ihm die Kuratel ein bestimmtes Jahresgehalt, das das Fixum in Zürich überstieg, zugesichert, unter der Bedingung, daß er regelmäßig Vorlesungen an der Universität und gelegentlich öffentliche Vorträge halte, sowie den Geschichtsunterricht in der 2. und 3. Klasse des Pädagoginms erteile. Diese Bedingungen

*) Widmann über Jakob Burckhardt in der „Nation" vom 21. Aug. 1897.

hatte Burckhardt mit Vergnügen angenommen. „Wir dürfen wohl hoffen," heißt es im genannten Schreiben weiter, „daß derselbe bleibend hier seinen Wohnsitz nehmen werde, wie wir denn auch bei der vielseitigen Begabung dieses Mannes es nur für einen Gewinn unseres geistigen Lebens und des Mittelpunktes desselben, der Universität, ansehen würden, wenn auf den Fall der gänzlichen Wiederherstellung Professor Flotos zwei ordentliche Lehrer die Fächer der allgemeinen Geschichte vertreten würden." Am 7. Februar ging von Zürich aus das folgende Schreiben Burckhardts an Ratsherrn Peter Merian ab.

„Ich nehme die mir angebotene Stellung mit Freude an und gedenke Mitte April nach Basel überzusiedeln. Was mich zu ganz besonderem Dank verpflichtet und mich mit besonders erfreulicher Aussicht auf die Zukunft erfüllt, ist die zutrauensvolle Weise, in welcher die h. Behörde diese Berufung hat ergehen lassen. Es wird nun mein aufrichtigstes Bestreben sein, dieses Zutrauen zu rechtfertigen, und darin den Zweck meines Lebens zu erkennen, daß ich mit Aufwand aller Kräfte für dieses mir so schön dargebotene Amt thätig bin, hoffentlich so lange es Tag ist." In seinen Lebensnotizen hat Burckhardt seinen Ruf nach Basel mit den bezeichnenden Worten begleitet: „Der sel. Vater hat noch die vollständige Rehabilitation des Sohnes erleben dürfen." Im selben Jahre 1858 am 17. Dezember starb Antistes Burckhardt: „Das Gedächnis des Gerechten bleibt in Segen" steht auf seiner einfachen Grabplatte im Kreuzgange zu lesen.

Mit einer dreistündigen Vorlesung über Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und einer einstündigen Erklärung der Gipsabgüsse im Museum eröffnete Burckhardt seine Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität im Sommersemester 1858. Noch deutlicher als in dem damaligen Hauptkolleg giebt sich in dem des Wintersemesters 1858/59 der Studienkreis zu

erkennen, in dem Burckhardt zu jener Zeit ſich bewegte; es lautete: „Kulturgeſchichte Italiens vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.“ Im ſelben Winter trat er mit einem Cyklus von Vorträgen über die Kunſt der Renaiſſance vor ein gemiſchtes Auditorium im amphitheatraliſchen Hörſaal des Muſeums. Ueber dieſe Vorträge iſt uns ein überaus rühmendes Referat in der „Basler Zeitung“ vor Augen gekommen. Die Kunſt Burckhardts, auch ohne Abbildungen den Hörern den Stoff klar zu machen, wird beſonders hervorgehoben. Zuerſt hatte die Architektur ihre Behandlung gefunden, wobei dem Centralbau und der Kuppel ihre wichtige Stellung angewieſen worden waren. Der kurze Bericht hebt noch mit berechtigtem Lokalpatriotismus einen Paſſus des Redners über das Basler Muſeum hervor: „er machte darauf aufmerkſam, daß unter den neuern Bauten das Muſeum gerade deshalb einen ſo großartigen Eindruck hervorbringe, weil hier die Einheit der Faſſade, zu welcher ſich die meiſten Architekten ſo ſchwer entſchließen, feſtgehalten ſei.“ Ebenfalls in dieſen Winter fällt ein Vortrag über landſchaftliche Schönheit, der, nach einem Referat in der genannten Zeitung, die Entdeckung des Gefühls für landſchaftliche Schönheit bei den modernen Völkern darlegte; Burckhardt ſprach von der Vordergrundspoeſie der Minneſänger, von Petrarca und Aeneas Sylvius, von Jan van Eyck, d. h. mit andern Worten: Der Vortrag war wohl nichts weſentlich anderes als das wundervolle Kapitel über „die Entdeckung der landſchaftlichen Schönheit,“ das 1860 das Werk über „die Kultur der Renaiſſance“ ſchmückte. Noch zwei andere Vorträge — einer in der Hiſtoriſchen Geſellſchaft — gruppieren ſich um dieſes Buch herum: im Januar 1860 ſprach Burckhardt über „Säkulariſationsverſuche im Kirchenſtaat,“ wobei wohl der in der „Kultur“ (1. Auflage S. 115 ff.) beſprochene Verſuch des Ceſare Borgia einen Hauptplatz einnahm, und im Februar des genannten Jahres über Venedig und Florenz im 15. Jahrhundert — man

kennt dieſe beiden Kapitel aus dem Buche als zwei Glanzſtücke großen hiſtoriſchen Stils. Schließlich könnte man noch wie einen Ableger der Renaiſſance-Studien den öffentlichen Aula-Vortrag im Dezember 1860 über „Rabelais und ſeine Zeit“ nennen; es iſt bekannt, wie Burckhardt da, wo er vom modernen Ehrgefühl in ſeinem Werke ſpricht, Rabelais, den Schilderer des Thelemiten-kloſters, als entſcheidenden Zeugen aufruft.

So ſind wir allmählich in den Bannkreis des dritten Burck-hardtſchen Meiſterwerkes getreten. Bevor aber von dieſem geſprochen wird, mag noch einer Gedächtnisrede gedacht werden, die Burckhardt am 9. November 1859, Abends 7 Uhr, in der Aula gehalten hat, am Vorabend von Friedrich Schillers hundertſtem Geburtstage. Nicht ein Vertreter der germaniſtiſchen oder litteraturgeſchichtlichen Zunft, ein großer Hiſtoriker von feinſter äſthetiſcher Bildung ſchilderte damals in dem ſchon eine halbe Stunde vor Beginn gedrängt vollen Saale die Bedeutung Schillers für die Nation. Burckhardt führte den Dichter vor, „wie er ebenſowohl durch ſeine hohe ſittliche Kraft, als durch ſeine poetiſche Begabung ſich aus den Anfängen ſeiner erſten Periode heraus arbeitete, und indem er ſeinen Geiſt immer auf die höchſten idealen Güter der Menſchheit gerichtet hielt, dem deutſchen Vaterland, ja der ganzen Menſchheit jene glänzend reiche Fülle idealer Charaktere und Anſchauungen ſchenkte.“ (Referat in der „Basler Zeitung.“) Schillers Wilhelm Tell bezeichnete der Redner als das größte Geſchenk der deutſchen Nation an die Schweiz.

Burckhardt iſt ſeiner Bewunderung für Schiller treu geblieben; niemals, wo ſich ein Anlaß bot, vergaß er im Kolleg auf ihn hinzuweiſen, und wenn er von Fiesco, Don Carlos, Wallenſtein ſprach, ſo mahnte er etwa ſeine Zuhörer, ſie möchten ſich Schillers Charakterbild nicht durch die Geſchichte verderben laſſen, ſondern die beiden Welten, die der Dichtung und die der hiſtoriſchen Forſchung, völlig von einander getrennt halten.

Einem Italiener, der an der realiſtiſchen Abteilung des Gymnaſiums den italieniſchen Unterricht erteilt und als Profeſſor dem Lehrkörper der Univerſität angehört hat, Luigi Picchioni, war „Die Kultur der Renaiſſance in Italien. Ein Verſuch von Jakob Burckhardt“ zum 77. Geburtstage gewidmet, ein Beweis, wie hoch der Verfaſſer von dieſem originellen Manne dachte, der auf die italieniſchen Studien ſeines einſtigen Schülers und nachherigen Freundes gewiß nicht ohne ſpürbaren Einfluß geblieben iſt.

„Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtſeins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menſchen ſelbſt — wie unter einem gemeinſamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgeſehen erſchienen Welt und Geſchichte wunderſam gefärbt. Der Menſch aber erkannte ſich nur als Race, Volk, Partei, Korporation, Familie oder ſonſt in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerſt verweht dieſer Schleier in die Lüfte, es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der ſämtlichen Dinge dieſer Welt überhaupt; daneben aber erhebt ſich mit voller Macht das Subjektive; der Menſch wird geiſtiges Individuum und erkennt ſich als ſolches.“

„Die bisher geſchilderten Zuſtände würden die Nation erſchüttert und gereift haben auch ohne das Altertum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geiſtigen Richtungen wäre wohl das meiſte ohne dasſelbe denkbar; allein wie das Bisherige ſo iſt auch das Folgende von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Weſen der Dinge ohne dieſelbe verſtändlich und vorhanden ſein würde, da iſt es doch die Aeußerungsweiſe im Leben nur mit ihr und durch ſie. Die ‚Renaiſſance‘ wäre nicht die hohe weltgeſchichtliche Notwendigkeit geweſen, die ſie war, wenn man ſo leicht von ihr abſtrahieren könnte. Darauf aber müſſen wir beharren, als auf einem Hauptſatz dieſes Buches, daß nicht ſie

allein, ſondern ihr enges Bündnis mit dem neben ihr vorhandenen italieniſchen Volksgeiſt die abendländiſche Welt bezwungen hat.“

In dieſen beiden Hauptſtellen, die erſtere am Eingang des zweiten, die letztere an dem des dritten Abſchnittes der „Kultur der Renaiſſance,“ treten die großen leitenden Gedanken des Werkes leuchtend heraus: die Renaiſſance iſt ein völlig Neues gegenüber dem Mittelalter, neu in der Wertung der Welt wie in der Wertung des Menſchen; dieſer große geiſtige Umſchwung iſt nun aber nicht etwa bloß ein Produkt des durch die Neuentdeckung antiken Denkens und Dichtens mächtig erweiterten Geſichtskreiſes, er hat ſeine Vorbedingung im damaligen italieniſchen Volksgeiſt, der ſich auf ſtaatlichem wie auf geſellſchaftlichem Gebiete ſeine neuen Formen und Ideale geſchaffen hatte. In dieſem Volksgeiſt aber wirkte als mächtigſtes Agens die zu friſcher Kraft erblühte Ueberzeugung vom Wert des Individuums: ſchon im 14. Jahrhundert ſcheut ſich in Italien kein Menſch davor, „anders zu ſein und zu ſcheinen als die andern.“ Was ſich nun hier zunächſt in voller Individualität entwickelt, ſind der Tyrann und der Condottiere. Neben dieſen, die in ihren Staatengründungen wie in ihrer Politik recht eigentlich zu „politiſchen Künſtlern“ geworden waren, wie ſie Burckhardt ſchon im „Andreas von Krain“ charakteriſiert hat, finden wir die beiden freien Städte-Republiken: Florenz, „die Stadt der beſtändigen Bewegung,“ „bei weitem die wichtigſte Werkſtätte des italieniſchen, ja des modernen europäiſchen Geiſtes überhaupt,“ und Venedig, „die Stadt des ſcheinbaren Stillſtandes und des politiſchen Schweigens.“ Und neben dieſen dann wieder eine ſo merkwürdige Schöpfung wie der Kirchenſtaat. In dieſen ſo verſchiedenartigen Staatengebilden gelangte das oft ruchloſe, immer aber kraftvolle und hochbegabte Individuum zu ſeiner vollſten, freieſten Entfaltung, hier bildete ſich mitten unter ſchweren Wirren und furchtbaren Gefahren die feinſte geiſtige Bildung und

Geſelligkeit aus, hier wagte ſich wieder die ganze Subjektivität und Leidenſchaft menſchlichen Empfindens und Fühlens ans volle Tageslicht und wußte ſich in der Dichtung eine ſtrenge Kunſtform wie das Sonett zu ſchaffen, hier wandte ſich das aller Binden ledig gewordene Auge der Betrachtung und Erforſchung der Natur zu, hier erhielt die Geſchichtſchreibung wieder einen neuen Geiſt und einen neuen Inhalt, und wurde die Statiſtik in ihrer ſtaatsökonomiſchen Bedeutung erkannt; hier reifte dann auch eine neue Anſchauung der Welt als eines „großen moraliſchen und phyſiſchen Kosmos“ und eine neue Faſſung des religiöſen Verhaltens.

Wir haben mit dieſen dürftigen Andeutungen von dem ungeheuren Umkreis der von Burckhardt in ſeiner Kultur der Renaiſſance behandelten Probleme und Erſcheinungen einen ſchwachen Begriff zu geben verſucht. In ſechs großen Abſchnitten: Der Staat als Kunſtwerk, Entwicklung des Individuums, Wiedererweckung des Altertums, Entdeckung der Welt und des Menſchen,*) die Geſelligkeit und die Feſte, Sitte und Religion, wird der Stoff vorgelegt in geiſtvollſtem Räſonnement, mit erſtaunlicher Tiefe der Analyſe, in künſtleriſch vollkommener Form. Ueber der Fülle von Geiſt und der ſouveränen Beherrſchung des Materials vergißt man faſt völlig die Unſumme von Arbeit, die dieſes wunderbare Buch vorausſetzt. Der Leſer genießt dasſelbe wie ein vollendetes Kunſtwerk, deſſen Zauber bei jeder Betrachtung ein ſtets neuer und mächtiger iſt. Wenige wiſſenſchaftliche Bücher halten wie dieſes die Probe aus, daß man immer wieder zu ihnen zurückkehren kann,

*) Dieſe beiden Ausdrücke ſtammten aus Michelets Histoire de France, v. 7: Renaissance (1855), wo auf p. II der Introduction der Renaiſſance zwei Dinge vorzugsweiſe zugeſprochen werden: la découverte du monde, la découverte de l'homme. Burckhardt hat in der 2. Auflage ſeines Buches ausdrücklich auf dieſe Entlehnung hingewieſen (S. 241); ihm allein aber gebührt das Verdienſt, den Inhalt zu dieſen Begriffen geſchaffen zu haben.

ohne daß ſich das Intereſſe abſchwächte, der Genuß verringerte. Burckhardt hat einmal von den Memoiren Commines' geſagt, ſie ſeien eines der ſeltenen Bücher, die man doppelt ſo lang wünſchte; von der „Kultur der Renaiſſance" möchte man das Gleiche ſagen.

Ein wahrer Schatz von Weltweisheit und Seelenkenntnis ruht in dieſem Buche; leicht ließe ſich aus ihm eine ganze Reihe der glänzendſten Aphorismen über die wichtigſten Dinge zuſammenſtellen. Das durchgehende Gefühl, einem freien Geiſte gegenüberzuſtehen, wirkt auf den Leſer wahrhaft befreiend. Es iſt, als habe Burckhardt in den Seelen der damaligen Menſchen geleſen; einen homogenen Geiſt hat einmal Gottfried Keller in Bezug auf die Schilderung der Renaiſſance Jakob Burckhardt genannt, und das iſt völlig richtig: er fühlt ſich wohl in dieſer Welt von Eigenart, Kraft, Selbſtändigkeit, Schönheit. Wohl ſieht er die tiefen Schatten in dieſem Lichtbilde auch: wie verhaßt iſt ihm etwa als ſchlimmſter Repräſentant des zügelloſen modernen Spottes und Witzes ein Pietro Aretino, den er ſogar nur mit einem „leider" als denjenigen nennt, „welcher vielleicht zuerſt einen prachtvollen abendlichen Licht- und Wolkeneffekt umſtändlich in Worte gefaßt hat." Und die ſchlimme Kehrſeite einer geiſtig ſo freien Zeit, der traurigſte Aberglaube hat ſeine eingehende Schilderung erhalten. Burckhardt verſchmäht aber zu ſehr die abſoluten Maßſtäbe bei der Beurteilung, als daß er nicht auch gegebenenfalls die Gegenrechnung ſiegreich zu ihrem Rechte kommen ließe. Wenn er gerade den entwickelten Individualismus des damaligen Italieners als den Grundmangel von deſſen Charakter bezeichnet, ſo vergißt er nicht hinzuzufügen, daß dieſer Individualismus zugleich auch ſeine Größe bedingt hat. Dem Urteil, an einer Geſellſchaft, welche ſo unmoraliſche Erzählungen wie die der damaligen Novelliſten anzuhören im Stande war, ſei nichts zu verlieren noch zu gewinnen, ſetzt er das Räſonnement entgegen: auf welchen ſichern Grundlagen mußte eine Geſelligkeit ruhen, die trotz

jenen Hiſtorien nicht aus Rand und Band ging und zwiſchen hinein wieder der ernſten Diskuſſion und Beratung fähig war. Er warnt vor allen abſprechenden Urteilen über die Sittlichkeit, da die Mängel eines Volkes eine zweite Seite haben, wo ſie dann als nationale Eigenſchaften, ja als Tugenden erſcheinen. Er giebt zu, daß die Ehe vielleicht nirgends mehr und bewußter mit Füßen getreten wurde als im Italien der Renaiſſance, er giebt daneben aber auch zu erwägen, daß das Familienleben dabei nicht diejenige Zerſtörung erlitt, welche es im Norden unter ähnlichen Umſtänden erleiden würde; daß ferner trotz aller Ausſchweifung die Race weder geiſtig noch leiblich ſank. Dem Vorwurf des modernen Heidentums, den man gegen die Renaiſſance geſchleudert hat, ſtellt Burckhardt u. a. folgende Erwägung gegenüber: die Träger der Renaiſſance zeigen in religiöſer Beziehung eine häufige Eigenſchaft jugendlicher Naturen: ſie unterſcheiden recht ſcharf zwiſchen gut und böſe, aber ſie kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen ſie ſich vermöge ihrer plaſtiſchen Kraft wiederherzuſtellen und kennen deshalb keine Reue; da verblaßt denn auch das Bedürfnis der Erlöſung, während zugleich vor dem Ehrgeiz und der Geiſtesanſtrengung des Tages der Gedanke an das Jenſeits entweder völlig verſchwindet oder eine poetiſche Geſtalt annimmt ſtatt der dogmatiſchen. Was aber die „Weltlichkeit“ der Renaiſſance betrifft gegenüber dem Mittelalter, ſo macht er aufmerkſam, daß dieſe Weltlichkeit eine ernſte, überdies durch Kunſt und Poeſie geadelte war; und er fährt fort: Es iſt eine erhabene Notwendigkeit des modernen Geiſtes, daß er dieſelbe gar nicht mehr abſchütteln kann, daß er zur Erforſchung der Menſchen und der Dinge unwiderſtehlich getrieben wird und dies für ſeine Beſtimmung hält. Wie bald ihn dies Forſchen zu Gott zurückführen, wie es ſich mit der ſonſtigen Religioſität des Einzelnen in Verbindung ſetzen wird, das ſind Fragen, welche ſich nicht nach allgemeinen Vorſchriften

erledigen laſſen. Das Mittelalter, welches ſich im Ganzen die Empirie und das freie Forſchen erſpart hatte, kann in dieſer großen Angelegenheit mit irgend einem dogmatiſchen Entſcheid nicht aufkommen.

So frei und groß ſpiegelt ſich in Burckhardts Geiſt dieſe Bewegung, „die Führerin unſeres Weltalles;“ er weiß nur zu gut, was mit ihr uns verloren gegangen iſt. Der glänzende Abſchnitt über Geſelligkeit und Feſte tönt aus in jenen Refrain aus dem Ariadne und Bacchus-Trionfo des Lorenzo Medici, der „aus dem 15. Jahrhundert zu uns herübertönt wie eine wehmütige Ahnung der kurzen Herrlichkeit der Renaiſſance ſelbſt“:

Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza.

Einen „Verſuch“ hat Burckhardt ſein Buch genannt; er weiß, daß wo namentlich in dieſem Fall, da es ſich um eine Civiliſation handelt, „welche als nächſte Mutter der unſrigen noch jetzt fortwirkt,“ „das ſubjektive Urteilen und Empfinden jeden Augenblick beim Darſteller wie beim Leſer ſich einmiſchen;“ er iſt auch davon überzeugt, daß dieſelben Studien unter den Händen eines Andern leicht nicht nur eine ganz andere Benützung und Behandlung erfahren, ſondern auch zu weſentlich verſchiedenen Schlüſſen Anlaß geben können, und er hält es daher auch für wünſchbar, daß der Gegenſtand Forſcher der verſchiedenſten Standpunkte zum Reden auffordere. Er iſt ſich auch bewußt, daß er da und dort das Gebiet der Ahnung betreten hat, er tröſtet ſich aber damit: „Die Zeit wird ſichten und richten.“ Wie ſehr er ſich in ſeinen Gedanken beim Schreiben jenes Buches völlig allein fühlte, hat Burckhardt ſelbſt in einem Briefe von 1889 an Ludwig Paſtor, den Verfaſſer der „Geſchichte der Päpſte,“ ausgeſprochen; er iſt im Nachwort des

3. Bandes des genannten Werkes vom Verfaſſer zum Ausdrucke gebracht worden. Und doch kann man heute getroſt ſagen: Burckhardts Buch hat den Begriff der Renaiſſancekultur, ihr innerſtes Weſen und ihren unvergänglichen Gehalt in den weſentlichſten Punkten endgiltig feſtgeſtellt. Forſcher der verſchiedenſten Richtungen und Intereſſenkreiſe haben dies willig anerkannt: der Katholik Paſtor nennt Burckhardt die erſte Autorität auf dem Gebiete der Renaiſſance, Philoſophen wie Kuno Fiſcher und Wilhelm Dilthey ſind in ſeinem Preiſe einig: letzterer ſpricht in ſeiner „Einleitung in die Geiſteswiſſenſchaften" (1883) von dem „klaſſiſchen Gemälde," welches Burckhardt von dem erſten Auftreten des modernen Menſchen in dem Italien des Renaiſſance entworfen hat. Und ein Hiſtoriker wie Eberhard Gothein*) ſchreibt in der Vorrede zu ſeinem ſchönen Buche „Die Kulturentwicklung Süditaliens in Einzeldarſtellungen" (1886): „Was meine Auffaſſung der Renaiſſancekultur überhaupt anlangt, ſo bekenne ich mit Stolz, daß alle eigenen Studien mich immer nur noch mehr zum verehrenden Jünger Burckhardts gemacht haben." Auch Frankreich blieb nicht aus, und hier iſt es einer der ganz Großen, der Burckhardts Werk gegrüßt hat, H. Taine; eine Anmerkung ſeiner Philosophie de l'Art, die das Buch mit ſeinem deutſchen Titel citiert, lautet: Livre admirable, le plus complet et le plus philosophique qu'on ait écrit sur la Renaissance italienne. Taine hat damit zwei der Haupteindrücke, die man von dem Buche Burckhardts empfängt, treffend gekennzeichnet: „Die Kultur der Renaiſſance" wirkt bei aller Knappheit im Einzelnen doch durch die Fülle des Lichtes, das ſie auf jene Zeit wirft, als ein völlig geſchloſſenes Ganzes, dem kein weſentlicher Zug fehlt; ſogar die Lücke, die Burckhardt ſelbſt als die größte

*) Gothein hat in den „Preußiſchen Jahrbüchern" (Oktoberheft 1897) Jakob Burckhardt einen geiſtvollen Nachruf gewidmet, der für unſere ſchon im Druck befindliche Skizze leider nur noch ſpärlich berückſichtigt werden konnte.

namhaft gemacht hat, das Fehlen der Renaiſſance-Kunſt, wird kaum bemerklich, weil uns hier das gewaltige ſoziale und pſychologiſche Phänomen noch mehr intereſſiert als das künſtleriſche, weil der damalige Menſch als ſolcher uns noch ſtärker in ſeinen Bann zieht als der einzelne Künſtler, mag er an ſich auch noch ſo groß ſein. Sodann war ein wahrhaft philoſophiſcher Geiſt erforderlich, um aus all dem unendlichen Material das Bezeichnende, das Ausſchlaggebende herauszuholen, die gewonnenen Reſultate unter leitende Geſichtspunkte zu bringen und ſie zu einem großen Gedankenkomplex zuſammenzuſchließen. Nicht mit Unrecht hat darum auch ein anderer Franzoſe, der Sorbonne-Profeſſor Emil Gebhart, ein trefflicher Kenner der italieniſchen Geſchichte und Kultur, ſein umfangreiches Eſſay über „die Kultur der Renaiſſance“ (Revue des Deux Mondes von 15. November 1885, wieder abgedruckt in den Etudes méridionales: La Renaissance italienne et la philosophie de l'histoire) betitelt: La théorie de Jacob Burckhardt. Seine Arbeit fußt auf der 1885 in Paris erſchienenen franzöſiſchen Ueberſetzung von M. Schmitt. Es iſt wohl das feinſte Expoſé, das jemals von Burckhardts Buch gegeben worden. Gebhart, der ein genauer Kenner des mittelalterlichen Italiens iſt, betrachtet den Uebergang vom Mittelalter zur Renaiſſance in Italien als einen faſt unmerklichen, und er belegt das mit treffenden Beiſpielen. Bei Burckhardt erſcheint der Uebergang als ein weit unvermittelterer, was, wie auch von anderer Seite ſchon hervorgehoben wurde, mit ſeiner weniger eindringenden Kenntnis des Mittelalters und deſſen Litteratur zuſammenhängen mag. Auch der mittelalterliche Norden kommt bei Burckhardt faſt durchgehend ſchlecht weg; immerhin darf wohl hervorgehoben werden, daß z. B. in Bezug auf die hohe Blüte der Kultur in Südfrankreich, wie ſie u. a. in der provençaliſchen Lyrik uns entgegentritt, ſogar Gebhart betont, auch hier verſtehe noch Niemand, „die tiefſten Tiefen der Natur oder des

Menſchenherzen zu erſchauen und zu ermeſſen.“ Hingegen ſoll nicht geleugnet werden, daß Burckhardt gerne da, wo der von ihm durchgehends angenommenen Superiorität der Italiener der Renaiſſance eine Widerrede erwachſen könnte, italieniſche Einflüſſe als Erklärung anzunehmen bereit iſt: ſo iſt es bei den Carmina Burana, ſo auch bei Commines, von dem es heißt: „Wenn Commines bei dieſem und hundert andern Anläſſen ſo objektiv beobachtet und urteilt als irgend ein Italiener, ſo iſt dabei ſein italieniſcher Umgang gewiß ſehr in Betracht zu ziehen.“ Hier hat Burckhardt ſeiner Theorie entſchieden eine Konzeſſion machen müſſen. Und doch hat er noch ſpäter an einer entſcheidenden Stelle, wo vom modernen Ehrgefühl die Rede iſt, einem Franzoſen, Rabelais, das Verdienſt laſſen müſſen, daß er dieſe Sache ſchärfer als alle Italiener betont hat.

Auf einen Mangel in Burckhardts Buch hat Moritz Carriere in ſeiner Recenſion aufmerkſam machen zu ſollen geglaubt: auf die Vernachläſſigung der eigentlichen Renaiſſancephiloſophie; daß Burckhardt Carriere's Buch über „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit“ nicht gekannt oder vornehm ignoriert habe, hat dieſen ohnehin gekränkt. Die Meiſten werden aber dieſe fehlende Darſtellung an ſich ja gewiß intereſſanter und teilweiſe auch folgewichtiger philoſophiſcher Syſteme nicht allzuſehr vermiſſen; Burckhardt war es in erſter Linie um die Philoſophie des damaligen Lebens zu thun; wie ſich philoſophiſche und religiöſe Anſchauungen in begabten Menſchen der Renaiſſance, wie dem Kreiſe um Lorenzo Medici, zu einem merkwürdigen Ganzen verbanden, das war für ihn das kulturhiſtoriſch wichtige Phänomen. Nicht in Abrede ſoll aber geſtellt werden, daß gerade auf dieſen letzten Seiten ſeines Buches Burckhardt nicht völlig befriedigend und klärend wirkt. Schon ſeine ſonderbare, recht ungewöhnliche Anwendung der Begriffe Theismus und Deismus hat hier etwas Verwirrendes.

So viel von diesem herrlichen Buch, das ja zum Inventar jedes Gebildeten gehört oder doch gehören sollte. Auch der „Kultur der Renaissance“ ist kein rascher blendender Ersatz zu Teil geworden. 1869 erst ist — diesmal im Verlag von Seemann in Leipzig — die „zweite durchgesehene Auflage“ erschienen, wiederum Luigi Picchioni, „dem greisen Lehrer, Kollegen und Freund“ gewidmet. Eine kurze Vorbemerkung teilt mit, daß sich die Veränderungen in der neuen Auflage auf lauter einzelne Zeilen im Text und Zusätze in den Anmerkungen beziehen. Zu einer völligen Neubearbeitung fehle dem Verfasser die nötige Muße und die Möglichkeit eines nochmaligen längeren Aufenthaltes in Italien; statt nun bloß einzelne Partien zu ändern und neue einzuschieben, wage er es eher, das Werk in derselben Gestalt, in der es einst Anklang gefunden, wieder erscheinen zu lassen: „Vielleicht würden auch manche Ansichten und Urteile, welche jetzt dem Verfasser bereits etwas jugendlich erscheinen, in derjenigen Schattierung, die sie nunmehr erhalten würden, geringere Zustimmung finden.“ Möge, so schließt Burckhardt, möge die Arbeit den Freunden der gegenwärtig in so schwunghaftem Fortschritt begriffenen Kulturgeschichte von Neuem empfohlen sein. Man weiß nicht recht, ob man diese Vorbemerkung völlig ernst nehmen oder mehr nur als eine höfliche Ausflucht betrachten soll, die ihn von der ihm lästigen Aufgabe befreite, an einem einheitlich konzipierten und in sich geschlossenen Werke tiefer greifende Aenderungen vorzunehmen. Vollends beim letzten Wunsch-Satze glaubt man Burckhardt etwas spöttisch lächeln zu sehen. Vielleicht hat gerade dieser schwunghafte Fortschritt der Kulturgeschichte ihm seinen eigenen einstigen „Versuch“ etwas entleidet. Denn über die zweite Auflage hinaus nahm er sich seines Werkes nicht mehr an. Er hat einmal launig erzählt, wie ihm Freund Lübke immer wieder zugesetzt habe, er solle seiner „Kultur der Renaissance“ noch eine Erweiterung gönnen in Gestalt einer

Perſpektive auf die deutſche Reformation; dafür ſei er aber nicht zu haben geweſen; Lübke habe ihn dann auf Profeſſor Bernhard Kugler in Tübingen, den Sohn Franz Kuglers, hingewieſen als auf den geeigneten Mann für eine Neuauflage; als dieſer dann ablehnte, ſei das Buch an Ludwig Geiger in Berlin gekommen. Man wird es immer bedauern, daß Burckhardt in dieſer Weiſe ſein Werk auf Gnade und Ungnade einer fremden Hand ausgeliefert hat. Ein Verhältnis, wie es einſt zwiſchen Kugler und Burckhardt bei den Neuauflagen der Kugler'ſchen Bücher beſtanden, hat zwiſchen Burckhardt und dem Berliner Profeſſor, deſſen eigenes Werk in der Oncken-Sammlung über Renaiſſance und Humanismus auf ſeinen Geiſt wie auf ſeinen Stil ein ſo helles Licht wirft, niemals exiſtiert. So hat denn „die Kultur der Renaiſſance" in den folgenden Auflagen (dritte 1877/78; vierte 1885; fünfte, bloßer Abdruck der vierten, 1896) ſich die mannigfachſten Aenderungen und Zuſätze müſſen gefallen laſſen: das Buch wurde in zwei Bände auseinandergeriſſen, die Noten bald ſo, bald anders angeordnet, hinter die Abſchnitte langfädige Zuſätze über berühmte Renaiſſancejuden und andere intereſſante Dinge eingeſchoben, ſchließlich aus dem Text Stellen ausgeſchaltet, weil ſie nicht mehr „auf der Höhe" waren. Freilich ſtanden auch die neueſten Forſchungen nicht immer ſehr lange auf der Höhe; ſo paſſierte es Profeſſor Scheffer-Boichhorſt mit ſeiner Dino Compagni-Hypotheſe, die ſich bald die ſtärkſten Korrekturen mußte gefallen laſſen. Herr Geiger aber hat ſich trotzdem nicht entblödet, auch aus der neueſten Auflage den ganzes Paſſus Burckhardts über Dino Compagni wegzulaſſen, obſchon er in den Zuſätzen zugeben muß, „im weſentlichen" ſei jetzt die Anſicht die herrſchende geworden, daß die Chronik einen bedeutenden ächten Kern enthält, der, vielleicht ſchon im 14. Jahrhundert, eine Umarbeitung mit Zugrundelegung von Villanis Chronik erfuhr. Und trotz dieſes Eingeſtändniſſes wird die Stelle bei Burckhardt ein-

fach beſeitigt! Solchen Willkürlichkeiten gegenüber — um nicht mehr zu ſagen — wird ſich der Wunſch nach einem Neudrucke der erſten oder zweiten Auflage ſtets wieder melden.*) Nicht nur die Wiſſenſchaft zum Glück, die deutſche Litteratur hat ein Anrecht auf Burckhardts „Kultur der Renaiſſance.“ **)

Das Reſultat einer zehnjährigen Arbeit ſtellt „die Kultur der Renaiſſance“ dar: mit dem „Andreas von Krain“ hatte ſie begonnen, die Ausarbeitung des „Cicerone“ hatte dieſes Studium mächtig vertieft, der Zürcher Aufenthalt dasſelbe dann völlig gereift. Nachdem einmal das Buch vorlag, kam Burckhardt in ſeinen Vorleſungen nie mehr im Zuſammenhange auf dieſe Kulturperiode zu ſprechen; in dem Kolleg über neuere Geſchichte von 1450—1598 wurden die Erſcheinung der Renaiſſance und die Hauptträger derſelben nur ſo weit in den Rahmen der Erzählung hineinbezogen, als dies Burckhardt unumgänglich notwendig erſchien. Citiert hat er ſein Werk nie. Im Jahre, da die Renaiſſance-Kultur an die Oeffentlichkeit trat, hatte ſich das Intereſſe Burckhardts auf eine andere Kulturwelt geworfen, auf die des Mittelalters. Bis zum Ende der ſechziger Jahre findet ſich dieſe Vorleſung mehrmals, dann

*) Gothein in ſeinem Burckhardt-Artikel ruft ſogar einem Neudruck des erſten „Cicerone.“

**) Außer der ſchon erwähnten franzöſiſchen Ueberſetzung der Kultur der Renaiſſance erſchien 1876 in Florenz bei Sanſoni eine italieniſche: La civiltà del Rinascimento in Italia. Saggio di Jac. B., tradotto sulla seconda edizione tedesca dal professore D. Valdnsa, cona jnnte e correzioni inedite, fornite dall' autore. Die Vorrede iſt vom 1. Dezember 1875 datiert; eine Kollationierung dieſer von Burckhardt ſelbſt vermehrten und verbeſſerten Auflage mit der zweiten deutſchen Auflage war uns leider aus Zeitmangel nicht mehr möglich. — Es erſchien dann 1878 eine engliſche unter dem Titel: The civilisation of the period of the Renaissance in Italy von S. G. C. Middlemore (2 Bände, London). 1895 folgte eine ungariſche (Budapeſt) und 1897 eine polniſche (Krakau), von einer Dame herrührend, welcher der ſchon ſchwerkranke Burckhardt noch ſeinen Dank übermittelt hat.

verschwindet sie bis zum Sommersemester 1882, um von da an regelmäßig wiederzukehren. Eine neue Kulturwelt hatte sich inzwischen in Burckhardts Geist zu einem Kolleg verdichtet: die griechische; von 1872 an fehlt sie nie mehr im Turnus der Vorlesungen. Auch die Kunstgeschichte tritt nun fast regelmäßig neben die historischen Kollegien; meistens beschränkt sie sich freilich auf bloß eine Wochenstunde und hält sich in der Form von Uebersichten über Kirchenbau, über Malerei, über Renaissance-Architektur, über antike Kunst. Die eigentlichen historischen Vorlesungen beschlugen die ganze Weltgeschichte, vom Altertum an bis auf die Revolution und das napoleonische Kaiserreich. Mit einem drastischen Ausdruck konnte daher Burckhardt von sich sagen, er habe die Weltgeschichte von Adam bis auf Napoleon vorgetragen. Mit Ende der sechziger Jahre verschwindet dann freilich die alte Geschichte, deren Vorbereitung ihm besonders viele Mühe gekostet hat, aus dem Kreis seiner Vorlesungen; der griechischen Kulturgeschichte blieb es vorbehalten, das ewig Wertvolle der antiken Welt in herrlicher Weise den Universitätshörern zu vermitteln.

Im Jahre 1864 sind zwei kleinere Arbeiten Burckhardts zur Publikation gelangt. Bei der Eröffnung des Sommerkurses 1864 am Pädagogium hatte Burckhardt „über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit“ gesprochen. Dieser Vortrag erschien dann im vierten Jahrgang des „Neuen schweizerischen Museums“ (Bern 1864); er nimmt daselbst nicht ganz 25 Seiten ein. Gleich die Anmerkung zum Titel ist für den Verfasser bezeichnend: „Der Verfasser, nicht Philologe, bittet die Männer des Faches um Nachsicht.“ Der Aufsatz hebt mit dem bedeutungsvollen Satze an: „Die Geschichte als Betrachtung und Darstellung nicht bloß vergangener Thatsachen, sondern auch des vergangenen Daseins sieht sich unaufhörlich neben den eigentlichen Historikern hingewiesen auf die ganze Litteratur der betreffenden Zeiten, ja auf die Schriftwelt und die Denkmäler im weitesten

Sinne des Wortes.“ Burckhardt definiert hier gleichsam seine Auffassung der Geschichtschreibung und zugleich seine Anforderungen an die Quellenkenntnisse des Geschichtsforschers; seine eigenen Werke sind die lebendige Illustration dieses überaus hohen und strengen Programms. An Hand der Reden des Dio Chrysostomus entwirft Burckhardt dann in einfach-schöner Diktion ein lebendiges Bild der Zeit Kaisers Trajans: „Wenn die trajanische Zeit auf uns wirkt wie der letzte helle und klare Tag der alten Welt kurz vor der mit Hadrian beginnenden Herrschaft der Magier und Theurgen, so ist Dio's Redesammlung für diese unsere Taxierung jener Zeit nicht ohne bestimmenden Wert.“ Auf Einzelheiten einzugehen dürfen wir uns ersparen; in der Litteratur über diesen bedeutenden Rhetor wird Burckhardts Rede immer eine vornehme Stelle einnehmen; sie hat den kulturhistorisch wertvollen Inhalt seiner litterarischen Thätigkeit von großen Gesichtspunkten aus, wie dies beim Verfasser der „Zeit Constantins des Großen“ sich von selbst versteht, zu einem klaren Bild gestaltet.

Eine hübsche kunsthistorische Arbeit Burckhardts brachte sodann das Basler Taschenbuch auf das Jahr 1864: „Ueber die Goldschmiedrisse der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.“ Mit einer wahren Lust hat sich Burckhardt hier in die phantasievolle Welt der Dekoration der letzten zwei Jahrzehnte des 15. und des Anfangs des 16. Jahrhunderts versenkt; er freut sich der „genialen Kraft der Dekoratoren jener Zeit.“ Neben den eigentlich gotischen Entwürfen meldet sich das erste Eindringen der italienischen Renaissance-Formenwelt, und schließlich sind es ausgesprochene Schöpfungen der deutschen Renaissance mit den reizvollsten Einzelheiten: „gewiß kein Strich von Holbein und doch durchgängig von seinem Geiste irgendwie angeweht.“ In die Schilderung des Hans Holbein'schen Becherentwurfes, dessen Reproduktion das Titelbild des Taschenbuches abgegeben hat, geht dieser

flott geſchriebene Aufſatz aus, der von dem feinen Sinne Burckhardts für die Schöpfungen des Kunſtgewerbes wieder ſo laute Kunde giebt.

Ein litterariſches Verſprechen Burckhardts harrte inzwiſchen noch immer ſeiner Erfüllung. Die kurze Einleitung in „die Kultur der Renaiſſance“ hatte mit dem Satz geſchloſſen: „Der größten Lücke dieſes Buches gedenken wir in einiger Zeit durch ein beſonderes Werk über ‚Die Kunſt der Renaiſſance‘ abzuhelfen.“ Man ſieht aus den Vortragsthemata der nächſten Jahre, daß er ſeinen Blick von dieſer Aufgabe nicht völlig abgewandt hatte: ſo ſprach Burckhardt einmal in der Antiquariſchen Geſellſchaft über die Studien der römiſchen Künſtler in den Ruinen von Rom am Anfang des 15. Jahrhunderts, ein andermal über den Gebrauch von Modellen in der Architektur. Allein das Werk, das dann 1867 erſchienen iſt, füllte die Lücke doch nur teilweiſe aus und in einer Form, die einen weitern kunſtfreundlichen Leſerkreis in ſehr beſchränktem Maße anzuziehen im Stande war. Burckhardt hat das ſelbſt gefühlt, als er in der 2. Auflage der Renaiſſance-Kultur ſchrieb: „Der größten Lücke des Buches gedachten wir einſt durch ein beſonderes Werk über ‚Die Kunſt der Renaiſſance‘ abzuhelfen; ein Vorſatz, welcher nur geringerenteils hat ausgeführt werden können.“ Die Anmerkung verweist dann auf das Buch, von dem nunmehr die Rede ſein ſoll.

Als der 4. Band erſte Hälfte von Franz Kuglers Geſchichte der Baukunſt erſchien im Verlag von Ebner und Seubert (Paul Neff) in Stuttgart*) „Die Geſchichte der Renaiſſance in Italien.“ Es iſt wieder ein durch und durch originelles Buch, das Burckhardt damit der Wiſſenſchaft geſchenkt hat; er glaubte, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage (von 1878) heißt, es ſei

*) Von demſelben Verlag iſt ſpäter Burckhardts Büchlein über die Kunſtwerke der belgiſchen Städte erworben worden; wenn wir recht berichtet ſind, denkt der Verleger an eine Neuauflage dieſer Jugendſchrift.

wünſchbar, daß neben die erzählende Kunſtgeſchichte auch eine Darſtellung nach Sachen und Gattungen trete, gleichſam ein zweiter ſyſtematiſcher Teil, wie dies ſeit Winckelmann mit der Kunſt des klaſſiſchen Altertums geſchehen.“ Als Reſultate einer ſolchen parallelen Behandlung des Zuſammengehörenden, gegenüber der nach Künſtlern erzählenden Geſchichte, nennt er das in den Vordergrundtreten der Triebkräfte, welche das Ganze der Kunſt beherrſchten, die Präcedentien, von welchen der einzelne Meiſter bei ſeinem Schaffen bedingt war. Sodann meint Burckhardt, die vorliegende Arbeit laſſe ſich vielleicht auch durch ihre Kürze rechtfertigen, „indem ſie den weſentlichen Kunſtgehalt einer Periode in einen kleinern Umfang zuſammendrängt, als dies die Künſtlergeſchichte vermag.“ Es muß Burckhardt förmlich gereizt haben, ſeine Meiſterſchaft in der Breviloquenz einmal in ihrer ganzen Kraft zu beweiſen. In 195 Paragraphen — wir ſchreiben auf Grund der dritten Auflage von 1891, die unter Burckhardts Mitwirkung Profeſſor Holtzinger herausgegeben hat — wird der ganze ungeheure Stoff vorgetragen, der in die zwei Bücher Architektur und Dekoration und in 24 Kapitel innerhalb derſelben zerfällt. Mit großem Druck wird jeweilen auf einigen Zeilen der Inhalt des einzelnen Paragraphen auf die denkbar knappſte und dabei doch lichtvollſte Formel zuſammengedrängt; in kleinem Drucke werden die Ausführungen: Denkmäler- und Litteraturnachweis beigefügt. Die Einteilung verrät überall die Meiſterhand und zugleich den ſcharfſichtigen Kulturhiſtoriker, dem auch die Kunſt nur als ein ganz beſtimmter Ausdruck einer Kulturepoche ſich darſtellt. Burckhardt geht aus von dem monumentalen Sinn der italieniſchen Architektur, der den Ruhmſinn jener Zeit zur Vorausſetzung und Erklärung hat; er beſpricht dann die Bauherrn, Dilettanten und Baumeiſter und geht hierauf über zu der ſogen. Protorenaiſſance, wie ſie etwa in San Miniato und dem Baptiſterium von Florenz zu Tage tritt, und zur Gotik. Bevor

er ſich dann ſeinem eigentlichen Thema zuwendet, erhalten das Studium der antiken Bauten und des Vitruv ſowie die Bautheoretiker, ein Alberti, deſſen Nachfolger bis auf Serlio u. ſ. w., ihre Darſtellung. Und nun erſt folgen die Frührenaiſſance und das 16. Jahrhundert in ihrer Formenbehandlung, in der Kirchenkompoſition, in den Palaſtbauten, Spitälern, Stadtanlagen, Villen und Gärten — von welch letztern ſchon der „Cicerone" herrlich geſprochen hatte —, auch ein Abſchnitt über das Baumodell fügt ſich organiſch in dieſe Stoffgliederung ein. Bei der Dekoration giebt zunächſt das Material den Einteilungsgrund ab, worauf die Faſſadenmalerei, die Innenmalerei und Stukkatur, die Goldſchmiedearbeit und die Gefäße, ſowie die Dekorationen des Augenblickes folgen.

Ein Objekt des Studiums, nicht der genußvollen Lektüre, iſt dieſes in ſeiner Art ganz einzig daſtehende Buch. Auf dieſes Werk vor allem gründet ſich Burckhardts autoritäre Bedeutung für alles, was die Renaiſſance-Architektur betrifft. Kein Wort iſt hier überflüſſig, jeder Ausdruck aufs ſorgfältigſte erwogen und endgiltig geprägt. Eine Feinheit des architektoniſchen Verſtändniſſes waltet in dem Ganzen, die mit immer neuem Erſtaunen erfüllt; es iſt, als ob Burckhardt zeitlebens nur mit der Formenwelt und der Formenſprache der Baukunſt ſich abgegeben hätte; ja man kann vielleicht behaupten, daß ſelbſt ein Architekt und Gelehrter wie Gottfried Semper dieſe Aufgabe nicht vollkommener hätte löſen können. Freilich das Bedauern wird man nie unterdrücken können, daß Burckhardt nicht doch noch neben dieſer rein wiſſenſchaftlichen Zwecken dienenden Geſchichte der Renaiſſance-Baukunſt und -Dekoration eine eigentliche Darſtellung der geſamten Kunſtwelt dieſer Epoche uns geboten hat; es hätte ein herrliches Buch werden müſſen. Jetzt haben wir uns eben mit dem „Cicerone" zu begnügen und wollen uns freuen, daß wenigſtens in dieſem Buche Burckhardt

das Wort über dieſe ganze Kunſtepoche ergriffen hat, die von ihm erſt ihr volles Licht und ihre verdiente Würdigung empfangen.

Daß Burckhardt an ſeiner Geſchichte der Renaiſſance viel gelegen war, zeigt am beſten der ſchon berührte Umſtand, daß er auch der dritten Auflage ſeine Mitarbeit nicht verſagt hat. Ein reicher Bilderſchmuck ziert dieſe Auflage, eine um ſo erwünſchtere Beigabe, als die kurze Faſſung des Textes die Unterſtützung der Illuſtration faſt gebieteriſch verlangt; den reichſten Genuß wird freilich das Buch allen denen bieten, die aus eigener Autopſie Italiens Bauwerke kennen; ihnen leiſtet es zum eindringenden Verſtändnis der Renaiſſance-Architektur unſchätzbare Dienſte.

Mit dieſem Buche war der Kreis von Burckhardts Publikationen abgeſchloſſen, zum Glück aber nur zu Lebzeiten des großen Gelehrten; noch einmal wird er nach ſeinem Tode zu uns ſprechen, und man kann es nicht hoch genug anſchlagen, daß zwei dieſer nachgelaſſenen Arbeiten — das Altarbild und das Porträt der Renaiſſance — uns nochmals hineinſchauen laſſen in die Werkſtätte ſeines Geiſtes und uns aufs neue offenbaren werden, wie er in jener italieniſchen Kunſtwelt zu Hauſe war, zu welcher er den Zauberſchlüſſel beſaß wie kaum ein Zweiter. Und daß dieſe beiden genannten Arbeiten wiederum den Stoff nach Gattungen behandeln, zeigt uns, wie hoch Burckhardt dieſe für die angewandte Aeſthetik ſo überaus fruchtbare Betrachtung geſchätzt hat.

Von den Jahrzehnten, die Burckhardt als ordentlicher Profeſſor in Baſel verlebte, hat er ſelbſt bekannt, daß ſie die glücklichſten ſeines Lebens geworden ſeien. „Eine feſte Geſundheit erlaubte ihm, ſich ungeſtört ſeinen Aufgaben zu widmen, ohne eine einzige Stunde ausſetzen zu müſſen bis zu einem Unfall im Mai 1891. . . Nachdem in den erſten Jahren die Ausarbeitung unternommener Schriftwerke beendigt war, lebte er ausſchließlich ſeinem Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl

des Glückes aufgewogen wurde. Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleinern Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt." Schöner als mit diesen Worten aus den autobiographischen Aufzeichnungen des Verstorbenen könnten wir die Betrachtung Burckhardts als Lehrers nicht einleiten. In diesem tiefinnerlichen Befriedigtsein von seinem Amt liegt nicht nur die Erklärung, daß ein Mann wie Burckhardt hinfort mit keiner Arbeit mehr vor die Oeffentlichkeit trat — auf litterarische Erfolge habe er von Herzen gern verzichtet, bekennt er selber — man versteht auch aus ihr heraus erst recht, warum er seiner Vaterstadt, die ihm endlich die volle, ungehinderte Entfaltung der Lehrthätigkeit gegönnt hatte, zeitlebens treu geblieben ist. Und doch ist wohl nicht an allzu viele Professoren zu so wiederholten Malen die Versuchung getreten, ihre Gaben auf einem weit ausgebreiteteren Felde zur Geltung zu bringen. Vom 10. April 1867 liegt ein Brief Burckhardts an Ratsherrn Karl Vischer, Präsidenten des Erziehungs-Kollegiums vor, der um seines für Burckhardt so unendlich charakteristischen Inhaltes willen eine Wiedergabe an dieser Stelle verdient. Er lautet:

„Nachdem mir schon seit einer Reihe von Jahren von Seiten verschiedener hoher Lehranstalten entferntere, bisweilen auch sehr nahe Aussichten auf Berufung eröffnet, auch unmittelbar Anträge gemacht worden, und nachdem ich alle diese Gelegenheiten zurückgewiesen, wurde mir vorgestern durch einen Vertrauensmann des württembergischen Unterrichtsministeriums der Lehrstuhl der Geschichte in Tübingen unter den günstigsten Bedingungen direkt angetragen. Ich wies auch dieses Anerbieten ab. Daß ich gerade bei diesem Anlaß mich schriftlich an die hohe Behörde wende, statt wie bisher nur mit einzelnen Mitgliedern derselben über solche Dinge

zu ſprechen, hängt an zwei Beweggründen: weder ein öffentliches Bekanntwerden der Thatſache, noch eine Erhöhung meiner Beſoldung iſt für mich irgendwie wünſchbar, und letztere würde ich ſogar unbedingt ausſchlagen; wohl aber darf es mir erwünſcht ſein, daß die Behörde als ſolche, und zwar auch in ihrem Protokoll, Notiz nehmen mag von dem redlichen Willen für unſere Anſtalt, welcher mich zu meiner Handlungsweiſe bewogen hat. Das zweite iſt der Wunſch, einmal im Jahr oder doch alle zwei Jahre am Pädagoginm von dem Examen, es ſei des Frühlings oder des Herbſtes, dispenſiert zu werden, und zwar zum Behuf wiſſenſchaftlicher Reiſen, ohne welche mir namentlich die Kenntnis der Kunſtdenkmäler allmählich verloren geht. In der Zeit der Sommerferien ſind nämlich die größeren Städte, um die es ſich handelt, äußerſt ungeſund und das Studium daſelbſt beſchwerlich. Gerne bin ich erbötig, ſo oft ich anweſend bin, die beiden Klaſſen, wo ich Unterricht gebe, zu examinieren, ſtatt bloß eine. Auch die Woche Pädagoginmsunterricht, welche in den April oder den Oktober verlegt zu werden pflegt, wäre kein Hindernis, da ich die mich betreffenden Stunden in den beiden Fällen, da ich auf Reiſen abweſend war (Okt. 1860 und April 1865), mit befreundeten Kollegen abtauſchen konnte und es auch ferner können würde, ſo daß Niemand um meinetwillen zu leiden hätte. Ich weiß nun wohl, daß mir zur Not auch ohne eine beſondere Vollmacht von Ihrer hohen Behörde hie und da eine ſolche Dispenſation zu Teil würde, allein ich wünſche gegenüber von allfallſigen Unzufriedenheiten mich auf ein Recht und nicht bloß auf eine Gunſt berufen zu können." So beſcheiden pflegen ſonſt Profeſſoren ihre Rufe an andere Univerſitäten nicht zu fruktifizieren.

Faſt genau fünf Jahre ſpäter, im Mai 1872, trat dann der ganz beſonders ehrenvolle Ruf nach Berlin an Burckhardt heran. Ernſt Curtius war nach Baſel gekommen, um ihm nach dem Rück-

tritt Rankes den Lehrstuhl der Geschichte anzubieten, und zwar wäre die Stelle Rankes zwischen Waitz und Burckhardt geteilt worden. Und auch diesmal hat Burckhardt mit einer ablehnenden Antwort nicht gezaudert; er hat es aber stets als einen hohen Beweis der Objektivität der preußischen Regierung in wissenschaftlichen Fragen angesehen, daß diese Stelle an ihn wäre gegeben worden, wenn er sie gewollt hätte. Man kann nun freilich sagen, Burckhardt würde sich in Berlin wohl noch weniger wohl gefühlt haben als einst in Zürich; allein es giebt so Viele, denen weit über die Frage des Wohlbefindens die Befriedigung des Ehrgeizes geht, daß man diesen Verzicht auf eine auch abgesehen von allem Ruhm glänzend dotierte Stelle an der Universität der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches Burckhardt ganz besonders hoch anrechnen muß.

Aus dem mitgeteilten Briefe ersehen wir, daß Burckhardt auch zu jener Zeit noch den Geschichtsunterricht in den beiden obern Klassen des Pädagogiums erteilt hat. Das blieb so bis Frühling 1874. Von da an sah er sich von dem Unterricht in der zweiten Klasse dispensiert, freilich nur, um seinerseits sofort eine neue vermehrte Verpflichtung der Universität gegenüber einzugehen. Burckhardt legte in einem Briefe vom 26. Dezember 1873 an die Kuratel der Universität dar, daß die Errichtung eines Lehrstuhls für die gesamte Kunstgeschichte dringend notwendig geworden sei; er weist auf die deutschen Universitäten und auf Zürich hin, wo an Polytechnikum und Hochschule das Fach besetzt sei. Und nun erbietet sich Burckhardt, „nicht ohne schweres Bedenken," zu einer einstweiligen Versehung dieses Faches in einem viersemestrigen Kurse von drei Stunden wöchentlich. „Die Besoldung bleibt die bisherige," fügt er kurz bei. Er hält daran, daß die Behörde in diesem Anerbieten „ein Opfer" von seiner Seite erblicke; nicht nur bringe dieser kunstgeschichtliche Unterricht weit mehr Arbeit als die Schulstunden in der zweiten Klasse, er nötige auch zu „unum-

gänglich neuen Studienreiſen in vorgerückten Jahren“ und zu „koſtſpieligen Anſchaffungen (Abbildungen und Photographien);“ das Schwerſte aber liege darin, daß er ein Amt übernehme, dem er unmöglich ſo genügen könne, „wie es der jetzige Stand der betreffenden Wiſſenſchaft verlangt;“ er betrachte daher ſein Amt als ein proviſoriſches und lege es jederzeit „mit Vergnügen“ nieder, ſobald die Behörde „einen geeigneten Mann für die geſamte Kunſtgeſchichte“ gewinnen könne. Für dieſen Fall will Burckhardt ſtatt der kunſthiſtoriſchen Kollegien zwei Stunden geſchichtliche Nebenvorleſungen anbieten: Ausführungen und Ergänzungen zu den großen Geſchichtskurſen, auch wohl Repetitorien. Daß Burckhardt in dieſem Schreiben dann noch für Schaffung eines zweiten Geſchichtsordinariats plädiert, namentlich für Geſchichte des Mittelalters, und hiezu den ſeit Jahren verſtorbenen Profeſſor Wilhelm Viſcher-Heusler vorſchlägt, ſei nur im Vorbeigehen noch erwähnt.

So las denn Burckhardt vom Sommerſemeſter 1874 ab dreiſtündig Kunſtgeſchichte im vollen Umfange vom Altertum bis herab aufs 18. Jahrhundert; ja, auf Frühjahr 1883 gab er auch die oberſte Klaſſe des Pädagogiums auf, nur ungerne zwar, um „neben der Geſchichte noch ein möglichſt vollſtändiges Penſum der Kunſtgeſchichte zu übernehmen.“ So ſtiegen von Sommerſemeſter 1883 Burckhardts Univerſitätsvorleſungen auf zehn Stunden wöchentlich, und dies dauerte bis Ende Sommerſemeſter 1886, wo er auf die Geſchichtsprofeſſur verzichtete, um nur noch fünfſtündig Kunſtgeſchichte zu leſen. Das Alter mit ſeinen Beſchwerden hatte bei dem Gelehrten angeklopft. Bis Frühjahr 1893 hat er dann ſeinen kunſtgeſchichtlichen Unterricht, meiſt in zwei Vorleſungen von drei und zwei Stunden, beibehalten, immer im ganzen Umfang von der Antike bis ins 18. Jahrhundert hinein. Noch hatte Burckhardt auf das Sommerſemeſter 1893 den Schluß der Geſchichte der neuern Kunſt ſeit 1600, diesmal als ein fünfſtündiges Kolleg, angekündigt,

da mahnten ihn zunehmende asthmatische Beschwerden, im Frühjahr seinen gänzlichen Rücktritt zu nehmen. In uneigennützigster Weise hat Burckhardt von 1886 an für die Hälfte seiner bisherigen Besoldung sein fünfstündiges Wochenpensum getreu absolviert.

So verlor vier Jahre vor Burckhardts Tod die Basler Universität ihren erlauchtesten Lehrer. Burckhardt hat sich einmal geäußert, ein Wunsch sei ihm leider nicht in Erfüllung gegangen: der, bis zu seinem Tode dozieren zu können. So sehr hing er an diesem schönen Amte. Durch das Wort auf empfängliche Hörer einzuwirken, schien ihm etwas ganz Unvergleichliches. Er gestand, daß er dieses Glücksgefühl am stärksten in der Schule gehabt habe, das sei im Grunde sein liebster Unterricht gewesen. Und man muß ihn in der Schulstube gesehen haben: die Disziplin war bei ihm sozusagen selbstverständlich; wir erinnern uns aus diesen Stunden auch nicht einer Störung. Dabei war er von der wohlthuendsten Leutseligkeit; er konnte, wenn viel in der Klasse gehustet wurde zur Winterszeit, die Schüler ermahnen, doch ja zu warmen Füßen Sorge zu tragen, er, der nur bei der strengsten Kälte sich zu einem Ueberzieher entschloß und von Flanell und dergleichen Wärmespendern wohl zeitlebens nur vom Hörensagen etwas wußte. Auch zu Scherz war er gerne aufgelegt, und die Schüler etwa einmal auf Kommando sich schnäuzen zu lassen, damit nachher die Ruhe nicht mehr gestört werde, durfte er ohne irgend welche Befürchtung vor Schabernack sich getrauen. Bei der wunderbaren Erzählungskunst Burckhardts war die Aufmerksamkeit der Schüler etwas selbstverständliches; unvergeßlich ist uns vor allem jene Stunde geblieben, da er, ohne daß wir Notizen zu machen brauchten, — denn diktiert hat er in spätern Jahren nicht mehr — die Geschichte der Entdeckungen in großen Zügen vor uns entrollte; hier blickte man in ein ganz erstaunliches geographisches Wissen hinein, über dessen Fehlen bei den Schülern er sich hie und da stark verwunderte,

weshalb denn auch vor den Ferien ſein Rat für uns darin beſtand: „Studieren Sie hie und da den Atlas und leſen Sie ein paar Bücher Herodot.“ Von kulturgeſchichtlichen oder gar kunſthiſtoriſchen Dingen war in Burckhardts Geſchichtsunterricht in der Schule wenig die Rede; das Politiſche ſtand durchaus im Vordergrund; vielleicht haben ſich um ſo eindringlicher gewiſſe kurze Einſchaltungen litterariſchen Inhaltes dem Gedächtnis eingeprägt; noch heute iſt uns, als ob wir Burckhardt die Geſchichte Serbiens im 14. Jahrhundert, die Schlacht auf dem Amſelfelde erzählen und in dieſem Zuſammenhange von den ſerbiſchen Volksliedern, dem Königsſohn Marko mit ſeinem wunderbaren Pferde, ſprechen hörten. Und von den Hauptſchriften eines Dante und Erasmus hörten wohl die meiſten Schüler damals zum erſten Male.

Pathetiſch war Burckhardt in der Schule ſo wenig als nachher im Kolleg; wer das verlangte oder erhoffte, hat nie ſeine Rechnung gefunden. Die freie Rede floß in breitem Fluß dahin, Schwierigkeiten des Ausdruckes exiſtierten für ihn nicht, er ſtrömte ihm wie auf einen geheimen Zauberſpruch in reicher Fülle zu. Im Stile der geiſtvollen Cauſerie erzählte Burckhardt, da und dort mit untrüglicher Wirkungsſicherheit durch eine beſtimmte Tonnüance, durch einen ſtärkern und ſchärfern Accent, durch die gehobene, manchmal bis zum Feierlichen und Geheimnisvollen ſich ſteigernde Stimme Lichter in das Gemälde hineinſetzend. Geiſtreiche Portraits der geſchichtlichen Perſonen, charakteriſtiſche Anekdoten und Ausſprüche belebten die mit herodoteiſcher Erzählerfreudigkeit vorgetragenen hiſtoriſchen Begebenheiten; und das alles ſprudelte ſo friſch, als ob ihm ſelber der Stoff jedesmal eine neue und erhöhte Freude machte. Dabei ſcheute er unter Umſtänden auch das ſtarke, derbe Wort durchaus nicht: Heinrich VIII. (dieſes Stück Speck in Goldſtoff mit den ſchrecklich falſchen Schweins-Augen) war ein Lümmel und ein Teufel zugleich. — Aus Erwecktheit und Flegelei

kommt man bei Cromwell nicht mehr hinaus. — Jakob I. ist eine der widerwärtigsten Gestalten in der Weltgeschichte. — Beim Sacco di Roma heißt es von den Truppen, namentlich den deutschen: mit einer solchen Bande von Süffeln war absolut nicht zu unterhandeln. — Francis Bacon, Minister, Begründer der induktiven Wissenschaften, aber ein Schurke; 1626 ist er gestorben: sit ei terra levis! — Dies nur einige aus einer stattlichen Schar herausgegriffene Beispiele. Ueber solch deutliche Meinungskundgebungen würde sich ein Treitschke von Herzen gefreut haben, während sie für Ranke ein unnennbares Aergernis gewesen wären. Sie waren ein Ausfluß jener starken Subjektivität, aus welcher der größte Zauber Burckhardtscher Lehrthätigkeit floß. Burckhardt stand dem, was er behandelte, niemals oder doch nur höchst selten gleichgiltig gegenüber: aus Abneigung oder Zuneigung, aus Sympathie oder Antipathie machte er kein Hehl. Für diese Sorte von Objektivität, die man ebenso gut Charakterlosigkeit oder höflicher Indifferenz nennen könnte, war er nicht zu haben. Er trug nicht Gelehrsamkeit vor, sondern seine Auffassung von den Geschehnissen, den Persönlichkeiten, den großen Kulturfaktoren. Wie sich in seinem Geiste die Dinge spiegelten, das erfuhr man bei ihm, oft nur aus einer gewissen Betonung, einer kurzen Andeutung, manchmal freilich auch aus unmißverständlichen deutlichen Worten. Damit hängt auch sein Bestreben zusammen, möglichst die Quellen abzuhorchen, von ihnen sich direkt belehren zu lassen, denn erst aus diesen unmittelbaren Zeugnissen erwuchs ihm das Bild der Vergangenheit so klar und plastisch, daß es sein geistiges Eigentum wurde; nur hier fand er gerade diejenigen Züge und diejenigen Nüancen, welche seinen Schilderungen die Plastik und die Farben schufen. Der Umfang von Burckhardts Quellenlektüre war denn auch ein ganz immenser. Je mehr er sich bewußt wurde, daß bei dem gewaltigen Umkreise seiner Vorlesungen ein Verfolgen der fachwissenschaftlichen Litteratur

ein Ding der Unmöglichkeit ſei, um ſo mehr ſuchte er durch Kenntnisnahme der Quellen ſelbſt dieſen Mangel — wenn man es ſo nennen will — zu erſetzen und vergeſſen zu machen. Neben den Hiſtorikern und Chroniſten wußte er ſich die Dichter und Denker in möglichſter Ausdehnung nutzbar zu machen. Mochte auch dieſe Quellenkenntnis in erſter Linie für Altertum und Mittelalter eine faſt lückenloſe ſein, ſo war ſie doch auch für die neuere Zeit eine höchſt reſpektable. Selbſt einem gewiß nicht gerade amüſanten Chroniſten wie Khevenhiller wußte er Leben und Farbe abzugewinnen, ihm hat er u. a. einen ſeiner reizvollſten Vorträge entnommen „Die Reiſe einer Kaiſerbraut (1630).“ In der Zimmerſchen Chronik wußte er ſo gut Beſcheid als in der ausgedehnten franzöſiſchen Memoirenlitteratur des 17. Jahrhunderts. Die Lebenserinnerungen der Eliſabeth von Valois waren ihm ſo genau bekannt als die Briefe der Madame de Sevigné; und wie dann wieder für die Vorleſung über das Revolutionszeitalter die Quellencitate förmlich ſtrömten, davon wiſſen alle zu erzählen, die dieſes Kolleg noch gehört haben. Gerne wies Burckhardt in ſeinen Vorleſungen auch auf neuere Litteraturerzeugniſſe hin: wie er ſchon in der „Kultur der Renaiſſance“ bei Anlaß der Pſychologie der Rachſucht ein Raiſonnement Stendhals in ſeiner Chartreuse de Parme angeführt hat, ſo verwies er etwa im Kolleg auf Ludwig Tiecks Vittoria Accorombona; Grillparzers Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg wurde erwähnt bei der Charakterſchilderung Rudolfs II.; neben Schillers Dramen fand auch Victor Hugos Marie Tudor Gnade, freilich nur als ein Zerrbild der Geſchichte. Dichtercitate kamen ſelten, aber dann mit um ſo tieferer Wirkung. Wir erinnern uns vor allem noch jener Stunde, da Burckhardt die Darſtellung der Roſenkriege mit der Strophe des Parzenliedes ſchloß: „Es wenden die Herrſcher ihr ſegnendes Auge von ganzen Geſchlechtern u. ſ. w.“ — eine wahrhaft feierliche Wirkung.

Burckhardt, der als Künſtler ſeinen Stoff geſtaltete, verſtand ſehr wohl, ſolche Höhepunkte einer Stunde wirkſam herauszuarbeiten; auch auf glückliche Abſchlüſſe verwandte er ſoweit dies anging ſeine Sorgfalt; ein Beiſpiel mag dies illuſtrieren: Burckhardt hatte in der griechiſchen Kulturgeſchichte von den Theophanien geſprochen und von ihrem Eindringen auch in ſprichwörtliche Redensart: „Wie wir zu ſagen pflegen, wenn eine Stille eintritt: ein Engel geht durchs Zimmer, ſo ſagten die Griechen: Hermes geht durchs Gemach.“ Mit dieſen Worten verließ er das lautloſe Auditorium. Man wird wegen ſolcher Dinge gewiß gegen Burckhardt nicht den Vorwurf der Effekthaſcherei erheben wollen; ihm war eben die möglichſte Abrundung jeder Stunde ein äſthetiſches Bedürfnis; und die Befriedigung dieſes Wunſches wirkt doch ſicherlich auf die Hörer um ein gutes Teil angenehmer, als das Zuklappen des Vorleſungsheftes beim Stundenſchlag.

Vom Umfang der hiſtoriſchen Vorleſungen iſt ſchon früher in Kürze geſprochen worden. Von Anfang der ſiebziger Jahre an hatte ſich ein Turnus herausgebildet, der die griechiſche Kulturgeſchichte, die neuere Geſchichte ſeit 1450, das 17. und 18. Jahrhundert, ſowie das Revolutionszeitalter in vier Semeſtern brachte. Anfang der achtziger Jahre dann trat Burckhardt das Revolutionszeitalter — nach allen Ausſagen eine der glanzvollſten und ergreifendſten Vorleſungen — an den leider viel zu früh verſtorbenen, von Burckhardt hochgeſchätzten Geſchichtsdozenten Dr. Benjamin Buſer ab, damit dieſem ein Hauptkolleg geſichert ſei. Von da an gliederte ſich wieder die mittelalterliche Kulturgeſchichte ein, ſo daß neben zwei rein hiſtoriſchen Vorleſungen (1450 bis 1598 und 1598 bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts) die beiden kulturhiſtoriſchen Kollegien (Griechenland und Frühmittelalter, bis ins 9. Jahrhundert) figurierten. So blieb es dann bis Ende Sommerſemeſter 1886.

So vieles ſich auch von geiſtreichen Ausſprüchen und feinen,

charakteriſtiſchen Zügen aus den Geſchichtsvorleſungen beibringen ließe, ziehen wir es doch vor, von den kulturhiſtoriſchen Kollegien noch einige kurze Worte zu ſagen, gab doch hier Burckhardt naturgemäß von ſeinem Eigenartigſten und Eigenſten; hier war er vor aller Konkurrenz ſicher. Von der griechiſchen Kulturgeſchichte ſteht uns zum Glück die Publikation großer Partien in Burckhardts eigener Ausarbeitung bevor. Man wird dann wohl in den weiten Kreiſen derer, die dieſe Vorleſung nie gehört haben, und denen der Geiſt eines Jakob Burckhardt mehr gilt als der neueſte Stand des philologiſchen und archäologiſchen Wiſſens, den Ausſpruch Friedrich Nietzſches beſſer verſtehen, der ſeiner Zeit Burckhardt als den erſten der jetzt lebenden Kenner der Griechen bezeichnet hat. In dieſer Vorleſung ſtand man einer Geſamtanſicht des griechiſchen Geiſtes in allen ſeinen Aeußerungen gegenüber, wie ſie geiſtvoller und überzeugender kaum gedacht werden kann. Von Griechenſchwärmerei, von jenem durchgehenden Enthuſiasmus eines Otfried Müller oder Ernſt Curtius war bei Burckhardt keine Rede: die Hellenen waren ihm das geniale Volk, aber mit allen Leiden und Fehlern eines ſolchen. Das unter Umſtänden ſo furchtbare Weſen der Polis, der Stadtgemeinde, hat er ergreifend geſchildert; er hob hervor, wie das Ideal des Bürgertums zu hoch geſchraubt worden war, um von Menſchen noch ertragen zu werden; er ſchilderte, wie die Polis geradezu die Religion der Griechen wurde, ſo daß ihr auch in dieſer Beziehung nicht zu entrinnen war, und wie ſich ſchließlich die Fähigen, namentlich die Philoſophen, dieſem odiös gewordenen Staate zu entziehen ſuchten. Sparte hier Burckhardt die Schatten in ſeinem Bilde durchaus nicht, ſo fiel dann andererſeits das volle herrliche Licht auf all die großen Geiſtesthaten der Griechen in Geſchichtſchreibung und Poeſie und Kunſt. Bei alledem aber verſchloß ſich doch Burckhardt der Erkenntnis nicht, daß die Geſamtauffaſſung der Welt bei Hiſtorikern, Denkern und Dichtern eine

weſentlich peſſimiſtiſch geſtimmte war, neben der ſich dann freilich in der Praxis ein optimiſtiſches Temperament des Griechen geltend macht, ohne daß er deswegen einem ordinären Optimismus verfallen wäre. Prachtvoll war die Verwertung des Mythus, dieſes Geiſterokeanos, als des Deuters und Begleiters der griechiſchen Denkweiſe, dem dann in Philoſophie, Redekunſt, Geſchichtſchreibung und Geographie Gegenmächte erwachſen, der aber doch immer wieder die Geiſter beherrſcht. Dieſe dürftigen Andeutungen müſſen hier genügen. Nur aus der einleitenden Stunde mögen noch einige Gedankengänge aufgeführt werden. Burckhardt betonte, daß als Kulturgeſchichte die Darſtellung den erſten Grad der Gewißheit beſitze: die Quelle ſagt, wie man die Dinge gewünſcht und geſchaut hat, nicht wie ſie wirklich geſchehen ſind; gerade das macht ſie uns für die Kenntnis des Griechen ſo unendlich wertvoll. Nur die eigene tägliche Quellenlektüre lehrt uns dieſe Dinge kennen, nichts kann ſie erſetzen, und dieſe Quellen wollen ganz und einzelne von ihnen immer aufs neue geleſen werden. Nur ſo eignen wir uns ihre Gedankenwelt an, und das iſt nötig, denn der Geiſt des Hellenentums begehrt mit jeder neuen Zeit eine neue chemiſche Verbindung einzugehen. Wo es ſich aber um große Schwierigkeiten bei der Lektüre der Quellen handelt, da ſoll man Kommentare und Ueberſetzungen nicht verſchmähen, damit die Wirkung des Inhaltes nicht über dem philologiſchen Suchen verloren gehe. — So trat Burckhardt an ſeine Aufgabe heran: aus ſeinen unermeßlichen Excerpten, die der täglichen regelmäßigen Lektüre irgend eines Autors folgten, erwuchs dieſe Vorleſung von einer geiſtvollen Durchdringung und ſouveränen Beherrſchung des Stoffes, die im Verein mit der formalen Schönheit des Vortrags geradezu bezaubernd wirkten.

Die Vorleſung über die Kulturgeſchichte des Mittelalters begann mit der Darſtellung des Niedergangs der römiſchen Welt, der ſich auch in den Gemütern der Menſchen in dem Gefühl des

Altwerdens, des raſchern Vergehens der Zeit offenbarte. Es iſt ein Thema, das Burckhardt ſchon im Conſtantin herrlich geſchildert hat: die antike Welt hatte den Umkreis ihrer Aufgaben durchſchritten. Scheint die Sonne noch ſo rein, einmal muß es Abend ſein: dieſes Sprüchlein pflegte er im Kolleg zu citieren, wenn er von dieſem Prozeß der Zerſetzung und des Verfalls ſprach. Dann folgte die Erzählung von den Barbaren-Invaſionen im römiſchen Reich. In dieſen entſetzlichen Zeiten des Kampfes, der Vernichtung, der allgemeinen Verzweiflung tauchen dann etwa einzelne mächtige Menſchen als Tröſter auf: von zweien derſelben pflegte Burckhardt beſonders eingehend und ergreifend zu ſprechen: von Salvianus von Maſſilia und vom hl. Severin. Da hieß es etwa von dem erſtern: Solche Leute bringt man nicht durch Majorität hervor, die müſſen eben da ſein. Zu einem ſolchen Manne aufſchauen zu können, hatte einen Troſt, auch wenn man nun unterging. Das waren dann die Leute, die auch auf die Barbaren Eindruck gemacht haben. Beſonders feierlich aber lautete es dann, wenn vom hl. Severin die Rede war; die Legende dieſes Heiligen zu leſen, bildet eine von den erhebendſten, aber auch aufregendſten Lektüren, die es aus dem ganzen Mittelalter giebt. Man ſieht da die wahre lebendige Kraft, welche die Jahrhunderte und Jahrtauſende überbrückt; man ſieht, wie das hingebende Chriſtentum das Volk irgendwie verſöhnt hat mit den allerſchlimmſten Zeiten oder ſie ihm wenigſtens erträglich gemacht hat. — Wir wiſſen, wie frühe ſchon Burckhardt dieſe Legende kennen gelernt, wie ſie ſpäter das Thema eines ſeiner Vorträge gebildet hat; im Kolleg erhielt ſie dann nochmals ihren Ehrenplatz; man könnte ſagen, der Gedanke an dieſen für ſich völlig bedürfnisloſen, nur den Andern lebenden, ihnen ſein Beſtes gebenden Mann hat Burckhardt ſein ganzes Leben hindurch begleitet. Um dieſe Verehrung Burckhardts völlig zu begreifen, brauchen wir uns nur an die liebevolle Schilderung des Aſketentums im „Conſtantin“

zu erinnern: in dieſen auf allen Weltruhm und alle Weltluſt verzichtenden Menſchen ſah er ein hohes Ideal verwirklicht, ſie waren ihm die wahren Repräſentanten des Chriſtentums.

Einen großen Platz nahm in der Vorleſung das byzantiniſche Reich ein, vor deſſen Verachtung Burckhardt immer aufs nachdrücklichſte gewarnt hat. Schon daß dieſer Staat, in dem manche nur Fäulnis und Verlotterung ſehen wollen, keine Staatsſchulden hinterlaſſen hat, ſchien ihm recht ſehr der Beherzigung wert. Viel Sympathie brachte Burckhardt der Geſtalt Karls des Großen entgegen: er war ihm einer der großen Realpolitiker, die die Wahrheit zugeben, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel dazu wollen muß; freilich reines Herzens dabei zu bleiben, ſei immer ungeheuer ſchwer. Ueberaus feſſelnd und geiſtvoll war dann die breite Schilderung des Islam, „dieſer weltgeſchichtlichen Erſcheinung allererſten Ranges:“ wohl ſage man, dieſes ganze Weſen ſei im Verfall, und das möge wahr ſein, ſeine Staatenbildungen taugen nicht viel; aber wie man über dieſes Volk mit ſeinem enormen Hochgefühl Meiſter werden ſolle, wiſſe doch auch niemand recht zu ſagen. Mohammed wurde geſchildert als der größte, tyranniſcheſte doktrinäre Vereinfacher, den es je gegeben hat; er verſtand, den Gott und ſeine eigene Perſon ſo zuſammenzuneſteln, daß man ſie kaum von einander loslöſen kann. Es müſſe etwas relativ Wahres und Richtiges in dieſer Religion gelegen haben, ſonſt hätte ihre Macht keinen Beſtand haben können: für ein entbehrungsfreudiges vorwärtsſtürmendes Volk war der Fatalismus eine ſehr wertvolle Predigt, er treibt ein ſolches Volk zu völliger Hingabe. Hier waren mit der Askeſe keine Geſchäfte zu machen, denn alle Welt war hier asketiſch, wenn es ſein mußte. — So wußte Burckhardt auch dem Islam, für deſſen ſchwere Mängel er natürlich nicht blind war, ſeinen eigentümlichen Wert abzugewinnen. Nach Möglichkeit hatte er ſich in Ueberſetzungen der arabiſchen Quellenſchriftſteller bemächtigt. Sein

eigenes Studium des Arabiſchen, das er eine Zeitlang in Berlin betrieben hatte, war ſpäter völlig liegen geblieben.

Mit dieſen dürftigen Andeutungen müſſen wir uns leider begnügen, um unſere Darſtellung nicht ungebührlich auszudehnen. Alle dieſe Vorleſungen mit ihrer Fülle von Citaten, Namen und Zahlen ſetzten natürlich die gewiſſenhafteſte Präparation voraus; denn völlig freier Vortrag war bei ihnen allen für Burckhardt gleichſam etwas Selbſtverſtändliches: nicht das kleinſte Zeddelchen mit den Stellenangaben gönnte er ſich zur Erleichterung; nach Buch und Kapitel und Vers wurde genau citiert. Nur ein einziges Mal zog Burckhardt ein Blatt Papier heraus; es waren Hexameter aus der ſpätern byzantiniſchen Zeit: dieſe Verſe könne man mit dem beſten Willen nicht auswendig lernen. Man glaubte es ihm daher ſehr gerne, wenn er erzählte, daß jede dieſer Stunden des Hauptkollegs — jeweilen Nachmittags 4—5 Uhr — eine dreimalige Präparation vorausſetzte; und zwar hatte Burckhardt an ſich die Erfahrung gemacht, daß der Stoff ſchon am Abend vorher feſt im Gedächtnis ſitzen müſſe, nur dann ſei er deſſen ganz Herr; am nächſten Morgen und dann nochmals am Nachmittag wurde das Material zum zweiten und dritten Male vorgenommen. Ein Stocken oder Suchen des Wortes oder der Thatſachen kam niemals vor; der Hörer hatte ſtets das angenehme Gefühl, ſich einem völlig ſichern Redner gegenüber zu wiſſen. Der Zudrang zu dieſen Vorträgen war denn auch ein ganz gewaltiger und erreichte oft einen Umfang, daß die Hörer keine Sitzplätze mehr fanden. Störungen irgendwelcher Art waren das Einzige, was Burckhardt für den Moment aus der Faſſung zu bringen vermochte, und es konnten dann unter Umſtänden peinliche Minuten eintreten; zum Glück kam das nur ſelten vor, aber es zeigte, wie bei der enormen geiſtigen Konzentration der freien Rede Burckhardt von Seiten des Auditoriums der abſoluten Ruhe und Aufmerkſamkeit bedurfte.

Neben den Studenten ſah man auch Bürger der Stadt, denen Burckhardt den Beſuch mit größter Liberalität geſtattete, in dieſen Vorleſungen, ja auch Kollegen des Profeſſors waren gar nicht ſelten, und ein Privatgelehrter wie der hochgebildete verſtorbene Profeſſor Heinrich Thierſch, der Burckhardt überaus verehrte, ſchrieb oft eifrig im Kolleg nach. Wohl der Intereſſanteſte dieſer Hörer war Friedrich Nietzſche, der Frühjahr 1869 als Lehrer der klaſſiſchen Philologie an die Univerſität berufen worden war; er trat bald Burckhardt näher und hörte deſſen einſtündige Vorleſung über das Studium der Geſchichte, von der an einer ſpätern Stelle noch die Rede ſein ſoll; wohl nicht mit Unrecht durfte der geiſtvolle Gelehrte und Denker von ſich rühmen, er glaube der einzige von Burckhardts ſechzig Hörern zu ſein, „der die tiefen Gedankengänge mit ihren ſeltſamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche ſtreift," begreife. Auch das Kolleg über die griechiſche Kulturgeſchichte durfte Nietzſche genießen; auf dieſer Vorleſung beruht das oben erwähnte Urteil Nietzſches über Burckhardt als Kenner der Griechen. Nietzſche hat, wie ſeine Schweſter, Frau Förſter, in der ſchönen Biographie ihres Bruders erzählt, „dem Verkehr mit dieſem ausgezeichneten Gelehrten und deſſen überaus feinem und künſtleriſchem Geiſt immer den höchſten Wert beigelegt." Wie nahe ſich die beiden Männer traten, zeigt die ſo ganz und gar nicht nach Profeſſorenfeierlichkeit riechende Scene der „Dämonenweihe," die Frau Förſter uns erzählt: wie Nietzſche und Burckhardt in des letztern Zimmer ans Fenſter treten und zwei große Gläſer Rotwein auf die Straße gießen als Spende für die Dämonen der Freundſchaft. Burckhardt ſchätzte Nietzſches Lehrkraft aufs höchſte; den öfters kranken Kollegen beſuchte er, feinſinnig verſenkte er ſich in Nietzſches Schriften und hielt mit ſeiner Anerkennung, ja Bewunderung nicht hinter dem Berge. „Die Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt" ſchrieb Burckhardt der Schrift „Menſch-

liches, Allzumenſchliches“ als Wirkung zu; und in einem Dankbrief für den Anhang zu dem genannten Buche, „Vermiſchte Meinungen und Sprüche,“ vom 5. April 1879 (in der Biographie 2. Band, 1. Halbband. S. 321), heißt es u. a.: „In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, ſondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weiteſten Sinne des Wortes regiert. Und nun iſt in Ihrem Buche gerade auch für ſo nachläſſige Pilger, wie ich bin, nach allen Seiten hin auf das reichlichſte geſorgt. Wo ich aber nicht mitkommen kann, ſehe ich mit einer Miſchung von Furcht und Vergnügen zu, wie ſicher Sie auf den ſchwindelnden Felsgräten herumwandeln, und ſuche mir ein Bild von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite ſehen müſſen. Wie käme es auch Larochefoucauld, Labruyere und Vauvenargues vor, wenn ſie im Hades Ihr Buch zu leſen bekämen? und was würde der alte Montaigne ſagen? Einſtweilen weiß ich eine Anzahl von Sprüchen, um welche zum Beiſpiel Larochefoucauld Sie ernſtlich beneiden würde.“ — Von einem andern Briefe Burckhardts an Nietzſche wird noch weiterhin die Rede ſein müſſen.

Doch kehren wir zu den Vorleſungen zurück. Neben den hiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen gingen, wie ſchon mehrmals erwähnt, die kunſtgeſchichtlichen in treuer Bruderſchaft einher. Auch ihnen hat Burckhardt ſeinen vollen herrlichen Geiſt gegönnt, und hier trat an der und jener Stelle das Empfindungsleben des Gelehrten in einer ganz beſondern Stärke zu Tage. Wer Burckhardt über Rafael hat ſprechen hören, weiß, was wir meinen: man muß ihn geſehen haben, wenn er das Portrait eines Julius II. oder die Sixtiniſche Madonna vorwies; da übernahm ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes die Bewegung, und der ſeltene Fall trat ein, daß der Ausdruck für die tiefe Empfindung verſagte. Und wie ſtark ihn das Weiterleben der Kunſtwerke, wäre es auch

nur in Reproduktionen, beſchäftigte, mag die folgende Epiſode beweiſen: Eines Tages begann Burckhardt ſeine Stunde damit, daß er eine Zeitung aus der Taſche zog: es ſei ſonſt nicht ſeine Gewohnheit Neuigkeiten im Hörſaal vorzubringen, aber die Nachricht ſei dieſer Erwähnung wert: bei Anlaß eines Brotaufſchlags — wenn wir uns nicht täuſchen — war in London im Pall Mall eine Straßenrevolte ausgebrochen. Nun liegt, ſo ungefähr fuhr Burckhardt fort, in der Nähe des Thatortes die Royal Academy, und dort hängt der berühmte Karton Leonardos (Maria und Eliſabeth mit den beiden Kindern); wie nun, wenn dieſes Meiſterwerk, von dem keine Reproduktion exiſtiert, bei einer ſolchen Gelegenheit unterginge? Es wäre für die Menſchheit auf alle Zeiten verloren. Darum iſt es eine hohe Pflicht, ſoviel als möglich zu photographieren und in dieſer Hinſicht nirgends Verbote oder Einſchränkungen zu geſtatten.

Burckhardt ſprach von dieſen kunſthiſtoriſchen Vorträgen, die mit einer immer größer werdenden Fülle von Abbildungen den Hörer überſchütteten, in höchſt beſcheidener Weiſe: ſein Zweck ſei nicht geweſen, Kunſthiſtoriker heranzubilden — welcher Gedanke ihm ein wahrer Abſcheu war —, ſondern ſeinen Hörern eine Anleitung und Orientierung zu geben für Reiſen oder Galeriebeſuche; nur zum Kunſtgenuß anzuregen, war ſein Ziel, nicht ein ſpezielles Kunſtwiſſen mitzuteilen. Und dieſem Zweck, neben dem der andere der methodiſchen, durch Uebungen unterſtützten Einführung in die wiſſenſchaftliche Kunſtforſchung durchaus nicht in ſeinem Rechte angefochten werden ſoll, hat Burckhardt in ganz unnachahmlicher, unvergeßlicher Weiſe gedient. Er hat bei den meiſten ſeiner Hörer die Achtung vor der Welt des Kunſtſchaffens und die Liebe zu ihr geweckt; hierin beruht ſein Verdienſt als Lehrer der Kunſtgeſchichte.

Was die Quellenlektüre für die Geſchichtskollegien, das bedeuteten die Reiſen für die kunſtgeſchichtlichen Vorleſungen. So lange

die Gesundheit es Burckhardt erlaubte, benutzte er seine Ferien zu Studienreisen. Neben Italien, das er sowohl mit dem Vetturin als mit der Eisenbahn ungezählte Male besucht hat, wo er sich so wohl fühlte, daß ihm sogar eine Zeitlang als Ideal vorschwebte, im Süden auszuleben, neben Italien waren Frankreich, Belgien und Holland, Deutschland und England seine Reiseziele. Eine einseitige Bevorzugung des Südens hielt er für gefährlich, und er konnte allzu heftige Italien-Enthusiasten ganz energisch an die Pflicht erinnern, sich auch in andern Ländern tüchtig umzusehen. Von diesen Reisen erzählte Burckhardt gerne, und meist gingen seine Worte, namentlich in Bezug auf Italien, in einen Preis der vergangenen Zeit aus. Das päpstliche Rom wie das bourbonische Neapel waren ihm so teure und angenehme Erinnerungen, daß ihnen gegenüber der spätere Zustand unter dem Regno stark zurücktreten mußte. Daß es im damaligen Neapel immer deliciöses Eis gab, führte Burckhardt nicht als letzten Faktor für die bessern Einrichtungen der bourbonischen Zeit an; übrigens sei es auch sicherer gewesen: so ging man 1853 noch völlig unbehelligt und gefahrlos nach Pästum, während aus Erzählungen von Reisenden der sechziger Jahre bekannt ist, daß ein Besuch zu jener Zeit nur unter starker Bedeckung denkbar war. Mit Vergnügen sprach Burckhardt davon, wie er noch auf dem alten Geißenweg von Salerno nach Amalfi gewandert sei, während ein Esel sein Gepäck trug; auch hier sei von irgendwelcher Gefahr keine Rede gewesen; nur die Sila-Gegend in Calabrien habe in den fünfziger Jahren für unsicher gegolten. Und wie oft und gerne erzählte er von Gregor XVI. und Pio Nono, die er im vollen Pomp die Volksscharen der Campagna von S. Giovanni in Laterano aus hatte segnen sehen. Nicht ohne tiefe Bewegung stand er später am Sarkophage Pius' IX. in der Krypta der ehrwürdigen Basilika St. Lorenzo vor den Thoren: ihn hatte er gekannt als Kardinal und dann als Papst in seiner

vollen Macht und seinem tiefen Niedergang. Es war bei seinem letzten Besuche in Rom, August 1883, als Burckhardt an diesem Grabe stand; er wußte, daß er die Stadt seines nie sterbenden Heimwehs nicht mehr sehen würde, er nahm Abschied von ihr: tiefbewegt blickte er vom Monte Pincio hinunter auf das ewige Rom; glänzend und goldig lag die Sonne in dem Riesenbau von St. Paul vor den Thoren, als Burckhardt auch ihm seinen letzten Besuch abstattete, und noch riesiger als sonst erschien ihm die festliche Basilika; es kam die Scheidestunde von Rafael im Vatikan: jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe Rafael noch einmal gesehen, so hat sich Burckhardt damals geäußert. Fast vierzig Jahre waren seit dem ersten Rom-Besuch von 1846 vergangen: wie viel Glück hatte Italien in dieser Zeit seinem großen Verehrer geboten, und wie viel von diesem Glück ist wieder auf uns zurückgestrahlt in Form geistvollster Kunst- und Kulturdeutung aus Burckhardts Lehre und Büchern, die recht eigentlich, wie er es einst gehofft, von der südlichen Sonne gereift worden waren. Auch von 1883 an ist Burckhardt Italien nicht ganz untreu geworden, aber er hielt sich hinfort an die nördlichen Teile; Mailand hat er — den Dom stets ausgenommen — recht eigentlich geliebt, und es war ihm ein schwerer Entschluß, als er auch auf diese Stadt verzichten mußte. Im Tessin sprach dann der Süden zum letzten Male zu dem vor allem Erholung suchenden Gelehrten: Locarno war sein bevorzugtes Ziel. Ob der greise Burckhardt, wenn er am herrlichen Lago Maggiore wandelte, hie und da zurückdachte an jene erste Wanderung an den Gestaden dieses Sees, die trotz all ihrer Abenteuer doch von dem Schimmer erster jugendlicher Begeisterung für das Land der Sehnsucht übergossen war?

Die Reise war für Burckhardt stets ein fast ununterbrochenes Studium; er hat es selbst bezeugt, daß er sich in Italien nur äußerst selten Zeit zu bloßen Vergnügungstouren habe nehmen

können. Das Notizbuch war ſein ſteter Begleiter; er ermahnte auch ſeine Hörer eifrig, ſie möchten ſich nur niemals auf das Gedächtnis verlaſſen, denn das ſei ein Verräter, ſondern Notizen machen, und wären es auch nur wenige, oder, wenn man auch nur notdürftig zeichnen könne, Geſehenes ſkizzieren. Als reichſte Beute brachte Burckhardt neben dieſen zahlloſen Notizen und den aufs neue verſtärkten Erinnerungsbildern, die ſeine kunſthiſtoriſchen Vorleſungen immer friſch und lebendig erhielten, das bildliche Material nach Haus, das alle Darlegungen erläuternd, belegend und beſtätigend begleitete. In ſeiner großen blauen Mappe trug Burckhardt Stunde für Stunde dieſes Bildmaterial aus ſeiner Wohnung ins Kolleg, und ſelber trug er es wieder nach Hauſe; es war ein wahrer Kummer für ihn, als er ſich 73-jährig entſchließen mußte, dieſen Trägerdienſt in fremde Hände zu legen: ein Sturz auf der halsbrecheriſchen Treppe, die zu ſeiner Wohnung emporführte, hatte ihm einen Armbruch oder doch eine ſchwere Verſtauchung zugezogen; die für ihn widerlichſte Folge davon war, daß er ſich hinfort nicht mehr auf ſeine eigene Armkraft verlaſſen konnte. Auch ſein Verzicht auf weitere Reiſen hing damit zuſammen, daß er ſich nicht mehr elaſtiſch genug fühlte, um ſein Handköfferchen ſelber zu transportieren. Fremde Hilfe war Burckhardt peinlich; er gab damit gleichſam ein Stück ſeiner Selbſtändigkeit preis. Seine Photographienſchätze hatte Burckhardt muſterhaft geordnet, ſo daß ſie ihm jederzeit zur Verfügung ſtanden; es bedurfte im Geſpräche nur eines Wortes über irgend ein Kunſtwerk, ſo ſtand er auf, holte die betreffende Mappe mit größter Raſchheit von dem Schaft des hölzernen Geſtells herunter, und nun konnte auf Grund der Abbildung das Geſpräch weitergeführt werden. Daß Burckhardt dieſes ganze rieſige Anſchauungsmaterial aus eigenen Mitteln beſchafft und bis an ſein Lebensende, ſich zur ſtets neuen Freude, gemehrt hat, bedarf kaum noch einer beſondern Hervorhebung. Die Technik und Kunſt der

Photographie hat vielleicht wenig treuere Freunde beſeſſen als Jakob Burckhardt.

Neben dieſer gewaltigen Thätigkeit als Univerſitätslehrer geht nun einher der mächtige, nie verſiegende Strom der Vorträge: in der Hiſtoriſchen und Antiquariſchen Geſellſchaft, in der Aula, im Caſino, zu Saſran, im Bernoullianum, im Verein Junger Kaufleute treffen wir Burckhardt als Redner. Politiſche Geſchichte und Kulturgeſchichte, Kunſt und Litteratur ſtellten ſich dieſem Geiſt in einem Umfang und einer Vielſeitigkeit zur Verfügung, wie dies vielleicht überhaupt noch nie dageweſen iſt und gewiß nicht ſo bald wieder kommen wird. Wir fügen unſerer biographiſchen Skizze eine Ueberſicht der Vorträge Burckhardts bei, die, wenn auch kaum vollſtändig, ſo doch die Mehrzahl derſelben wiedergiebt; das Staunen können wir ruhig dem Leſer der Liſte überlaſſen. Hier ſoll nur auf einige allgemeinere Dinge aufmerkſam gemacht werden. Mit ſeinen öffentlichen Vorträgen hat ſich Burckhardt im buchſtäblichen Sinne des Wortes in die Herzen des ganzen für geiſtige Dinge ſich intereſſierenden Basler Publikums hineingeſprochen; der Zudrang zu ihnen war ſtets ein ganz enormer, und es ward deshalb nicht ſelten wünſchbar, daß die Vorträge wiederholt wurden; ja es kam vor, daß ſchon die erſte Anzeige des Vortrags zugleich den Tag der Wiederholung nannte. Bei keinem andern wiſſenſchaftlichen Redner Baſels iſt das jemals nötig geweſen. Es ging von dieſem Munde ein Zauber ohne gleichen aus; ſchon das Zuhören, von allem Geiſt des Inhaltes und aller Kunſt des Erzählens abgeſehen, war ein Genuß. Burckhardt ſprach ein ſehr reines Deutſch, das dialektiſche Anklänge nach Kräften mied; ein Wortreichtum, der unerſchöpflich ſchien, ſtand ihm zu Gebote, und immer ſtellte ſich der treffendſte Ausdruck ein. Auch hier war ſtets eine ſehr ſorgfältige Vorbereitung vorangegangen; mehr als einmal ſprach ſich Burckhardt zu Hauſe den Vortrag vor; wie die ganze Dispoſition, ſo waren auch

große Stellen in ihrem Wortlaut ſchriftlich fixiert worden. Vor allem ſorgte Burckhardt immer für die Einleitungen und die Schlüſſe; man muß, ſo pflegte er geſprächsweiſe zu mahnen, immer einen paſſenden Schluß zur Hand haben, den man ſofort anſchrauben kann, wenn man ſich je in der Berechnung der Zeitdauer ſollte getäuſcht haben. Dazu kamen die Citate, die Burckhardt nicht nur nach ihrem genauen Wortlaut memoriert, ſondern nach ihrem ganz beſtimmten Tone, in dem ſie auf den Hörer wirken ſollten, ſtudiert hat. Er meinte, wenn man ſich an dieſe Fingerzeige der praktiſchen Rhetorik halte, ſo könne jeder, vorausgeſetzt natürlich, daß er ſeinen Stoff völlig inne habe, frei ſprechen. Bei Burckhardt kam nun freilich zu ſeinem nie raſtenden Fleiß, den er auf dieſe Vorträge verwandt hat, eine angeborene Begabung hinzu. Er war von Natur zu einem wahren Künſtler des Wortes geſchaffen; die nie raſtende Ausdauer aber, mit der er an der Ausbildung und Vervollkommnung dieſer Gabe gearbeitet hat, war der Ausfluß ſeiner hohen Gewiſſenhaftigkeit. Burckhardt dachte beſcheiden von ſeinen Vorträgen: „ſie haben nur jedesmal ihre Stunde ausfüllen ſollen.“ Wovon er aber ſehr hoch dachte, das war die Sympathie weiter Kreiſe der Bevölkerung, die er durch dieſe Vorträge ſich erworben hatte; es war ihm ein tröſtliches Gefühl, daß ihm viele Leute um dieſer Abendſtunden in Aula oder Bernoullianum willen gut ſeien. Dieſe Art der Publizität war ihm nicht unangenehm. Und mit Recht durfte er auf dieſe Seite ſeiner Wirkſamkeit ſtolz ſein: er hat ſeinem geliebten Baſel geiſtig ungeheuer viel gegeben; das Intereſſe für Kunſt und Geſchichte iſt durch Burckhardt aufs ſtärkſte angeregt und geweckt worden; und wenn er gar hie und da von der vornehmen Höhe ſeines freien Geiſtes aus Themata behandelte wie „die hiſtoriſche Größe“ oder „Glück und Unglück in der Weltgeſchichte,“ ſo dürften dem oder jenem Hörer, auch wenn er nicht Nietzſche hieß, Horizonte mächtigſter Art erſchloſſen worden ſein.

Von der Sicherheit seines Wissens, von der Art, wie es ihm zu jeder Zeit zur Verfügung stand, gab, abgesehen von der Konversation mit dem Verstorbenen, den glänzendsten Begriff die Beteiligung Burckhardts an der Diskussion nach den Vorträgen in der Historischen Gesellschaft: aus dem Stegreif gab er da oft längere Auseinandersetzungen, die in geistvollster Weise den oder jenen Punkt des eben gehörten Vortrags aufgriffen, das Thema weiterspannen, unter Umständen auch Richtigstellungen brachten und etwa auch in Fragen ausliefen, die dem Vortragenden gar nicht immer besonders gelegen kamen. Burckhardt war ein fleißiges Mitglied der genannten Gesellschaft und hat selbst durch Vorträge oder Mitteilungen der mannigfaltigsten und interessantesten Art die Abende belebt; stand sein Name auf dem Programm, so füllte sich der Saal stets bis auf den letzten Platz; man wußte, daß man sich bei ihm niemals langweilen würde.

Diese Bemerkungen über diejenige Seite in Burckhardts Thätigkeit, welche seine fast beispiellose Popularität bewirkt hat, — den „Köbi" kannte sozusagen jedes Kind — müssen genügen. Fast von selbst leiten sie uns zu der Frage, wie sich sonst die öffentliche Wirksamkeit Burckhardts gestaltete. Wir meinen damit neben der direkten Stellungnahme zu Fragen, welche die Allgemeinheit bewegten, die Bekleidung von Aemtern neben seinem Ordinariat. Da ist nun gleich zu Anfang zu bemerken, daß Burckhardt im gewöhnlichen Sinne des Wortes kein Mann der Oeffentlichkeit gewesen ist. Er hielt sich im Allgemeinen alles vom Leibe, was ihn irgendwie in seiner Arbeit und in seiner Unabhängigkeit hätte hindern oder beeinträchtigen können; er saß nicht, wie einige seiner Kollegen, im Großen Rat oder in der Synode, ja selbst der Universität stellte er nur seine Lehrgabe und sein Wissen zur Verfügung, niemals aber, unseres Wissens wenigstens, seine Zeit zur Führung geschäftlicher Angelegenheiten, wie sie das Dekanat oder das Rek-

torat mit sich bringen. Nur einmal hat Burckhardt die Rektoratsrede bei der jährlichen Universitätsfeier gehalten, aber unter ganz besondern Umständen: der amtierende Rektor ward durch seine Berufung nach auswärts am Halten seiner Rede verhindert, und da wurde Burckhardt ersucht, in die Lücke zu treten: mit einer seiner herrlichsten Vortrags-Leistungen, einem Ueberblick über die Bedeutung der griechischen Kultur für die moderne Welt, hat er sich dieser Aufgabe entledigt.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Mitbürger saß Burckhardt nur in sehr wenigen Kommissionen, präsidiert dürfte er kaum je eine haben. So gehörte er eine Zeitlang der Kommission der Historischen Gesellschaft an, von 1861—1882 saß er in der Kommission für die Kunstsammlung in unserem Museum, von 1862—1892 in derjenigen für die antiquarische Sammlung, von 1887 bis ca. 1893 in der Skulpturhallekommission. Burckhardts Charakter eignete sich wenig für diese ganze Art von Thätigkeit: eine gewisse Aengstlichkeit, mit seiner Meinung stark hervorzutreten, sich für gewisse Beschlüsse fest zu engagieren, auf seinen Aeußerungen und Entscheiden gleichsam offiziell behaftet zu werden, war ihm wohl zeitlebens eigen. Ein Künstler wie Arnold Böcklin, dessen geniale Begabung Burckhardt frühe schon erkannt, mit dem er persönlich sehr gut stand und intim verkehrte, den er auch an Geibel in München empfohlen hat, soll bei Anlaß seiner Museumsfresken über diesen Mangel Burckhardts, seine Meinung kräftig geltend zu machen, sich beklagt haben. Auch später etwa ist dieses Manko an Mut zu Tage getreten; es lag in Burckhardts Natur: Ungelegenheiten oder Verantwortlichkeiten irgend welcher Art hat er sich nach Kräften ferne gehalten; sie hätten sein stilles Arbeiten, seine geistige Ruhe stören können. Man mag diese Schranke in Burckhardts Wesen bedauern, durch Verschweigen wird sie nicht hinweggeräumt.

In künſtleriſchen Dingen hat ſich Burckhardt einige Male öffentlich hervorgelaſſen. 1861 ſaß er zuſammen mit dem bekannten Architekten Stehlin und Kupferſtecher Weber im Preisgericht für die Oekolampadſtatue, und ſo viel wir wiſſen, hat er das Gutachten redigiert. Das Jahr darauf im Februar plaidierte Burckhardt in einem öffentlichen Vortrag über einen „Kirchhof für Baſel“ für ein monumentales Projekt zu einem ſolchen, das Architekt Maring entworfen und Dekorationsmaler Samuel Baur für den Vortrag ausgeführt hatte. Es iſt ſo reizvoll, Burckhardt hier in einem Ideal ſich ergehen zu ſehen, das eher in die Renaiſſance und in deren mächtigen Bauwillen als in die nordiſche Welt von heute hineinpaſſen würde, daß wir ein Referat über dieſen Vortrag aus den „Basler Nachrichten“ (vom 11. Februar 1862) hier im weſentlichen wiedergeben: „Jede Zeit und ihr Kulturſtand werden von den kommenden Geſchlechtern beurteilt nach der Art, wie ſie die Toten geehrt haben; das einzige Mittel, das Gedächtnis der Toten zu bewahren, iſt die Kunſt, die ewige, aller Zukunft verſtändliche Sprache: das waren die zwei Hauptſätze, aus welchen die Notwendigkeit hergeleitet wurde, den künftigen Camposanto in großem edlem Stil anzulegen, von vornherein das Kleinliche auszuſchließen, den künftigen Zeiten gar keine andere Wahl zu laſſen, als in dem jetzt begonnenen großen Stil fortzufahren. In nächſter Zeit wäre vorderhand nichts zu bauen als eine 160′ lange Halle mit 28′ Bogenhöhe (Koſtenvoranſchlag 150,000 Fr.). Dieſe Halle würde Wandfläche genug bieten für eine Menge von Skulptur und Freskomalereien, welche zum Gedächtnis der Toten je von einer Familie oder von mehrern im Verein zu ſetzen wären. Die Folgezeit würde an der vordern Halle zwei Seitenhallen hinzufügen. Unbarmherzig würden ausgeſchloſſen die Wandinſchriften, und ebenſo würden auf dem Kirchhof ſelbſt weder Urnen noch Obelisken geduldet, ſondern nur liegende Grabſtätten und einfache Holzkreuze. Dagegen wären

ſchöne Bäume zu pflanzen. Der Vortragende verhehlt ſich nicht, daß er eine große Entſagung fordert, aber er wagt zu hoffen, daß die Größe des Zweckes zur Darbringung des Opfers zu begeiſtern im Stande ſei. An dem Tage, wo auch dieſer Kirchhof wieder von der Stadt überwachſen wäre, könnte der Küſter den Schlüſſel nur abgeben an die ſtädtiſche Verſchönerungskommiſſion: der Gottesacker wäre mit der Zeit das herrlichſte Muſeum geworden." — „Möge," ſo ſchließt das Referat, „das ausgeſtreute Saatkorn nicht auf das Steinichte gefallen ſein!" Der Referent, der dieſe Hoffnung niederſchrieb, muß Baſel nicht zum Beſten gekannt haben.

1873 war Burckhardt Mitglied eines Komites für Verſchönerung des Münſterkreuzgangs; man wollte im großen Hofe einen gotiſchen Brunnen errichten, das Utenheimdenkmal reſtaurieren und anderes mehr; eine Sammlung privater Beiträge blieb erfolglos. Dieſer erſte Anſatz zum Münſterbauverein fand keinen Anklang. Neun Jahre ſpäter hat Burckhardt gegen die Barbarei, die Barfüßerkirche niederzureißen oder doch zu verſtümmeln, ſeine Stimme erhoben; die Profeſſoren Rahn und Vögelin in Zürich hatten bereits lauten Proteſt im Namen der Kunſt eingelegt; nun ließ ſich unter den Initialen J. B. Jakob Burckhardt in einem Artikelchen in den „Basler Nachrichten" vernehmen: als Erinnerung „an einen mächtigen Willen, der im 13. Jahrhundert die hieſige Einwohnerſchaft beſeelte, an einen Atemzug der Größe, welcher in Baſels Bauweſen zweimal eingekehrt iſt, als im 12. Jahrhundert der Neubau des Münſters ſein machtvolles breites Mittelſchiff erhielt, und dann wieder beim Bau der Barfüßerkirche," ſpreche das gewaltige Denkmal im Grunde für ſich ſelbſt. Eins jedenfalls möchte Burckhardt vermieden ſehen: einen Beſchluß der Eile, wo keine ſolche von Nöten ſei: „möge man den in ſeinen Hauptbeſtandteilen kerngeſunden Bau wenigſtens unberührt einer künftigen Generation überliefern und es nicht darauf ankommen laſſen, daß eine ſolche mit ſchmerzlicher

Verwunderung frage: wie wir es haben übers Herz bringen können, ein ſolches Denkmal zu zerſtören?" Als das Hiſtoriſche Muſeum dann in der Barfüßerkirche ſeine ſchöne Stätte erhielt, war Burckhardt nicht mehr im Stande, es zu beſuchen; aber herzlich gefreut hat es ihn, daß Baſel eine Schande ſondergleichen erſpart geblieben iſt.

Von neuerer Kunſt — um hievon im Vorbeigehen ein Wort zu ſagen — hat Burckhardt in ſeinen Vorleſungen und ſeinen Vorträgen wenig geſprochen: ſo wurde etwa bei Anlaß einer Ausführung über erzählende Malerei Makarts Name genannt, freilich mit kritiſchen Vorbehalten; auch Cornelius und Kaulbach wurden damals erwähnt. Das waren aber Ausnahmen; Burckhardt ließ ſich nicht gerne über dieſe Dinge vernehmen: wie er ſich glücklich geſchätzt hat, niemals genötigt geweſen zu ſein, über neueſte Geſchichte vorzutragen, ſo war er herzlich froh, nicht über moderne Kunſt zuſtimmend oder ablehnend das Wort ergreifen zu müſſen; um ſo verdienſtlicher erſchien es ihm, wenn Andere ſich dieſer dornenvollen Aufgabe, die meiſt nur Widerwärtigkeiten mit ſich bringe, widmeten. Im Privatgeſpräch ſah man dann freilich, daß er gewiſſen Künſtlern unſerer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagte: von Arnold Böcklins Schaffen hat er auch ſpäter, als ſich die Beziehungen zwiſchen beiden gelöst hatten, mit größter Achtung und perſönlichem Intereſſe geſprochen; einen Andreas Achenbach hat er geſchätzt, wohl vor allem, weil er auf den Bahnen der von Burckhardt verehrten holländiſchen Marinemaler wandelt. Der engliſchen Malerei trat er noch in den letzten Jahren näher, als er ſchöne Reproduktionen von Werken des Burne-Jones und Anderer kennen lernte; er empfand die Auffaſſung des Nackten bei ihnen gegenüber der der Franzoſen als etwas Edleres. In den Vorleſungen über Architektur wurden häufiger moderne Schöpfungen geſtreift, freilich ſelten in anerkennender Weiſe: geradezu verhaßt war ihm ein Bau wie die Faſſade der

Pariſer Großen Oper: hier ſehe man, wie man mit Unſummen und koſtbarſtem Material etwas verpfuſchen könne, während italieniſche Architekten der Renaiſſance mit ein paar tauſend Backſteinen edle Bauten hergeſtellt haben. Mit welchem Anathem er dieſen Prunkbau belegt hatte, bewies am deutlichſten, daß er ſelbſt den Namen des Architekten immer unrichtig — und zwar gewiß mit Bewußtſein — citierte: aus Garnier wurde Grenier. Der Witz iſt verſtändlich.

Spielte Burckhardt im öffentlichen Leben — in Staat, Geſellſchaften, Vereinen — keine Rolle, ſo war er doch von aller Indifferenz öffentlichen Fragen gegenüber völlig frei. Wie er ſtets ein eifriger Zeitungsleſer war und mit Wonne politiſierte, auf der Leſegeſellſchaft, wo er die Zeitungen genau Revue paſſieren ließ, wie zu Hauſe, ſo hatte er auch ein offenes Auge für das politiſche Leben ſeiner Vaterſtadt und ſeines Vaterlandes, und er bezeugte ſein Intereſſe durch überaus fleißige Teilnahme an Wahlen und Abſtimmungen. Seine Antipathie gegen den Radikalismus, namentlich wo er mit brutaler Einſeitigkeit auftrat, machte ihn zum Freunde einer konſervativ gerichteten Politik; die Teſſiner Revolution von 1890 hat in ihm wohl einen ihrer ſchärfſten Richter gefunden. Mit dem Alterwerden ſtellte ſich bei Burckhardt ein immer ſtärkerer Peſſimismus in der Beurteilung der politiſchen Dinge ein; für die Schweiz wie für das Ausland ſah er ſchlimme Zeiten voraus.

Eine lichtere, ſonnigere Welt fand Burckhardt auf dem ihm ganz beſonders lieben Gebiete der Muſik. Er war durch und durch muſikaliſch, ſpielte ſelbſt Klavier und ſang ſchön. Viele Abendſtunden hat er am Klavier zugebracht, denn gearbeitet hat Burckhardt niemals in die Nacht hinein, — „meine Bücher ſind alle am Tage entſtanden.“ Seine muſikaliſchen Lieblinge waren die eigentlichen Klaſſiker, namentlich Mozart, und die Italiener, die er aufs genaueſte kannte. Von Stücken wie vom Don Juan und

Glucks tauriſcher Iphigenie erzählte er, er habe ſie in ſeiner Berliner Studienzeit ſo oft im Theater gehört, daß er jeden Einſatz auswendig gewußt habe. Burckhardt iſt ein recht fleißiger Theaterbeſucher geblieben; bei italieniſchen Opern oder Mozartſtücken konnte man faſt ſicher ſein, ihn zu treffen; auch die Konzerte vernachläſſigte er nicht, im Muſikſaal wie im Münſter. Selbſt der muſikaliſchen Theorie war Burckhardt in hohem Grade mächtig, und er konnte etwa ſeine kunſthiſtoriſchen Vorträge mit prachtvollen Vergleichen aus der Welt des muſikaliſchen Schaffens ſchmücken. Wagner fand bei ihm wenig Gnade; er verlangte von der Muſik vorzugsweiſe das Melodiſche, das Süße und Innige. Schuberts Lieder hat er in dem baſeldeutſchen Gedichtbändchen geprieſen; ſeine Neigung zu den Italienern ſtammt von dieſer Richtung ſeines Geiſtes. Beethoven war ihm ſchon faſt zu herb, Mozart war ſein muſikaliſcher Rafael. Wie ſehr er als ſangesfroher und muſikkundiger Mann bekannt war, geht ſchon daraus hervor, daß er, obſchon nicht aktives Mitglied des Vereins, am Cäcilienabend der Basler Liedertafel von 1854 die Feſtrede über die hl. Cäcilia hielt, die reichſten Beifall fand.

Dem Schauſpiel verſagte Burckhardt ſeine Gunſt ebenfalls nicht; die Meininger hatten einen eifrigen Bewunderer an ihm, und bei einem Erneſto Roſſi hat er nicht gefehlt. Auch hier waren ſeine erſten Berliner Theatereindrücke noch äußerſt lebhaft, und er konnte z. B. noch die ſämtlichen Darſteller einer Emilia Galotti-Aufführung mit Namen nennen. Mit Leſſing freilich, den Burckhardt nicht liebte, hat ihn auch jene treffliche Beſetzung nicht verſöhnen können.

Neben dem unendlichen Studium und der Muſik blieb der Unterhaltungslektüre ſelbſtverſtändlich kein allzugroßer Raum. Burckhardt hielt ſich an ſeine Lieblinge; Goethe kannte er genau, und er erinnerte gerne an ſeine Jugendzeit, wo man den „Fauſt“ aus-

wendig gewußt habe; von seiner Verehrung Schillers sprachen wir schon; Hebels Gedichte und das Schatzkästlein blieben ihm treue Freunde; „die Vergänglichkeit“ galt ihm als eine große ergreifende Schöpfung. Von Gottfried Kellers Werken kannte er sehr vieles, von C. F. Meyer, ein rasches Durchblättern der „Gedichte“ abgerechnet, gar nichts. Letzteres hing damit zusammen, daß Burckhardt sich überhaupt vor dem historischen Roman in Acht nahm, weil er dessen Einfluß auf sein geschichtliches Urteil an der Lektüre Walter Scott'scher Werke unangenehm erprobt hatte. Für glücklicher als Keller in seinem ganzen Leben hielt Burckhardt den großen Jeremias Gotthelf, an dessen Schriften der Schwerkranke noch in seinen letzten Wochen sich erfreute. Er gedachte dann auch Keller wieder vorzunehmen. Der Tod beschloß es anders. Von außerdeutschen Dichtern hat wohl Einer Burckhardt fast ohne Unterbrechung begleitet: Homer. Wunderbar, man möchte sagen mit einem besondern Klang sprach er im Kolleg von ihm; „die Odyssee“ und „das Phäakenland Homers“ bildeten besondere Vortragsthemata.*) Halten Sie stets einen Zipfel von Homer fest, so pflegte Burckhardt zu mahnen.

Burckhardt liebte das Spazierengehen; jeder Sonntag Nachmittag traf den rüstigen Fußgänger unterwegs. Ein Lieblingsziel bildete das benachbarte Grenzach: der Weg dem Rheine nach war ihm stets eine neue Augenweide. Nicht ungern schloß er sich dann in Grenzach im Wirtshaus Bekannten, die er traf, an, vor allem wenn es etwa Studenten waren, mit denen er wacker zu trinken verstand. Auch in Basel liebte er am Abend die Geselligkeit bei einem Trunke Weines; er sah dabei weniger auf geistig besonders hervorragende Männer als auf ihm sympathische Personen, mit denen sich ohne Zwang und Rücksichten gemütlich plaudern ließ.

*) Von dem letztgenannten herrlichen Vortrag (gehalten im November 1876) findet sich ein ausführliches Referat in Rob. Webers Helvetia.

Das Beſte an die Unterhaltung liebte Burckhardt ſelber beizuſteuern. Sympathie und Antipathie haben in Burckhardts Verkehr mit Menſchen ſtets eine große Rolle geſpielt; er war von der Möglichkeit des „böſen Blickes“ überzeugt: der erſte Blick ſchien ihm der entſcheidende, von ihm machte er ſein Verhalten abhängig. Daß damit manchmal recht harmloſen und gutherzigen Menſchen ſchweres Unrecht geſchah, kam für Burckhardt wenig in Betracht, ſeine Antipathie war ſtärker als alle Vernunftgründe. Daß daneben freilich auch Fälle vorkamen, wo ehemals Begünſtigte in Ungnade auf alle Zeiten fielen, ſoll nicht verſchwiegen ſein; hier mag Burckhardt immer ſeine guten Gründe gehabt haben. Wer aber bei ihm gut angeſchrieben war und ſich dieſes Vorzuges taktvoll bewußt blieb, der fand bei Burckhardt ein Wohlwollen und eine Liebenswürdigkeit, die jedes Zuſammenſein mit ihm, jeden auch nur flüchtigen Beſuch zu einer innern Beglückung machten. Bei allen denen, die mit ihm in dieſer perſönlichen Weiſe verkehren durften, wird das Andenken an den teuren Toten von einem ganz beſonderen Schimmer umgeben ſein.

In frühern Jahren lud Burckhardt hie und da etwa den oder jenen ſeiner fleißigen Hörer Abends zu ſich ein; von einem ſolchen Begünſtigten iſt uns die folgende hübſche Schilderung, die ſich auf die Zeit von 1868/9 bezieht, übermittelt worden.

„In höhern Semeſtern begegnete es einem wohl, daß der verehrte Profeſſor den Studenten zu einem Abendſitz in ſeine Wohnung einlud. Durch den dunkeln Gang des Hauſes in der St. Albanvorſtadt, den meiſt noch die ſtaubigen Mehlſäcke des Bäckers, der hier ſein Geſchäft betrieb, verengten, und über zwei ſteile Holztreppen hinauf gelangte man zu einer Zimmerthür, auf der ein angeklebtes Stück Papier von Quartformat den mit Bleiſtift in Antiqua aufgemalten Namen J. Burckhardt trug. Ein kräftiges breites „Herein“ begrüßte den Anklopfenden. Von dem einfachen Schreibtiſch am Fenſter, wo zwei Wachskerzen ihm zur

Lektüre leuchteten, erhob ſich die mittelgroße, gedrungene Geſtalt mit dem kurzgeſchorenen weißhaarigen Charakterkopf, mit dem breit geknoteten ſchwarzen Halstuch und dem grauen Malerhemd, und bot dem Eintretenden freundlich die Hand. Die erſten Fragen Burckhardts gingen immer mit einer rührenden Teilnahme nach des Beſuchers äußerm Befinden, wovon ſich auch eine ſorgfältige Muſterung von Geſicht und Ausſehen zu überzeugen ſuchte; dann ward man zum Sitzen auf dem kurzen Sofa hinter dem runden Tiſch genötigt, während der Gaſtgeber auf dem hölzernen Stuhle zur Seite Platz nahm. In der mäßig großen, aber niedrigen Stube herrſchte gute Ordnung, obwohl kein dienſtbarer Geiſt je zu erblicken war. An der Rückwand ſtand ein Piano. An den Wänden ſah man außer den Geſtellen mit Büchern, Mappen und Schriften hauptſächlich noch, über und neben dem Schreibtiſch, zwei ſchöne große Stiche, das Pantheon und Alt-St. Paul in Rom vorſtellend.

„Nun teilte man mit dem gaſtlichen Junggeſellen, der den Wirt und den Kellner ſelbſt in freundlichſter Weiſe machte, das einfache Abendbrot, das im weſentlichen aus einem langen Abſchnitte einer großen kalten Fleiſchpaſtete beſtand; man mußte erzählen und wieder erzählen und ſehr viel roten Wein dazu trinken. Für allerlei wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Pläne, für Reiſeerlebniſſe, für perſönliche Bekanntſchaften zeigte er das liebevollſte Intereſſe und wußte durch ſeine Zwiſchenbemerkungen und die Art des Zuhörens Beifall und Uebereinſtimmung, Bedenken und Tadel in derſelben feinen bald aufmunternden, bald abmahnenden Weiſe kundzugeben. Man wagte es, auf ſeine freundliche Aufforderung hin, ihm die Skizzenbücher der letzten Reiſe vorzulegen, ihm die Gedichte vom vergangenen auswärts zugebrachten Semeſter, auf die man ja damals ſehr viel hielt, vorzuleſen. Er ſah und hörte alles mit einer Geduld an, die ich jetzt noch mehr als damals bewundere, lobte und tadelte die Verſe mit dem gleichen Wohl-

wollen; wenn es ihm damit zu bunt ward, ſo eilte er ans Klavier und griff frei phantaſierend auf ein vorgeleſenes Stück zurück, das ihm gefallen hatte, und das er nun, den Text vor ſich auf dem Notenbrett, vorweg komponierte und mit ſeiner angenehmen Tenorſtimme durchſang. Dann fiel er in eines ſeiner lieben Schubert-Lieder ein, von denen er die bekannteren auswendig ſang und begleitete, obgleich er es ſich hierin nicht immer zu Dank machen konnte und auch als Aeſthetiker das Klavier ſchalt, an dem man ausſehe wie ein Affe, was bei den Streichinſtrumenten ſo ganz anders ſei. War er beſonders wohlgelaunt, ſo erwiderte er die naiven Mitteilungen der eigenen Produkte des Jüngern durch Vorweiſungen der Skizzenbücher aus ſeinen jungen Jahren und ſtand auch lächelnd zu der eigenen dichteriſchen Thätigkeit, die er ſonſt der Oeffentlichkeit gegenüber verleugnete. Am rührendſten war dieſe ſeine Beſcheidenheit, wenn er von ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſprach, unter denen er die unmittelbare Einwirkung auf Zuhörer bei weitem höher ſtellte als die auf Leſer durch das geſchriebene Wort. Beides, meinte er, könnte niemand vereinigen, und ſo habe auch er nun ſeinen Vorleſungen zu lieb auf das Schreiben verzichtet. Wenn man ihn ſtaunend fragte, wie er denn die glänzenden Anerbietungen des Auslandes, ſeine Lehrthätigkeit auf eine viel größere Zuhörerſchar auszudehnen, habe ausſchlagen können, ſo pries er das beſcheidene ruhige Wirken an unſern Schweizer Hochſchulen im Gegenſatz zu dem oft ſo wenig erbaulichen Treiben an deutſchen Univerſitäten. Er riet auch dem Schüler von jeder Art Betriebſamkeit und Streberei ab und empfahl ihm die freie und uneigennützige Beſchäftigung mit allem was menſchlich ſei, wenn er ein wahrer Menſch bleiben wolle. Als mir einſt einer ſeiner jüngern Kollegen wohlmeinend geraten hatte, mich zu concentrieren und eines Tages mein Cello zu verbrennen, ſtärkte Burckhardt meinen geſunkenen Mut mit manchem kräftigen Spruch über

die Troſtloſigkeit des bloßen Brotſtudiums, dem gegenüber er die Unbefriedigtheit des vielſeitiger angelegten Menſchen als „embarras de richesse“ pries. Wenn man das vielleicht damals nicht gerade nötig hatte, jedenfalls verließ man getröſtet und erhoben den Lehrer, der ja allerdings in der herrlichen Vielſeitigkeit und Harmonie ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Perſönlichkeit einem jungen Manne das erſtrebenswerteſte Vorbild ſchien.

„Drinke Si, Herr V., drinke Si; dä Wî duet kaim Kind nit,“ ſo munterte immer noch der ſtets geſprächiger werdende Wirt den jungen Gaſt auf und pries den feurigen Château-neuf du Pape an, den er ſich auf ſeinen Zügen in die ſonnige Provence als ſeinen Liebling auserwählt hatte. Auch die jugendlichſte Naivetät empfand es endlich gegenüber dieſen dringenden Einladungen des Alten doch gegen 1 oder 2 Uhr als Pflicht, ein Ende zu machen, und der geſundeſte Durſt des Studenten fand es am Platze, das Sympoſion abzubrechen, wenn auch das Gehörte und Angeregte ihn in der mondhellen Nacht herumtreiben mochte, bis über dem St. Albanthor der Morgen graute.“

Die äußere Einfachheit und Schlichtheit Burckhardts, die aus dieſer Erzählung deutlich hervortritt, grenzten faſt ans Unglaubliche: es ſchien, als ob der Verzicht auf allen Komfort des Lebens für Burckhardt geradezu eine Bedingung des Wohlbefindens wäre; ſein ſtarker Körper war an Kälte wie an Hitze gleich ſehr gewöhnt, die letztere namentlich empfand er immer nur als Annehmlichkeit; ſeine meridionale Natur freute ſich der Sonne. In ſeiner ganzen Lebensweiſe blieb er ſtets mäßig. Niemals machte Burckhardt den Eindruck des Ueberarbeitetſeins, ſein Geſicht zeigte ſtets eine geſunde Farbe; ein kerngeſunder Körper diente dieſem reichen Geiſt als Hülle. Von Haſt und Hetze war an ihm nie etwas zu bemerken; der Begriff der Nervoſität fand wohl nur ſehr bedingt Anwendung auf ihn. Er ſtammte aus einer andern Zeit. Dieſem

ſpartaniſch einfachen Mann, der erſt in den letzten Jahren ſich Pflege und Bequemlichkeit gefallen ließ, dem die Unabhängigkeit von all dieſen Dingen als ein Stück individueller Freiheit erſchien, mußte alles, was nach eitler Ruhmſucht oder gar marktſchreieriſcher Reklame ausſah, im Innerſten zuwider ſein. So hat denn auch die Oeffentlichkeit niemals etwas von den vielfachen Ehrungen vernommen, denen ein Gelehrter von Burckhardts Rang natürlich nicht entging. Schon 1855 ernannte ihn das Germaniſche Muſeum in Nürnberg zum ordentlichen Mitglied des Gelehrtenausſchuſſes; 1865 erfolgte ſeine Ernennung zum Mitglied der Göttinger kgl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, 1869 diejenige zum Mitglied der Münchener Akademie — das Schreiben iſt von Liebig als Vorſitzendem, von Döllinger als Sekretär unterzeichnet; in Italien haben die Akademie von San Luca und die Accademia dei Lincei, beide in Rom, 1884 und 1896 Burckhardt zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt, keine allzu frühe Ehrung für den Mann, deſſen Kultur der Renaiſſance ſeit Anfang der ſiebziger Jahre in italieniſcher Ueberſetzung vorlag. Auch die archäologiſche Geſellſchaft in Moskau nahm ihn unter ihre Ehrenmitglieder auf. In Baſel hat ſich Burckhardt alle lauten Huldigungen vom Leibe gehalten; ſo ging das Jubiläum ſeiner 25-jährigen Profeſſorenthätigkeit ohne Kommers und Fackelzug vorüber. Auch wenn ſeine Ablehnung eines Rufes bekannt wurde, wehrte er ſich gegen alle Dankeskundgebungen. Nur die fünfzigſte Wiederkehr des Tages ſeiner Doktorkreierung, 19. Mai 1893, trug einen gewiſſen feſtlichen Charakter durch die prachtvolle Glückwunſchadreſſe, die Prof. Ferd. Dümmler, der ſo früh uns Entriſſene, zu Burckhardts Ehren entworfen hat. Hohen Herrſchaften, überhaupt allem, was irgendwelche unnütze Opfer an Zeit, Toilette und Etikette von ihm gefordert hätte, wich Burckhardt ſtets aus; dagegen hat er ſich z. B. eines gelegentlichen, aller Formalitäten baren Zuſammentreffens mit dem Kronprinzen

von Deutſchland bei einem Kunſthändler in Florenz — irren wir nicht 1875 — gerne erinnert, und auch einer Begegnung mit dem Großherzog von Baden hat er ſich nicht entzogen, als er ſich von allem läſtigen Ceremoniell losgeſprochen wußte.

Wenn wir die Perſönlichkeit Jakob Burckhardts in ihrer Geſamtheit betrachten, ſo wird als ihr charakteriſtiſches Merkmal wohl in erſter Linie das Unabhängigkeitsbedürfnis namhaft zu machen ſein. Seiner Individualität in möglichſter Freiheit von äußeren Einflüſſen und Hemmungen zu leben, erſchien ihm als das begehrenswerteſte Ziel. Wie er in der Wiſſenſchaft ſeine eigenen Wege ging und auf den Gebieten der Kulturgeſchichte wie der Kunſthiſtorie Werke ſchuf, die deswegen vor allem klaſſiſch genannt zu werden verdienen, weil ſie aus einem enorm reichen und ſelbſtändigen Geiſte herausgeboren waren, ſo betrachtete er auch ſeine Lehrthätigkeit in einem weſentlich anderen als dem gewöhnlichen Sinne. In einem Briefe an Friedrich Nietzſche vom 25. Februar 1874, worin Burckhardt dieſem für die Ueberſendung der bekannten geiſtvollen Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie für das Leben“ dankt, ſchreibt er: „Als Lehrer und Dozent darf ich wohl ſagen: ich habe die Geſchichte nie um deſſen willen gelehrt, was man pathetiſch unter Weltgeſchichte verſteht, ſondern weſentlich als propädeutiſches Fach: ich mußte den Leuten dasjenige Gerüſte beibringen, das ſie für ihre weiteren Studien jeder Art nicht entbehren können, wenn nicht alles in der Luft hängen ſoll. Ich habe das mir Mögliche gethan, um ſie zur eigenen Aneignung des Vergangenen — irgend einer Art — anzuleiten und ihnen dieſelbe wenigſtens nicht zu verleiden; ich wünſchte, daß ſie aus eigener Kraft möchten die Früchte pflücken können; auch dachte ich gar nie daran, Gelehrte und Schüler im engern Sinne großzuziehen, ſondern wollte nur, daß jeder Zuhörer ſich die Ueberzeugung und den Wunſch bilde: man könne und dürfe ſich dasjenige Vergangene,

welches jedem individuell zusagt, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen. Ich weiß auch recht wohl, daß man ein solches Streben als zum Dilettantismus führend tadeln mag, und tröste mich hierüber. In meinen vorgerückten Jahren ist dem Himmel zu danken, wenn man für diejenige Anstalt, welcher man in concreto angehört, ungefähr eine Richtschnur des Unterrichts gefunden hat."

Vor dem Vorwurf des Dilettantismus hat sich Burckhardt nicht gescheut; ein Dilettant, so definierte er einmal im Gespräch den Begriff, ist einer, der an seiner Arbeit und seinem Studium Freude hat. Und in dem Kolleg über „das Studium der Geschichte," das Burckhardt zweimal 1868/69 und 1871/72 gehalten hat, rechtfertigte er den sogen. dilettantischen Betrieb der Wissenschaft damit, daß man zwar in einem Zweige als Specialist Meister, daneben aber an möglichst vielen anderen Stellen Dilettant sein müsse zur Mehrung der eigenen Erkenntnis und Bereicherung der Gesichtspunkte.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Auffassung Burckhardts überall da nicht unbedenklich erscheinen muß, wo sein Geist und seine Arbeitskraft fehlen. Beides gehört dazu: mit der Genialität allein ist es nicht gethan, es bedarf einer Unsumme gewissenhaftester Arbeit, namentlich der umfassenden Kenntnis der originalen Aussagen, um dem Rohstoff seinen feinsten und tiefsten Gehalt abzugewinnen. Nur so werden dann die Bilder jene Klarheit und Plastik erhalten, die ihnen als Ganzes den Charakter der Treue und der innern Wahrheit verleihen. Unter der Genialität des Historikers aber werden wir wohl in vorderster Linie verstehen die Gabe der Intuition, des blitzartigen Erfassens des Wesentlichen und psychologisch Wichtigen, das Vermögen, sich in andere Verhältnisse und Personen hineinzuversetzen, sie wie in einer Vision handelnd und leidend zu erblicken. Das macht das Künstlerische

der Geſchichtswiſſenſchaft aus. Burckhardt vereinigte alle dieſe Seiten in ſeinem mächtigen Geiſte. Lehrbar ſind ſie in den ſeltenſten Fällen, das wußte er genau, darum auch ſeine Abneigung gegen Ausdrücke wie Schule und Schüler.

Und dieſe ihm allein angehörige Art wiſſenſchaftlichen Schaffens und Lehrens erhielt ihre beſtimmte Färbung von Burckhardts Anſchauung der Welt. Er trat an die Betrachtung der geſchichtlichen Dinge und Perſonen mit einer gehörigen Doſis von Skeptizismus heran. Er kannte die Mächte der Selbſtſucht und des Ehrgeizes und nahm deshalb die Menſchen ſehr menſchlich. Nichts war ihm verhaßter als der ſeichte Optimismus; Rouſſeau hat er wegen ſeiner Anſicht von der Güte des Menſchengeſchlechts mit dem ehrlichſten Haß bedacht. Trotz dieſer klaren Einſicht in die vielfach ſo wenig anmutenden Motive des Handelns und in die gewaltſame Natur des Menſchen „ſeit Nimrods Zeiten," wie er zu ſagen pflegte, leitete er doch daraus niemals den Satz ab, daß, da das nun einmal ſo iſt, derjenige, welcher ſich am rückſichtsloſeſten, ja brutalſten durchſetzt, der Größte ſei. Im Gegenteil, Burckhardt haßte alle Brutalität und alle Gewaltthätigkeit, er wußte, daß ſie im Grunde ein Todfeind der freien Individualität iſt: ein Calvin mit ſeinem rigoroſen Regiment in Genf war ihm eben ſo widerwärtig als ein Cromwell oder ein Ludwig XIV. oder gar ein Napoleon I. Der letztere nahm in Burckhardts Galerie der Gehaßten einen Ehrenplatz ein; in Rouſſeau und ihm ſah er die zwei verderblichſten Perſönlichkeiten für unſer ganzes 19. Jahrhundert. Wo er auf ſolche Naturen oder Verhältniſſe ſtieß — im Altertum war ihm vor allem der Drillſtaat Sparta ein Greuel — da überließ er ſich der ganzen Stärke ſeiner ſubjektiven Abneigung. „Ein Gran Herzensgüte" glaubte er von den wahrhaft großen Männern verlangen zu dürfen und zu müſſen. Das hat ihm u. a. einen Henri IV. ſo angenehm gemacht. Auch der ſchroffe Bruch mit der

Vergangenheit war ihm zuwider. Nirgends deutlicher als in der Behandlung der Reformationsbewegung zeigt ſich dies. Daß ſie der Phantaſie im Menſchen wenig Nahrung bot, die ganze Entwicklung des künſtleriſchen Schaffens unterband, war ihm tief antipathiſch. Als dann vollends Janſſen mit ſeinem bekannten Geſchichtswerk auf den Plan trat, erhielt dieſe Auffaſſung Burckhardts noch eine weſentlich dunklere Färbung. Die idealen Beweggründe der Reformationsbewegung traten in ſeiner Betrachtung immer ſtärker hinter den materiellen — Abſchaffung der Faſten, Säkulariſation der Kirchengüter — zurück. Auch hier ſtieß ihn das vielfach Gewaltſame in dem Vorgehen der leitenden Männer zurück. In jener Zeit lebend, hätte es Burckhardt ſicher mit Erasmus gehalten.

Mit ſtark peſſimiſtiſcher Stimmung blickte Burckhardt in den Weltlauf hinein. Von dieſer Seite aus hat er auch dem Chriſtentum ſeinen Wert und ſeine Bedeutung abgewonnen. Vom Staatskirchentum hat der Verfaſſer des „Conſtantin“ nicht allzu gut gedacht; die völlige Trennung von Kirche und Staat ſchien ihm durchaus wünſchbar; das moderne optimiſtiſch gefärbte Chriſtentum — ſo hat er ſich in dem oben erwähnten Kolleg ausgeſprochen — hat er dem wirklichen Chriſtentum derer, welche dieſe Welt nicht lieb haben, gegenübergeſtellt. Denn die große, innere, ewige Wahrheit des Chriſtentums erblickte Burckhardt in der Idee vom Leiden dieſer Welt. Am kirchlichen Leben Baſels beteiligte er ſich nicht; doch hat er, aller Halbheit im tiefſten Herzen abgeneigt, der Reformrichtung eine gründliche Abneigung gewidmet, und wenn ihm etwas an Gottfried Keller herzliche Freude bereitet hat, ſo war es deſſen Novelle vom verlorenen Lachen: dieſe Schilderung ſei ewig wahr. Dieſe deutliche Antipathie hat Burckhardt auch auf ſeine Darſtellung des Arianismus übertragen: man muß ihn gehört haben, wie er in der „Kulturgeſchichte des Mittelalters“

mit Behagen die Ohnmacht der Arianer gegenüber den Orthodoxen geſchildert hat; es war die Freude am Siege einer geſchloſſenen religiöſen Anſchauung über eine hinkende, rationaliſierende. Auch im Katholizismus, der ihm wohl weſentlich von der Kunſt aus immer ſympathiſch blieb, war ihm die Richtung des ſog. Altkatholizismus durchaus nicht angenehm.

Wie ſich nun in Burckhardts Innenleben das religiöſe Verhalten konkret geſtaltet hat, wagen wir nicht zu entſcheiden, und der Verſtorbene würde ſich eine Einmiſchung in dieſe Dinge wohl ſelbſt verbeten haben; denn in zuſammenhängender, unmißverſtändlicher Weiſe hat er ſich kaum je darüber vernehmen laſſen. Es lag nicht in ſeiner zurückhaltenden Natur, dergleichen laut herauszuſagen oder gar Propaganda für ſeine Anſchauungen zu machen. Auch im Kolleg über das Studium der Geſchichte iſt er der Religion als innerer Angelegenheit des Menſchen aus dem Wege gegangen, nur als wichtiger Faktor neben Staat und Kultur fand ſie ihre Behandlung, und zwar eine, wenn man ſo ſagen darf, ſtark realiſtiſche. Burckhardt war überzeugt, daß jede religiöſe Bewegung durch ſtaatliche Macht unterdrückt werden kann; auch für das Chriſtentum machte er keine Ausnahme: ohne die Kaiſergeſetzgebung von Conſtantin bis auf Theodoſius II. würde die römiſch-griechiſche Religion noch heute leben. Auch in Bezug auf die Reformation war er der Anſicht, daß nur der Rückhalt am Staat ſie gerettet habe. Begriffe wie der vom Walten Gottes in der Geſchichte wird man bei Burckhardt — im Gegenſatz zu Ranke — nirgends finden. Sein Skeptizismus hätte ihm dies nicht geſtattet.

Mit dieſen Andeutungen wollen wir uns beſcheiden. Der Verfaſſer des „Conſtantin“ und der „Kultur der Renaiſſance“ war in erſter Linie ein freier Geiſt; er war überdies ein Pſycholog, der mit den Realitäten lieber rechnete als mit den Wünſchbarkeiten. In einem ſolch mächtigen Geiſte ſpiegelt ſich die Welt anders als

in andern Menſchenköpfen, und wir wollen uns glücklich ſchätzen, wenn wir uns nur etwas von dieſer Weite des geiſtigen Horizontes anzueignen vermögen. Und dies ſollte das koſtbarſte Erbe Jakob Burckhardts ſein. Nietzſche hat in einer ſeiner Schriften Burckhardt als einen der heute ſo ſelten gewordenen Erzieher geprieſen. Wenn wir das in dem Sinne verſtehen, daß der herrliche Mann in Wort und Schrift ein Erzieher auf das Große, Wertvolle, Schöne hin geweſen iſt, ſo iſt damit vielleicht am Klarſten das Unvergleichliche und Vorbildliche dieſes Lebens ausgeſprochen.

* * *

Das Verzeichnis der Vorträge, das hier folgt, dürfte von Vollſtändigkeit nicht allzu ſehr entfernt ſein. Für die akademiſchen Vorleſungen in der Aula lag mir das von Herrn Profeſſor Overbeck ausgearbeitete, mir gütigſt zur Verfügung geſtellte Verzeichnis (von 1872 an) vor; die ſog. populären Vorträge Burckhardts zu Safran, im Muſeum (Aula und amphitheatral. Hörſaal) und im Bernoullianum hat Herr Profeſſor Alb. Riggenbach von 1865 an zuſammengeſtellt; aus den Protokollen der Antiquariſchen und der Hiſtoriſchen Geſellſchaft (von 1874 an in Eine Geſellſchaft verſchmolzen) hat Herr Dr. Aug. Huber in zuvorkommendſter Weiſe die Vorträge und Mitteilungen Jakob Burckhardts ausgezogen; dem Archivar des kaufmänniſchen Vereins Herrn A. Eckert verdanke ich die Vorträge Burckhardts im Verein junger Kaufleute; ſchließlich hat Herr Dr. Felix Stähelin, ein Großneffe des Verſtorbenen, mit liebenswürdigſter Bereitwilligkeit den vorhandenen Vortragsmanuſkripten Burckhardts die Titel und die Daten entnommen. Eigene Nachforſchungen in den Tagesblättern geſtatteten, verſchiedene Lücken auszufüllen.

Basel: 1844 März 7. und 21.: Der Veltlinermord 1620 (Historische Gesellschaft).

— März 25.: Ueber die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenkrieges (Antrittsvorlesung).

— November 8.: Der Bauriß des Klosters St. Gallen (Antiquarische Gesellschaft).

1844/45 Winter: Geschichte der Malerei (Vorlesungen zu Safran).

1845/46 Winter: Fortsetzung dieser Vorlesungen.

1846 Febr. 12.: Abt Suger und die Kirche von St. Denis (Antiquar. Gesellsch.).

1848 Nov. 2.: Eine Episode aus der Genfer Geschichte (Histor. Gesellsch.).

1848/49 Winter: Vorlesungen über die Zeit des dreißigjährigen Krieges (Safran und Kasino).

1849/50 Winter: Vorlesungen über die Blütezeit des Mittelalters (Safran und Kasino).

1850 Okt. 31., Nov. 14. und 28.: Erzbischof Andreas von Krain (Histor. Gesellsch.).

1851 Jan. 15.: Ueber einen gewirkten Wandteppich (Museumsverein).

— Dez. 11.: Geschichte der Staatsgewalt im spätern römischen Reich (Hist. Gesellsch.).

1852/53 Winter: Vorlesungen über die Zeit Friedrichs des Großen (Aula und Kasino).

1854/55 Winter: Neun Vorlesungen litterarischen Inhaltes (Aula): Seb. Münsters Cosmographie; Calderons „Standhafter Prinz"; Legende des hl. Severin; Einige Dichter Napoleons; Maximes et pensées du duc de la Rochefoucauld; Byrons Childe Harold; Manzoni, Die Verlobten; Schiller, Die Künstler; Corneille, Polyeucte ꝛc.

Zürich: 1855 Dez. 27.: Ueber den Charakter der Königin Agnes von Ungarn (Rathausvortrag).

1856 Jan. 26.: Die ökonomischen Verhältnisse beim Bau der Benediktinerabtei St. Tron in Belgien (Antiquar. Gesellsch.).

— März 22: Der Bau und die innere Einrichtung der ersten, am Ende des zehnten Jahrhunderts errichteten Klosterkirche in Petershausen bei Konstanz nach dem Chronicon Petershusianum und der Vita S. Gebhardi (Antiquar. Gesellsch.).

— Dez. 20.: Die Pluralität der Kirchen bei den mittelalterlichen Klöstern (Ant. G.).

1857 Jan. 17.: Die Beschreibung des Fronleichnamsfestes zu Viterbo i. J. 1462 (Ant. G.).

— Dez. 3.: Rom zur Zeit Gregors des Großen (Rathaus-Vortrag).

— Dez. 5.: Das Fenster der hl. Clara in Königsfelden (Antiquar. Gesellsch.).

1858 Jan. 16.: Die Ziergebäude im Innern von Kirchen (Antiquar. Gesellsch.).

Basel: 1858/59 Winter: Vorlesungen über die Kunst der Renaissance (Aula).

1858 Dez. 9.: Ueber einige Statuetten der Schmidtschen Sammlung (Antiquar. Gesellsch.).

1859 Jan. 5.: Ueber landschaftliche Schönheit (Aula).

— Febr. 25.: Ueber das Freiburger Münster (Aula).

— Nov. 9.: Schillerrede (Aula).

— Jan. 10.: Ueber frühere Säkularisationsversuche im Kirchenstaat (Aula).

— Febr. 9.: Venedig und Florenz im 15. Jahrhundert (Histor. Gesellsch.).

Digitized by Google

Baſel: 1860 Febr. 20.: Drei Bände mit Zeichnungen von Goldſchmiedwerken (Antiquar. Geſellſch.).

— Dez.: Rabelais und ſeine Zeit (Aula).

1861 Febr. 14. Die griechiſchen Bildwerke des britiſchen Muſeums (Antiquar. Geſellſch.).

— März: Der Charakter des Auguſtus (Aula).

1861/62 Winter: 15 Vorleſungen über Kunſt und Altertum (Aula und Kaſino): St. Maurice im Wallis; Altbreiſach; das Muſeum von Colmar; die Weſtminſterabtei; eine deutſche Kirche des 11. Jahrhunderts in vollem Schmuck; das Abendmahl des Lionardo da Vinci; Peter Paul Rubens (2); Teſſin in landſchaftlicher Beziehung; die Wallfahrtsberge von Oberitalien; Holbein als Faſſadenmaler; über Fontainen; ein Kirchhof für Baſel; das Relief; über Betrachtung von Bildern und Gallerien.

1862 Okt. 30. Kleinere Mitteilungen aus der florentiniſchen Geſchichte (Hiſtor. Geſellſch.).

1863 64 Winter: 15 Vorleſungen über die Zeit der Gegenreformation 1560—1600 (Aula).

— „ 2 Vorträge über den Verfall Spaniens ſeit Philipp II. (Verein junger Kaufleute).

1863 März 19.: Das Verhältnis des Rubens zur italieniſchen Architektur (Hiſtor. Geſellſch.).

1864 Mai 3.: Der Wert des Dio Chryſoſtomus für die Kenntnis ſeiner Zeit (Rede bei Eröffnung des Sommerkurſes am Pädagogium).

1865 Jan. 5.: Ueber Deckenverzierungen (Safran).

— „ 12.: Die Kunſtformen des Schmiedeiſens (Safran).

— „ 24.: Das Straßburger Münſter (Aula).

Basel: 1865 Okt.: Zwei Vorträge über die Lage Europas im Jahre 1812 (Verein junger Kaufleute).
— Nov. 12., 19., 26.: Basel nach dem großen Erdbeben (Safran).
— Dez. 12.: Eine Tempelweihe unter Augustus (Aula).
1866 Jan. 25.: Besprechung von Edgar Quinets La Révolution. (Histor. Gesellsch.)
— Okt. 21., 28.: Hans Holbein d. J. (Museum).
— „ 26., Nov. 2.: Der 18. Brumaire 1799 (Verein junger Kaufleute).
— Nov. 6.: Die poetischen Grabschriften der Griechen (Aula).
— „ 13.: Ovid im Exil (Aula).
— „ 20.: Ueber die Heldenlieder der Serben.
— „ 27.: Camoëns' Lusiaden (Aula).
— Dez. 4.: Shakespeares Richard III. (Aula).
— „ 16.: Thongruppen der Renaissance (Antiquarische Gesellschaft).
1867 Dez. 12., 19.: Die Zeit um das Jahr 1000 (Aula).
1867/68 Winter: 2 Vorträge über Karthago als Handelsstaat (Verein junger Kaufleute).
1868 Jan. 16.: Reiterstatuen des Mittelalters (Antiquar. Gesellsch.).
1868 Okt. 15., 22., 29.: Karl der Große (Aula).
1868/69 Winter: 2 Vorträge über die Kolonien der Griechen (Verein junger Kaufleute).
1868 Dez. 9.: Kunsthistorische Mitteilungen in der Antiquar. Gesellschaft.
1869 März 18.: Die Altertümer von Säckingen (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 11., 18.: Gotische Kirchen (Aula).
— Dez. 4.: Schloß von Blois (Aula).

Digitized by Google

Basel: 1869 Dez. 11.: Matthäus Merian (Aula).
— „ 18.: Ueber den Münsterkreuzgang (Aula).
1869 70 Winter: Die Reisen der Araber (Verein junger Kaufleute).
1870 Jan. 13.: Autun (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 8., 15., 22.: Ueber historische Größe.
— Dez. 8., 15., 22.; Alexander der Macedonier (Aula).
1870 71 Winter: 2 Vorträge über Karl den Kühnen (Verein junger Kaufleute).
1871 Jan. 26.: Die Casa di Tiberio auf dem Palatin (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 9., 16., 23: Das Freiburger Münster (Architektur, Skulptur, Malerei) (Aula).
— „ 7.: Glück und Unglück in der Weltgeschichte (Aula).
— Dez. 19.: Die Griechen und ihr Mythus (Aula).
1872 Nov. 5.: Griechische Heroen und Gespenster (Aula).
— „ 14.: Die Odyssee (Aula).
— „ 21.: Cardinal Richelieu (Aula).
— Dez. 3.: Ueber Besichtigung altdeutscher Bilder (Aula).
1872 73 Winter: Das Englische als künftige Weltsprache (Verein junger Kaufleute).
1873 Febr. 18.: Thomas Morus und seine Utopie (Aula).
— Nov. 11.: Bei Anlaß von Vereinsphotographien (Aula).
— „ 28.: Ueber niederländische Landschaftsmalerei (Aula).
— „ 27. und Dez. 4., 11.: Ludwig XI. von Frankreich (Aula).
1873 74 Winter: Wertschätzung der Arbeit im Altertum (Verein junger Kaufleute).

Baſel: 1874 Jan. 15.: Mitteilungen über antike Kunſtwerke (Antiquar. Geſellſch.).
— Nov. 5., 12., 19.: Leben und Sitten des Adels um 1500 (Bernoullianum).
— „ 24. und Dez. 1., 8.: Niederländiſche Genremalerei (Aula).
1874 75 Winter: Augsburg im 15. Jahrhundert (Verein junger Kaufleute).
1875 Nov. 4.: Wallenſtein laut der Geſchichte (Bernoullianum).
— „ 11.: Schillers Wallenſtein (Bernoullianum).
— „ 16.: Ein Gang durch das vatikaniſche Muſeum (Aula).
— „ 23.: Der Don Quixote des Cervantes (Aula).
— Dez. 2.: Die Wandgemälde in der Krypta des Basler Münſters (Hiſtor. Geſellſchaft).
1876 Nov. 7.: Die Kochkunſt der ſpätern Griechen (Aula).
— „ 14.: Das Phäakenland Homers (Aula).
1876 Nov. 23., 30.: Scenen aus den Mailänder Kriegen ſeit 1521 (Bernoullianum).
1876 77 Winter: Aus den letzten Zeiten Philipps II. (Verein junger Kaufleute).
1877 März 15.: Der falſche Demetrius (Bernoullianum).
— Okt. 25., Nov. 1.: Spanien unter Philipp II. (Bernoullianum).
— Nov. 6.: Rembrandt (Aula).
— „ 13.: Ueber den Rokoko (Aula).
1878 Jan. 31.: Das Bild des Domherrn Angerer von Holbein in Innsbruck (Hiſtor. Geſellſchaft).
— Nov. 7., 14., 21.: Talleyrand (Bernoullianum).

Basel: 1879 Febr. 3.: Jakob Ruysdael (Aula).
— „ 10.: Claude Lorrain (Aula).
— „ 20.: Mitteilungen über das Basler Konzil (Tagebuch des Andrea Gattaro) (Histor. Gesellsch.).
1880 Nov. 10.: Vorweisung der Photographie einer etruskischen Aschenkiste (Histor. Gesellsch.).
1881 Febr. 8., 22.: Napoleon I. nach den neuesten Quellen (Aula).
1882 Febr. 7.: Rafael als Porträtmaler (Aula).
— „ 21.: Ueber die „Aechtheit" alter Bilder (Aula).
1883 Jan. 16. und 30.: Aus großen Kunstsammlungen (Aula).
— Febr. 1.: Mitteilungen über neuere kunsthistorische Schriften (Histor. Gesellsch.).
— Okt. 30.: Die Griechen und ihre Künstler (Aula).
— Nov. 13.: Reise einer Kaiserbraut (1630) (Aula).
1884 Febr. 7.: Mitteilungen über neue kunsthistor. Publikationen (Histor. Gesellsch.).
— „ 12.: Die Weihgeschenke der Alten (Aula).
— Okt. 28.: Pythagoras (Wahrheit und Dichtung) (Aula).
— Nov. 13.: Ueber erzählende Malerei (Aula).
— „ 12.: Mathias Grünewald von Aschaffenburg (Histor. Gesellsch.)
1885 März 10.: Die Anfänge der neuern Porträtmalerei (Aula).
— Okt. 27.: Die Malerei und das Neue Testament (Aula).
— Nov. 10: Prozessionen im Altertum (Aula).
1886 Febr. 2.: Format und Bild (Aula).
— Okt. 20.: Anton van Dyck (Aula).

Basel: 1886 Nov. 9.: Byzanz im 10. Jahrhundert (Aula).
1887 Febr. 15.: Die Allegorie in den bildenden Künsten (Aula).
— Okt. 25.: Demetrius der Städtebezwinger (Aula).
— Nov. 1.: Shakespeares Makbeth (Aula).
— „ 15.: Die Briefe der Madame de Sevigné (Aula).
1888 März 15.: Ein antikes Grabdenkmal zu St. Remy (Histor. Gesellsch.).
— Dez. 20.: Erläuterung von Photographien nach ägyptischen Porträts (Histor. Gesellsch.).
1889 Jan. 3.: Das Brevier Grimani in der Biblioteca Marciana (Histor. Gesellsch.).
— Febr. 29.: Erläuterung von Photographien spanischer Baudenkmäler (Hist. Gesellsch.).
— Okt. 24.: Skulpturen der christlichen Epoche (Berliner Katalog) (Histor. Gesellsch.).
1890 März 27.: Der venezianische Historiograph Marino Sanuto (Histor. Gesellsch.).
— Okt. 16.: Mitteilungen über Barockbaukunst (Histor. Gesellsch.).
1892 März 24.: Die Gemälde des Senators Giovanni Morelli in Bergamo (Histor. Gesellsch.).
— Dez. 15.: Marienkrönung in der bildenden Kunst. (Histor. Gesellschaft).

* * *

Unserer biographischen Skizze sind zwei Porträts Jakob Burckhardts beigegeben. Das eine verdanken wir der Güte des Herrn Professor Bernhard Kugler in Tübingen, es stammt von dessen Vater Franz Kugler und giebt den ca. 30-jährigen Burckhardt; das zweite hat ein Großneffe des Verstorbenen, Herr

Kunſtmaler Hans Lendorff in den letzten Jahren gezeichnet; es zeigt den über 75-jährigen Burckhardt. Den beiden Herren ſei für ihre liebenswürdige Ueberlaſſung der ſchönen Bildniſſe an dieſer Stelle der wärmſte Dank ausgeſprochen. Zum Schluß erübrigt mir noch, allen denen herzlich zu danken, die durch Mitteilungen oder ſonſtige Unterſtützung dieſe Arbeit, der ſo kurze Friſt zu ihrer Entſtehung zu Gebote ſtand, gefördert haben: wir nennen vor allem die Herren Dr. J. Oeri, Dr. Felix Stähelin, Antiſtes v. Salis, Dr. Rudolf Wackernagel und Profeſſor Jakob Wackernagel, Guſtav Stehelin, Dr. Hans Frey, Profeſſor F. Vetter in Bern, E. A. Seemann in Leipzig. — Die Erziehungsakten aus dem Staatsarchiv ergaben manchen intereſſanten Aufſchluß. — Von Nekrologen über Burckhardt erwähnen wir noch den Profeſſor Ad. Philippi's in Hannover in den „Grenzboten" vom 2. September 1897 und den Profeſſor Breyſigs, Berlin, in der „Zukunft" vom 21. Auguſt 1897, ſowie den Artikel G. Keyßners in den „Münchener Neueſten Nachrichten" vom 21. Auguſt 1897.

H. Trog.

Georg Kiefer-Bär.

Von A. Im Hof.

Als das Bild eines Mannes, der durch eine Reihe von Jahren an der ſtaatlichen und kommerziellen Entwicklung unſeres Gemeinweſens regen Anteil genommen hat, mag die Darſtellung von Georg Kiefers Leben auf freundliches Intereſſe zählen dürfen. Sie zeigt einen ſtarken Charakter, der ſeine Gaben in ſteter Arbeit zu nutzen wußte, und ſo der Vaterſtadt manches Werk ſeiner fruchtbaren Thätigkeit hinterlaſſen hat. Zugleich bringt ſie, beſonders in den erſten Abſchnitten, manche Erinnerung an frühere Ereigniſſe und Zuſtände: ein gutes Stück des alten Baſel.

So viel wie möglich, wurden dabei Kiefers eigene Aufzeichnungen benutzt, die er in ſeinen letzten Lebenstagen als ein Andenken für ſeine Familie niederſchrieb.

I.

„Meine Eltern waren Johann Kiefer aus Hegelberg (Bad. Wieſenthal, und Maria, geb. Hodel, von Arisdorf. Von zehn Kindern war ich das vierte, geboren am 25. Februar 1823. Der Vater, ein ſtrenger, mitunter harter Mann, war ein tüchtiger Papierer, der die ſchwerſte Arbeit nicht ſcheute. Wir Kinder waren ihm lieb und wir hatten ihn gerne; nichts war ihm herrlicher, als wenn er im Kreiſe der Seinigen ein Lied ſingen konnte. Trotz ſeiner mangelhaften Erziehung hat er gut rechnen können; auch ſein gerader,

rechtlicher Sinn machte ihn bei ſeinen Mitarbeitern und bei Jedermann beliebt und geachtet. Er kam als zwölfjähriger Burſche nach Baſel; ſein Debut war als „Wegglibueb," ſpäter wurde er Papierer und ſtellte überall ſeinen Mann. Mit ſeiner Frau, die er ſehr lieb hatte, lebte er nach ſeinem Sinne recht und gut; meine Mutter hatte ihn lieb und war glücklich, wenn er mit ihr und den Kindern zufrieden war.

Meine Mutter, die einer Lohnwaſcherei vorſtand und damit viel zu thun hatte, war eine äußerſt liebevolle, herzensgute Frau. Ein Blick von ihr galt uns Kindern viel und richtete Wunder aus; wir liebten ſie alle herzlich, meine größte Freude war, ſie zufrieden zu wiſſen. Wenn ſie ihre lieben Kinder um ſich hatte, war ſie ſelig und wir glücklich."

Die Familie war groß, der Verdienſt ſchwer und die Kinder mußten früh bei allem mithelfen. Kiefer erzählt darüber:

„An Arbeit fehlte es uns daheim nicht; Waſſertragen, Holzſpalten war unſeres Amts neben den Schulaufgaben. Morgens um fünf Uhr waren mein Bruder Hans und ich beordert, das Holz für die Wäſche zu ſägen. Eine andere harte Arbeit, welche wir, und beſonders Schweſter Marie mitmachen mußten, beſtand in dem Aufhängen des naſſen Plunders in dem nahen St. Albanturm. Im Winter und bei ſchlechtem Wetter war das Durchziehen der Wäſche am St. Albanteich keine Kleinigkeit; aber noch ſchwieriger war das Heraufſtragen derſelben durch einen Teil des St. Albanthales (wo wir wohnten), die Stiege gegen das Thor und nachher die vielen Treppen herauf. Da mußte man geſund ſein, um das mitmachen zu können. Nach vollbrachter Arbeit fand ein munterer Tanz auf jener Höhe ſtatt, zum Beweis, wie froh und lebensluſtig wir uns fühlten."

Der Vater betrieb zu Hauſe eine Wirtſchaft und daneben eine Zeitlang eine zweite in der St. Albanvorſtadt; es zeigt ſich

darin ein Unternehmungsgeiſt, der im Sohne ſich ſpäter aufs ſchönſte entfaltete, der damals aber für ihn hart genug war: „Gar oft mußte ich da den Kellner ſpielen. Manchmal kam ich erſt um 11 Uhr nach Hauſe, mußte warten, bis die paar traurigen Gäſte von Trinken und Spielen genug hatten. Es waren das unheimliche Nächte für einen zwölfjährigen Jungen. Einmal mußte ich bis ſpät in der Nacht wirten; unglücklicherweiſe hatte ich den Hahn am Faß nicht gehörig zugedreht, ſo daß ein gutes Quantum Wein auf den Boden floß. Als man das fatale Ereignis andern Tages dem Vater mitteilte, ward er fürchterlich zornig, ſo daß meine liebe Mutter und die Geſchwiſter Angſt für mich hatten. Schweſter Marie begab ſich in die Papierfabrik, wo der Vater arbeitete und bat für mich; meine liebe Mutter fütterte meine Kleider um den ganzen Körper mit altem Papier aus, damit die Schläge weniger ſchrecklich treffen ſollten und ſo ausgerüſtet erwartete ich mein Schickſal. Der Vater kam heim, alle drängten ſich mit Bitten an ihn; das half und ich kam für diesmal mit der ausgeſtandenen Angſt davon.“ Aber ſelten ging es ſo glatt ab; einmal bemerkt er: „Da bekam ich das Seil zur Genüge zu ſpüren, am Buckel und ſonſt konnten Abends die blauen Merkmale geſalbt werden.“

Es war alſo ein hartes und rauhes Leben im Elternhaus. Und rauh, gewaltthätig und gefährlich war auch Spiel und Erholung. Der Rhein und der St. Albanteich gab Gelegenheit zum waghalſigſten Schwimmen, es wurde eifrig geturnt und während der Schulzeit waren beſonders beliebt die Kämpfe, die die Jugend verſchiedener Quartiere ausfocht.

„Wenn es hieß: „Die Dalbelochlemer kommen,“ ſo nahm Alles Reißaus. Unſere Waffen waren die Holzſchuhe; mit dieſen zogen wir aus und nahmen es mit einer ziemlichen Anzahl Aeſchlemer oder Steinlemer auf. Nicht daß wir nicht auch aufs Dach

kriegten: ſo einmal in der Malzgaſſe, wo ein Trupp Steinlemer uns gegenüberſtand; dort erhielt ich von einem großen Gegner einen ſchweren Schlag mit einem Baumſtämmchen auf den Kopf, ſo daß ich die Beſinnung verlor. Herr Oberſt Stehlin mußte die Parteien dazumal von einander trennen; mich trug man blutend nach Hauſe."

Die Beſchäftigungen der freien Zeit kamen aber auch zum Teil der Haushaltung zu Gute; ſo wenn im Rhein oder in der Birs gefiſcht wurde; „auch war uns," ſagt Kiefer, „das Stauchen nicht unbekannt; im Gegenteil machte es uns viel Freude und verſorgte unſern Tiſch oftmals mit Leckerbiſſen. Die Lehenmatten und weiter waren unſer Gebiet; wir brachten Kartoffeln, Aepfel Birnen und hauptſächlich Nüſſe mit nach Hauſe, wo wir ſie aufſpeicherten. Oft genug iſt uns der Bannwart nachgezogen: wir ſchwammen über die Birs und den Rhein hinunter und ließen dem guten Mann das Nachſehen. —

Sonderbar bedünkt es mich heute, daß unſere Eltern ſolche Räubereien zuließen. Dieſes Stauchen ſah man eben damals als nicht verbrecheriſch an."

In ſolchen Verhältniſſen konnte der Schule nur wenig Raum gewährt werden; Kiefers Schulzeit dauerte bis zum vierzehnten Jahre und nachher hat er nie mehr Gelegenheit gehabt, einen ſyſtematiſchen Unterricht zu genießen. Seinen Lehrgang erzählt er folgendermaßen:

„Mit Beginn des fünften Jahres beſuchte ich die ſogenannte Häfeliſchule und nachher die Schule der Herren Magiſter Weiß und Oſer. Beide Lehrer waren mir lieb, beſonders Herr Oſer. Mit dem neunten Jahre kam ich in die Realſchule (der heutigen Sekundarſchule entſprechend), welche ich bis zum zwölften Jahre beſuchte. Die Lehrer Wagner, Doudié, Eckert ſind mir immer noch in guter Erinnerung. Der erſtere, welcher uns Rechnen, Deutſch und Geſang lehrte, war ein guter Schulmeiſter, etwas ſtreng, aber

Photogravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin.

er unterrichtete gut. Doudié im Franzöſiſchen dozierte mit Nachdruck den Spruch: Wenn Dich Dein Vater lieb hat, ſo giebt er Dir die Rute. An Herrn Dr. Eckert hatte ich einen guten Befürworter, oft mahnte er mich und ſagte: „Kieſer, was Du in Deinen Kopf kriegen kannſt, behalte feſt, das wird Dir Niemand mehr nehmen.“ Ich danke es ihm ſehr, es war ein guter Rat. Nach Verfluß von drei Jahren wurde mir das Vergnügen zu teil, in die vierte Klaſſe des Gymnaſiums verſetzt zu werden, in welcher Klaſſe uns namentlich Herr Girard gut vorwärts brachte. Herr Rektor LaRoche war mir ebenfalls ſehr gewogen, ich danke heute noch für ſeine Freundlichkeit.“

Der hier erwähnte Uebertritt aus der damaligen Realſchule in das Gymnaſium war dadurch ermöglicht, daß Rektor LaRoche den beiden Anſtalten vorſtand, und daß im Gymnaſium das Lateiniſche in jener Zeit freigegeben war. Die Verſetzung geſchah offenbar als Anerkennung des Fleißes und der Tüchtigkeit, die Kieſer in der Schule bewies, und die Art wie er ſie erwähnt, zeigt deutlich die Genugthuung, die er noch ſpäter darüber empfand.

In die Schulzeit fällt auch der Konfirmationsunterricht, den Kieſer bei dem Seelſorger der St. Albangemeinde genoß. In reifen Jahren war es ihm oft leid, daß es dieſem, damals ſchon alten Manne nicht gelungen ſei, in ihm eine feſte religiöſe Ueberzeugung zu wecken. Er geſtand ſich das Bedürfnis eines beruhigenden Glaubens wohl ein, und das immer deutlicher, je mehr ihn ſchwere Lebenserfahrungen trafen: aber den Formen des kirchlichen Lebens blieb er fremd: einmal weil er nie recht gelehrt worden, ſich darin zu bewegen und dann nicht zum Mindeſten, weil er ſich, eben infolge ſeiner Unſicherheit, nie an einer beſtimmten Richtung anſchließen wollte.

Auch die kurze Dauer ſeiner Schulzeit hat Kieſer ſpäter oft beklagt, wenn er ſich auch bewußt war, während derſelben ſo viel

als ihm geboten wurde, ſich angeeignet zu haben und wenn er auch nie vergaß, daß es für ſeine Eltern ſchon ein Opfer geweſen war, ihn ſo lange am Unterricht teilnehmen zu laſſen. Er anerkannte aber ſtets gerne die Ueberlegenheit von Leuten, die mehr gelernt hatten, als er ſelbſt, wenn ſie ihm nur ſonſt achtbar erſchienen, und beſonders zu manchen Gelehrten unſerer Stadt hatte er ein ganz unerſchütterliches Zutrauen.

II.

Im Jahre 1837 trat Kieſer als Lehrling in die Quincaillerie-handlung der Herren Ronus & Holzach an der Eiſengaſſe, und damit gleich in den Geſchäftszweig ein, dem er ſein Leben lang auch in der eigenen Handlung treu blieb. Er berichtet davon, daß er gern dort war, ſeinen Chef achtete und ſich Mühe gab, das Geſchäft kennen zu lernen. „Das größte Vergnügen empfand ich im Verkaufe," bemerkt er dabei, „was meiner ſpätern Lebensſtellung die Richtung gab."

Seine Chefs waren wohl mit ihm zufrieden:

„Ich hatte meine Lehrzeit noch nicht ganz beendigt (im ſiebenzehnten Jahre), als unſer Reiſender aus dem Geſchäft austrat und an mich die Frage kam, ob ich die Reiſen übernehmen wolle, als einziger Reiſender für die ganze Schweiz und Savoyen. Begreiflich waren meine Kenntniſſe in der Branche noch gering, doch mein Chef hatte Zutrauen zu mir, flößte mir Mut ein und ich, „ich fühlte mich." Die Sache wurde abgemacht, in einigen Wochen ſollte ich meine erſte Tour beginnen.

Mein Debut gefiel mir nicht ganz, meine Herren Chefs waren weder Wagenlenker noch Pferdekenner, und es ſollte mein Vater mit mir aufſteigen, um mir zu zeigen, wie die Zügel zu handhaben ſeien, und auf welche Seite man den Fuhrwerken auszuweichen habe. Seine Begleitung ging vom St. Albanthor bis aufs

Ruchfeld, dort nahm er Abſchied und überließ mich meinem Schickſal. Meiner lieben Mutter hatte ich zu Hauſe mein Lebewohl geſagt, und ſie entließ mich mit Angſt und Thränen und doch auch mit Genugthuung. Vom Ruchfeld fuhr ich glücklich, im Gefühle ein Geſchäftsmann zu ſein, bis zur Hälfte Weges gegen Reinach; dort zeigten ſich eine Anzahl Burgunderwagen, wie ſolche dazumal üblich waren. Den erſten Wagen paſſierte ich gut, auch den zweiten und dritten, der vierte karambolierte mir meinen Wagen ſo ſtark, daß das Fuhrwerk umſtürzte; ich ſelbſt war in der Chaiſe eingeklemmt, die Muſterkarten im Waſſergraben, der Schimmel ging mit den „Landen“ davon, den Weg nach Reinach. Ich hatte Mühe unter dem Wagen hervor zu krabbeln, die wackern Fuhrleute richteten meinen Wagen wieder auf, und halfen mir die Muſterware ſammeln. Was nun in dieſem Falle thun? Die Leute um mich herum redeten mir zu, wieder nach Baſel zurück zu kehren, was mir aber nicht beſonders gefiel. „Lieber nach Neapel,“ meinte ich dazumal, als zurück nach Baſel. Nach Verlauf von zwei Stunden brachten wir das Pferd zurück, mit ſamt den Landen; der Schimmel blutete an dem Bein, und hatte furchtbar Angſt. Man flickte das Fuhrwerk und neben demſelben hinlaufend erreichte ich gegen Mittag Reinach.

Dort empfing ich ſchon vom Geſchäft aus die Kunde, daß ich ſofort umkehren müſſe, was mir aber nicht behagte.

Nach verbeſſerter Reparatur der Chaiſe und Waſchen der Wunde des Pferdes ſetzte ich meinen Weg nach Laufen fort, woſelbſt ich wohlbehalten eintraf. Der erſte Schreck war überſtanden, mein Brevet als Geſchäftsreiſender hatte ich gelöst. Von da an ging es ganz ordentlich, ſpäter gut. Ein Kunde von Pruntrut frug mich vergnügt: Que veux-tu, mon garçon? Ganz beſcheiden machte ich ihm meine Offerte: Je suis le voyageur de MM. Ronus & Holzach à Bâle! Das gab dann ein anderes Bild! — Das

erzähle ich, um zu zeigen, wie jung und klein von Geſtalt ich damals war. Nach und nach hat ſich die Sache gemacht; ſo war mein Debut.

Während zehn Jahren, ich hoffe zur Zufriedenheit meiner Herren, beſorgte ich nun die Geſchäftsreiſen. Dieſe Zeit nenne ich eine intereſſante Zeit meines Lebens. Ich lernte Land und Leute kennen, vieles habe ich geſehen und erlebt. Das Zutrauen meiner Kunden kam mir in der Folge ſehr zu ſtatten, wir wurden mehr und mehr Freunde, und ich habe in ihren Familien manche ſchöne Stunde zugebracht. Die meiſten meiner Kunden ſind dahin geſchieden, ich habe ſie überlebt und blicke dankbar zu ihnen zurück. Ich kann nicht alles erzählen, was ich als Geſchäftsreiſender erlebt habe; viel ſchöne und glückliche Tage, auch mitunter trübe und harte, doch bei meiner Geſundheit und meinem Temperament mehr ſorgenfreie und heitere.

Welche Freude verurſachte meine Heimkehr jedesmal meiner lieben Mutter; mein Seppli, der mich Jahre lang führte, ließ beim Einfahren durchs St. Albanthor ſein Poſthorn erſchallen, und dieſes Signal wohl kennend, ſtieg meine liebe Mutter jedesmal auf den Eſtrich, mich von weitem zu bewillkommen. Meine Abweſenheit von Baſel betrug für eine Reiſe fünf bis ſechs Monate."

Aber nicht nur den Verkauf in der Schweiz hatte Kiefer zu beſorgen: ſein Unternehmungsgeiſt fing ſich an zu regen und bethätigte ſich im Intereſſe ſeines Chefs auch außerhalb ſeines eigentlichen Reſſorts:

„Schon ſeit längerer Zeit," ſagt er, „fühlte ich die Notwendigkeit, durch direkte Einkäufe in Paris unſer Geſchäft zu fördern. Man ſchickte mich eines ſchönen Morgens nach dieſer Stadt. Drei Tage und drei Nächte brauchte man, um dahin zu gelangen. In der Rotonde mit Auswanderern eingepfercht, kamen wir endlich doch glücklich an. Im Hôtel de France, rue

St. Denis, war mein Absteigequartier. In diesem Hotel versammelten sich jeden Tag hunderte von Kleinfabrikanten und Courtiers, welche die Articles de Paris offerierten. Dieses Feilbieten von allen möglichen Waren, durch verschiedene männliche und weibliche Verkäufer, bestürmte mich Anfänger so ziemlich. Zudem unterließ ich unbegreiflicher Weise nach Hause zu schreiben. Nach Verfluß von drei Wochen glaubte ich genug gekauft zu haben, ich packte meine Siebensachen ein, beförderte Kisten und Koffer nach Basel. Mit etwas erleichtertem Beutel und etwas erschwertem Gewissen kam ich in Basel an. Vorwürfe wurden mir nicht zu Teil, nur über die ausgepackte Ware beklagte sich mein Chef. Ich dagegen war guten Mutes und erklärte alles verkaufen zu können, was ich mitgebracht habe. Das war nun auch der Fall und von da an unternahm ich jedes Jahr die Reise."

Erholung brachte dem jungen Kaufmanne in der freien Zeit das Turnen und seine Ferien waren der Militärdienst:

„Schon während meiner Schulzeit war ich ein eifriger Turner und betrieb diesen Sport noch viele Jahre. Turnerfreund bin ich heute noch und sehe ich in den richtigen Uebungen eine große Wohlthat für den Körper und den Geist. Einige Lorbeerkränze (Zürich und Basel) wurden mir zugeteilt; was mir besonders ansprach, das waren unsere Turnfahrten, welche jedem jungen Mann und zukünftigen Militär sehr zu empfehlen sind. Turner, welche Turnfahrten mitgemacht hatten, waren beim Militär diejenigen, die am meisten aushielten und die Anstrengungen beim Marsche am besten ertrugen. Ehrenmitglied des schweizerischen Turnvereins zu sein, freut mich auch heute noch. Durch das Turnen lernt man seine Kraft kennen und schätzen, was mir im Leben oft zu gute kam; ein sicherer Blick, ein richtiges Anfassen wird erzielt, nur übertreibe man die Sache nicht; überflüssig sind allzuschwierige Kunstübungen und Kraftanstrengungen. Manche meiner Jugendfreunde, als beste

Turner haben dadurch ein frühes Grab gefunden. Aber durch Schätzung seiner Kraft gewinnt der junge Mann Mut und Ausdauer, was in vielen Fällen sehr nützlich sein kann."

Gerade das durfte Kiefer damals bei einem Unglücksfall beweisen. Für seine mutige Hilfeleistung erhielt er ein Dankschreiben der Regierung (8. Januar 1844):

„Im „Dalbeloch" hauste in dem sogenannten Letziturm (ein viereckiger letzter Turm aus den Befestigungen, zur Oserschen Papierfabrik gehörend) ein altes Mannli in einer Kammer, welche an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ; nach Feierabend kamen gewöhnlich etliche Besucher zu ihm, um den Abend mit Plaudern und Singen bei ihm zu verbringen. Unter seiner Kammer war ein hohler Raum, in der Tiefe aber 10 Fuß Wasser. In einer finstern Nacht wurde an mein Fenster heftig geklopft, mir zugerufen, der Turm, d. h. der Boden von Joggelis Kammer sei eingefallen, mit mehreren Personen zur Tiefe gestürzt, ich möchte doch aufstehen und helfen.

In wenigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Schon waren der Männer, Beamte und Papierer, viele am Platze, aber keiner wagte den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Nach Orientierung und nachdem Stricke, Stangen und Haken zur Stelle geschafft waren, fragte ich die Umstehenden, wer mit mir in die Tiefe von 20 bis 25 Fuß steigen wolle, um mit Hand zur Hilfeleistung anzulegen. Zwei Burschе fanden sich bereit, sie mußten die Stricke halten und ich stieg durch die halbgeborstenen Hausbalken in die Tiefe, eine Laterne ließ mich die armen in Todesgefahr schwebenden Opfer erkennen, und nach mühevoller Arbeit gelang es uns vier Menschen heraufzubefördern; zwei konnten nicht gerettet werden. Wie dankten wir Gott, als wir durch die querliegenden Balken wieder zur Sicherheit kamen." —

Seine Tüchtigkeit bewies Kiefer auch im Militärdienst. Als Soldat war er bei seinen Kameraden sehr beliebt und erhielt sich dieses Zutrauen auch später als Offizier bei Untergebenen und Vor-

geſetzten. Aus ſeinen früheſten Dienſtzeiten bewahrte er eine Menge fröhlicher und ernſter Erinnerungen; freilich war auch das ſchweizeriſche Soldatenleben um die Mitte des Jahrhunderts noch heiter und gemütlich genug. Nicht nur unter ſich trieben die Soldaten Spaß und Mutwillen, auch den Offizieren gegenüber war manches erlaubt und wurde manches nachgeſehen.

Einige dieſer Erinnerungen mögen hier ihren Platz finden:

„In der Thuner Kaſerne wußte ich einen Weg über das nächſte Dach ins Freie und benutzte ihn am Abend nach dem Zimmerappell ſo oft mich die Luſt dazu ankam. Eines Abends erwiſchte mich ein Offizier und fragte mich, was ich auf dem Dache zu thun habe. Ich antwortete ihm, ich ſei Aſtronom und beobachte den Lauf eines Geſtirnes, der Venus. Begreiflich lud er mich ein zurück ins Zimmer zu wandern, was ich als ordnungsliebender Soldat ſogleich befolgte. —

Ein andermal, an einem Sonntag, wurde unſere Kompagnie konſigniert, d. h. wir hatten nachmittags alle zwei Stunden Appell. Beim Erblicken eines Vierſpänners kam uns die Idee, denſelben zum Entwiſchen zu benützen. Der Kutſcher war ein mir befreundeter Mann, Leipzig aus Baſel. Wir engagierten denſelben, punkt zwei Uhr vor der Kaſerne zu ſein. Nach dem Appell beſtiegen wir den Wagen, unſer Solothurner Wachtmeiſter neben dem Kutſcher auf dem Bock, Freund Herport aus Arlesheim als Jäger auf dem Hinterbrett ſtehend, wir vier Basler bequem in dem Kaſten. So fuhren wir von dem Appellplatz vierſpännig fort, um um 4 Uhr und 6 Uhr wieder das gleiche Spiel weiter zu treiben. Die Herren Offiziere zeigten ihren Aerger, konnten uns aber nicht beſtrafen. Dem Schulkommandanten mißfiel unſer Witz weniger, er ſuchte uns am Abend im Freihof auf und trank ein Glas Wein mit uns; er meinte, für diesmal wolle er die Sache dahin gehen laſſen, aber ein zweitesmal ſollten wir die Komödie nicht mehr aufführen.“

Dergleichen luſtige Streiche hinderten doch nicht, daß daneben die ernſte Arbeit auch ernſt und eifrig gethan wurde. Kiefer wurde Gefreiter, dann Wachtmeiſter und als ſolcher nahm er am Sonderbundskriege teil.

„Unſer damaliger Hauptmann Paravicini gab uns Allen Freudigkeit und Vertrauen, mit ihm ziehen zu dürfen.

Die hohe Regierung von Baſel-Stadt und durch ſie Oberſt Stehlin nahm unſern Eid in Empfang und nach einigen kräftigen Worten von ihm waren wir in den eidgenöſſiſchen Dienſt aufgenommen. Einen Wermutstropfen ſpürten wir Alle: gegen unſere Landsleute kämpfen zu müſſen, that uns weh, aber die Pflicht überbot alles, wir fügten uns gerne dem Gebote, Offiziere und Soldaten.

Ich erinnere mich gerne jenes Morgens, als die Batterie abzog, wie viele Freunde und Freundinnen begleiteten uns bis zur Hardt und gar bis nach Bubendorf. Die meiſten meiner intimen Freunde dienten bei der Batterie und das gab uns einen feſten Halt.“

Die Basler Batterie zog mit den eidgenöſſiſchen Truppen vor Freiburg und ging dann nach der Uebergabe der Stadt über Bern und Bremgarten gegen Luzern. Sie wurde aber im Kampfe bei Gislikon nicht verwendet und kehrte nach dem Einzug in die Hauptſtadt des Sonderbundes über Zürich nach Hauſe zurück.

Bald nach dem Feldzuge wurde dann Kiefer zum Offizier befördert, erhielt ſpäter die Führung ſeiner Batterie, mußte aber aus Geſchäftsrückſichten die Ernennung zum Major ablehnen. Im Jahre 1860 trat er aus ſeiner Stellung zurück. Als Dank und Abſchiedsgruß übergab ihm die Mannſchaft ſeiner Batterie einen ſilbernen Becher, den er allzeit hoch in Ehren hielt.

Im Soldatenrock hat Kiefer auch zum erſten Male ſeine politiſche Geſinnung bethätigt: durch ſeine Teilnahme am ſogen.

Käppiſturm, den 4. Auguſt 1845. (Seine Darſtellung des Vorgangs iſt in der Beilage abgedruckt.)

„Die damalige Geſchlechterherrſchaft in Baſel aufzulöſen, den demokratiſchen Prinzipien mehr Rechnung zu tragen," war, wie Kieſer es ausdrückt, das Beſtreben der Jungmannſchaft. Und wenn der Käppiſturm dieſe Anſichten ſelbſt den Regierenden kaum zum Bewußtſein gebracht hat, ſo war er doch ein Zeichen kräftigſter Reaktion gegen ihr Syſtem und das Signal zum offenen Kampf auch im Ratsſaal. Kieſer, der Arbeiterſohn aus dem „Dalbeloch" mußte ſich dieſer Bewegung anſchließen, und er hats, ſo jung er war, mit ganzem Herzen gethan. Zwar, wie der Käppiſturm ſelbſt ein Aufbrauſen der empörten Leidenſchaften war, bei dem der Ueberlegung wenig Raum blieb, iſt auch Kieſer in jenen Jahren oft unvorſichtig und leidenſchaftlich genug geweſen.

So wetterte er einmal auf der Reiſe in dem damals ſo unruhigen und erbitterten Luzern gegen die konſervative Regierung des Kantons. Einige Tage vor dem Käppiſturm, am 19. Juli, war Ratsherr Leu in Eberſol, der Führer der luzerner Ultramontanen ermordet worden, und die Unterſuchung, die von einem erbitterten Parteigänger des Ermordeten geführt wurde, war manchem Unbeteiligten gefährlich. Am 12. Dezember kam Kieſer wiederum nach Luzern und wurde ſofort verhaftet.

„Aus dem Hotel zum Rößli wurde ich auf die Polizei transportiert, von einem Polizeilieutenant mit den Worten angefahren: „Wie heißen Sie? Was treiben Sie in Luzern?" Meine Antwort erfolgte ſofort, ich ſei für das Haus Ronus in Baſel in Geſchäften hier. „Ich will es kurz mit Euch machen, Ihr ſeid am Leuenmord beteiligt," ſo ſchnauzte mich der Lieutenant an. „Ich glaube, Sie ſind verrückt," entgegnete ich, worauf mir ein Arreſtzimmer angewieſen wurde, aus dem ich nach Verfluß von einigen Stunden durch Landjäger in mein Hotel zurück transportiert wurde.

In meinem Zimmer eingeſchloſſen, bewachte mich die Polizei; nach Verlauf eines Tages ward mir der Befehl, ſchleunigſt den Kanton Luzern zu verlaſſen, welchem Gebote ich auch Folge leiſtete. Etwa zehn Jahre nach dieſem Ereigniſſe erhielt ich von Luzern einen Brief mit einer Beilage, auf welcher geſchrieben war: G. Kieſer von Baſel, dermalen in Luzern, iſt des Leuenmordes verdächtig. sign. H.

Die hohe Regierung in Baſel verwendete ſich für Kieſer. Von Luzern wurde ſie aber beſchieden, Kieſer ſei ohne Handelspatent gereist und habe im Sommer verſucht, „das Volk aufzuwiegeln.“ Es bleibe bei der Ausweiſung. So machte ſich der junge Kieſer zuerſt in der Oeffentlichkeit bemerklich; die Geſinnung war gut — kein Wunder, daß ſeine Freunde auf ihn zu zählen begannen. „Eine Folge dieſer Begebenheiten war, daß man meinen Chefs zumutete, mich aus meiner Stelle zu entlaſſen, was mir perſönlich weniger ſchwer gefallen wäre; meine Chefs aber wieſen dieſe Zumutung ab.“

III.

Georg Kieſer war 26 Jahre alt und diente ſeit 12 Jahren dem Hauſe Ronus & Holzach, als ihm ſeine Stelle in dieſem Geſchäft nicht mehr ſeinen Leiſtungen zu entſprechen ſchien. Sein Chef hatte ihm ſchon vor zwei Jahren die Prokura in Ausſicht geſtellt, konnte aber ſein Verſprechen nicht erfüllen und ſo kündigte Kieſer mit der Abſicht, ein eigenes Geſchäft zu gründen:

„Wahrſcheinlich glaubten meine Chefs nicht an ein ſolches Vorgehen,“ erzählt er, „beſonders da ich nur wenig Mittel hatte. Während meiner Reiſen legte ich 3000 Fr. zurück, wahrlich ein beſcheidenes Vermögen, um gegen die Konkurrenz des bedeutendſten Hauſes in dieſer Branche zu kämpfen. Auf dem Fiſchmarkt im Hauſe der Witwe Munzinger richtete ich mein Magazin ein. Von meinem Bruder Jakob erhielt ich ebenfalls 3000 Fr. und mit dieſen

6000 Fr. fing ich das Geſchäft G. Kiefer an (14. Juli 1849). Meine Schweſter Helene beſorgte mit der größten Treue das Innere und den kleinen Detail; wohlwollende Leute unterſtützten mich durch ihre Einkäufe, ſo daß der Anfang ganz ordentlich wurde. Mit dem Baren von 6000 Fr. reiste ich nach Paris, kaufte mir wohlbekannte Waren, im Koffer verpackt brachte ich ſolche nach Hauſe. Dieſe Waren nahm ich ſofort auf meine Verkaufsreiſe mit, meine Abnehmer und Kunden waren ſo freundlich, mir Alles in kurzer Zeit abzukaufen. Sobald der Verkauf vollendet war, erneuerte ich das Experiment vier oder fünf Mal. Der Anfang war überſtanden, ich fühlte aber wohl, daß nur meiner Perſönlichkeit zuliebe die Kunden dieſe Käufe gemacht hatten. Ich mußte auf Aenderung bedacht ſein; es konnte nur durch Vorweiſung von Muſtern, wie früher, ein regelmäßiges Geſchäft erzielt werden. Eine Hilfe erhielt ich an Freund Bienz, der als Comptable und ſpäter als Aſſocié in mein Geſchäft eintrat. Nun ging es langſam vorwärts. Das erſte Jahr ergab ſchon einen kleinen Gewinn, das zweite einen beſſern. An Arbeit fehlte es uns nicht, wohl aber an Platz, da das Geſchäft ſich ordentlich vergrößerte. Ich war viel auf Reiſen, trachtete zu verkaufen, was mir auch wohl gelang."

So ſtand Kiefer jetzt auf eigenen Füßen und nun dachte er auch bald daran, ſich einen Hausſtand zu begründen. Er berichtet ganz kurz:

„Auf den verſchiedenen Reiſen machte ich in Aarau im „Wilden Mann" die Bekanntſchaft von Cécile Bär, welche mir als tüchtige und verſtändige Dame einleuchtete. Ich erhielt ihr Jawort und kurze Zeit darauf war ſie meine liebe Hausfrau. Unſere erſte Reiſe ging nach Paris, wo die Hochzeitsreiſe mit dem Einkauf fürs Geſchäft verbunden wurde."

Die Trauung hatte am 8. September 1851 in Gelterkinden ſtattgefunden. Cécile Bär war am 19. Februar 1826 in Aarau geboren als älteſte Tochter von J. Bär und Marie geb. Hofmann.

Sie hatte eine reiche und gründliche Bildung genoſſen, die ihr außergewöhnlicher Verſtand ihr ganzes Leben hindurch wohl zu verwerten wußte, und die ſpäter ihrem Manne ſehr zu gute kam. Von Hauſe aus war ſie an ein arbeitſames Leben gewöhnt; ſie hatte ihren Eltern, die den damals hochangeſehenen, für den Fremdenverkehr wichtigen Gaſthof zum „Wilden Mann" in Aarau betrieben, wacker geholfen und war ſo durchaus vorbereitet, auch in ihrer Ehe viel Arbeit und Mühe zu finden. Ihre ſechs Kinder erzog ſie mit aufopfernder Liebe, mit Feſtigkeit und Umſicht. Und im Geſchäft ihres Mannes wurde ihre Hilfe bald unentbehrlich: „Durch ſie iſt der Detail auf guten Fuß gekommen. Und wie räumte ſie die Neujahrsartikel ein!"

Daneben fehlte ihr auch nicht der Sinn für die übrigen geſchäftlichen Unternehmungen ihres Mannes und der Ueberblick über die geſamte Lage der Handlung. Und mit Rat und That unterſtützte ſie ihn in ſeiner öffentlichen Thätigkeit. Der Verſtand beherrſchte bei ihr das Gefühl und ihre treue Liebe für Mann und Kinder zeigte ſich am meiſten in unermüdlichem Arbeiten und Denken für ſie. So war ſie durchaus die Frau, die Kiefer brauchte, die ſein ſtürmiſches Temperament in ruhigen und nützlichen Bahnen zu halten vermochte, ohne ihn unklug zu beſchränken. Er hat es ihr mit unbegrenzter Liebe und Verehrung vergolten und hat ſich ans Leben und Handeln mit ihr ſo gewöhnt, daß ihr Verluſt ihn beinahe brach zu legen ſchien. —

Seine Mutter hat die Selbſtändigkeit des Sohnes nicht mehr erlebt; ſie ſtarb ſchon im Jahre 1844 und der Vater folgte ihn im Jahre 1855. Auch von ſeinen Geſchwiſtern und Verwandten ſtarben mehrere; bald dann ſein Schwiegervater. Seine Schwiegermutter nahm er in ſein Haus auf, wo ſie, eine mehr als neunzigjährige Frau, bei Enkeln und Urenkeln noch heute rüſtig lebt.

* * *

Inzwiſchen wuchs mit den Jahren das Geſchäft: vom Fiſchmarkt zog man auf den Marktplatz (neben den roten Turm); dort hielt die junge Frau ihren Einzug; der erſte Aſſocié verließ das Geſchäft 1859 und an ſeine Stelle trat Herr V. Salis-Kern, der das „Departement des Innern“ zu Kiefers größtem Dank beſorgte und dem Geſchäfte bis über Kiefers Tod hinaus treu geblieben iſt.

Nach kurzer Zeit wurde durch die weitere Vergrößerung der Handlung ein neuer Umzug nötig: Kiefer erwarb das Haus Freieſtraße Nr. 23, das vorher die Bank in Baſel beherbergt hatte. Hier iſt wenigſtens ein Teil des Geſchäftes bis heute geblieben. Die Räume des oberſten Stockwerks, die nun auch beinahe alle von den Warenvorräten in Anſpruch genommen ſind, dienten der Familie zur behaglichen Wohnung.

Immer blieb die Pariſerreiſe ein wichtiger Beſtandteil des Geſchäftsbetriebs. Neben den gewöhnlichen Einkäufen wurden da anfangs auch beſtimmte Aufträge der Basler Kunden ausgeführt, was nach und nach immer mehr Artikel in den Geſchäftsbereich zog. Aehnlich ging es mit den Erzeugniſſen der deutſchen Induſtrie, die ſeit Langem ebenfalls auf jährlichen Reiſen aufgeſucht werden.

Die Verſchiedenheit der Waren machte in den achziger Jahren eine Teilung des Geſchäftes nötig und damit ging ein lang gehegter Wunſch Kiefers in Erfüllung: ein Haushaltungsgeſchäft zu errichten, das möglichſt vollſtändig die Gegenſtände des häuslichen Bedarfs dem Publikum darbieten könne. — Von Anfang an hatte endlich Kiefer wie ſeine früheren Chefs einen Engroshandel in der Schweiz betrieben, der ſich der allgemeinen Entwicklung des Geſchäfts entſprechend mit der Zeit vergrößerte.

Immer aber gingen neben dem eigenen Geſchäfte alle möglichen andern Unternehmungen her; es wird von ihm erzählt, daß er auf Reiſen nicht, wie Andere, geleſen habe, ſondern immerfort mit Plänen und Projekten beſchäftigt geweſen ſei. So hatte

er die Eriswyler Strickwarenindustrie kennen gelernt, die vom dortigen Pfarrer, seinem Freunde, wenig schwungvoll betrieben wurde. Bald nachdem er sich etabliert hatte, trat er auch in dieses Geschäft ein, und verkaufte auf seinen ersten selbständigen Reisen neben Portemonnaies, Scheeren und Kämmen auch gestrickte Kindermäntel und Häubchen. Seine Schwester und ihr Mann übernahmen dann dies Geschäft, das heute dem ganzen Thale Hausarbeit giebt.

Später plante er einmal eine Uhrenfabrik, die ihm seinen Bedarf liefern sollte und betrieb eine Zeitlang in Basel, allerdings ohne Erfolg, eine Häftlifabrik und eine Kammfabrik im St. Albanthal. Seit der Zeit, als er für Ronus & Holzach reiste, hatte ihn der Plan eines Kommissionshauses in Paris beschäftigt. Seine Chefs wollten darauf nicht eingehen, er aber verfolgte nach seinem Austritt die Sache weiter, fand in Paris einen Associé in Herrn J. Aubert, der die dortige Geschäftsleitung übernahm, „nach Verfluß von 10 Jahren war die Firma G. Kiefer & J. Aubert eine geachtete." Sie betreibt hauptsächlich den überseeischen Export französischer Waren. Dieses und das Basler Geschäft nennt er seine „schönsten und besten Arbeiten."

Seine nahen Beziehungen zu Landammann W. Vigier von Solothurn und die Vermählung seiner Schwester und einer seiner Töchter mit Solothurnern brachte ihn auch mit dortigen industriellen Unternehmungen in Verbindung. Der von seinem Schwiegersohn R. Vigier gegründeten blühenden Portlandcementfabrik in Luterbach brachte er nach dessen frühem Tode das thätigste Interesse entgegen, und „als vor einer Reihe von Jahren überall ein Suchen nach Industrie in der Schweiz am Platz war und auch in Solothurn das Bedürfnis nach industrieller Bethätigung fühlbar wurde," bemühte er sich mit Vigier zusammen um die Ausnützung der Thonlager in Aedermannsdorf, die lange Zeit nur noch ganz mangelhaft war betrieben worden. Es gelang ihm auch hier, einem soliden

Geſchäfte den Weg zu ebnen. Das rührendſte aber war ſeine Bemühung um die Gerberei ſeines zweiten Schwiegerſohnes A. Im Hof in Brombach, die nach vielen ſchweren Jahren eben anfing aufzublühen als der Leiter ſtarb. Kiefer glaubte nun trotz ſeines mangelnden techniſchen Verſtändniſſes dort kräftiger denn je eingreifen zu müſſen, und er hat ſich in ſeinen letzten Jahren noch auch in das Techniſche der Lederbereitung mit ſeiner unendlichen Energie hineinzuarbeiten gewußt.

Auch dem jüngſten Schwiegerſohne ſtand er in deſſen geſchäftlichen Unternehmungen mit Rat und That zur Seite, während der älteſte J. Frey, und ſpäter der vierte und der einzige Sohn im eigenen Geſchäfte ihn unterſtützten. Frey war als Lehrling ins Geſchäft getreten und brachte es in unermüdlicher Arbeit zum Aſſocié ſeines von ihm unendlich verehrten Chefs. Dreiundvierzig Jahre hat er der Handlung angehört. —

So war Kiefer auch als Geſchäftsmann der Mittelpunkt ſeiner Familie.

Eine Menge anderer Unternehmungen erfreuten ſich ſeiner Mitwirkung; die angeführten werden genügen, um ein Bild von ſeiner umfaſſenden und verſchiedenartigen Thätigkeit zu geben; es gereicht ihm aber zur höchſten Ehre, daß er trotz dieſer Ueberfülle geſchäftlicher Intereſſen, denen er ſich jeweils und dauernd mit voller Kraft gewidmet hat, trotzdem Sinn und Zeit behielt, auch für ſeine Vaterſtadt zu ſorgen und zu denken.

IV.

Die politiſche Geſinnung Kiefers kam ſchon beim „Käppiſturm“ energiſch zum Vorſchein.

Ein unbedeutender Anlaß hatte damals die Erbitterung des „namenloſen Volkes“ gegen das Geſchlechterregiment gefährlich ausbrechen laſſen, und den Kampf begonnen, bei dem den Angreifern Recht und Verfaſſung zur Seite ſtanden.

Denn „alle Vorrechte der Geburt, Perſon oder Familie“ waren im Grundgeſetz des Kantons ausgeſchloſſen und es galt nur die Gewohnheit zu brechen, nach der alle frei gewordenen Aemter wieder aus denſelben Kreiſen (denen, die in der Revolution an der Spitze des Staates geſtanden hatten) ſich ergänzten.

Dieſe Gewohnheit hatte durch die lange Dauer faſt das Anſehen eines Rechtes erlangt, umſomehr, als eben die regierenden Familien außer der Tradition noch eine viel ſtärkere Macht für ſich hatten — das Geld. Die Regierungsſtellen waren nicht beſoldet: es war alſo nicht jedermanns Sache, ſie zu verſehen, und dazu kam eine ſtarke perſönliche Abhängigkeit der Bevölkerung von den reichen Fabrikantenfamilien, die nicht nur deren Arbeitgeber, ſondern oft auch ihre Banquiers waren.

Die ſtarke demokratiſche Bewegung, die ſeit den dreißiger Jahren wieder durch Europa ging, ließ aber auch Baſel nicht unberührt. Es bildete ſich eine erſt unorganiſierte, bald geſchloſſene radikale Partei, die ihren Anſpruch auf Teilnahme an der Regierung eben auf den Verfaſſungsartikel von der Gleichheit der Bürger zu ſtützen vermochte.

Sie war im Großen Rat von 1847 ſchon mit etwa 30 Mitgliedern vertreten und wuchs immer mehr an Bedeutung, beſonders da ſie in manchen Beſtrebungen von einer vermittelnden Partei (dem ſogen. Juſtemilieu) unterſtützt wurde.

Die damaligen Ziele waren ungefähr das, was mit der jetzigen Verfaſſung erreicht iſt:

Das Direktorialſyſtem in der Regierung (bezahlte Regierungsräte ſtatt der unbeſoldeten „Magiſtrate“); Volkswahl für möglichſt viele Beamtungen; Beteiligung der Wähler auch bei der Geſetzgebung; dann Gewerbefreiheit (deren Einführung noch in der Verfaſſung von 1847 (§ 11) ausdrücklich verboten war; die Stadterweiterung und Stadtöffnung durch Niederreißen der Ringmauern

und Auffüllen der Gräben; enger Anſchluß an die Eidgenoſſenſchaft, das war der Zuſtand, der von der radikalen Partei ſeit langen Jahren erſehnt und in heißem Kampf errungen worden iſt.

Kieſer hat in dieſem Kampfe wacker mitgeſtritten. Schon im November 1854 in den Großen Rat gewählt, dem er bis zu ſeinem Tode ununterbrochen angehört hat, war er dort eine Stütze ſeiner Partei. Deren Führer, Klein und Brenner, waren ihm zwar perſönlich wenig angenehm. Brenner ſchätzte er als ernſten Patrioten der es gut meinte, „aber einige ihm anhaftende Eigenſchaften hielten mich etwas fern von ihm.“ Klein aber war ihm zu rückſichtslos und zu rauh.

Kieſer ſelbſt iſt nie an die erſte Stelle getreten, er hätte auch nicht die Eigenſchaften dazu gehabt. Vor allem fehlte ihm die unbedingte Hingabe an das Parteiintereſſe, wie ſie der Führer einer Richtung, die raſch zur Herrſchaft gelangen will, notwendig haben muß. So ging er von jeher in Perſonenfragen oft ſeine eigenen Wege; er bedauerte hier manchmal die Kurzſichtigkeit ſeiner Geſinnungsgenoſſen. Perſonenfragen waren es denn auch, die ihn endgültig von jenen ſchied. Zur Sache aber hat er immer geſtanden, und war als einer der entſchiedenſten ſeiner Richtung bekannt. „Es war ein wohlthuendes Ringen für uns jüngere Mannen“ ſchreibt er, und freute ſich herzlich des Vielen, was ſie erreicht. Es war auch wirklich ein ſchöner Erfolg und ein großes Verdienſt der freiſinnigen Partei in den fünfziger, ſechziger und ſiebziger Jahren, es dazu gebracht zu haben, daß das vorher ſo ſtarre Baſel mit der geſunden Entwicklung anderer Stände Schritt hielt, ja ſie teilweiſe überholte. Kieſers Anteil an dieſer Arbeit kann nicht mehr genau feſtgeſtellt werden; ſicher iſt nur, daß er ſich im Kreis der Parteigenoſſen und im Ratsſaal häufig vernehmen ließ und dann ſein Wort etwas galt. Doch war er kein gewandter Redner, und auch wenn er ſich vorbereitet hatte, mangelte oft die

Klarheit des Ausdrucks und Beherrschung des Stoffes. Deshalb beschränkte er sich meistens auf „Bemerkungen" und „Anregungen" deren Verarbeitung er andern überlassen mußte. Das läßt sich durch seine gesamte öffentliche Thätigkeit verfolgen und es wird sich später noch Gelegenheit ergeben, darüber ausführlich zu sprechen.

Kiefer entging dem Schicksal nicht, das viele Parteimitglieder im Alter zu treffen pflegt, die Entfremdung von den bisherigen Gesinnungsgenossen. Er selbst schreibt, er habe ihren egoistischen Herbheiten und ihren einseitigen Anschauungen nicht mehr beipflichten können, es habe geschienen, „als ob eine Clique herrschaft, ähnlich wie das frühere Herrenregiment, nur jetzt in entgegengesetztem Sinne, Meister sein wolle." Die jungen Führer zürnten wegen jeder abweichenden Meinung, und auch der Ton in dem gesprochen, und die Art mit der agitiert wurde, verletzte viele der älteren Leute. Diese hingegen waren milde geworden, sie hatten auch die Ziele ihrer Jugend verwirklicht gesehen; bei Kiefer kam vielleicht unmerklich in Betracht die Verbesserung seiner sozialen Stellung, die sein großartiges Geschäft ihm gebracht hatte; so erfolgte der förmliche Austritt Kiefers und einer Anzahl seiner Freunde aus dem Verein liberaler Großräte Ende der achziger Jahre.

Die Trennung schien eine Zeitlang heilbar zu sein, aber ein Versuch der Wiederannäherung mißlang. Die Ausgetretenen, Kiefer voran, bemühten sich um die Bildung einer unabhängigen Mittelpartei, die aber auch nicht zu Stande kam und so standen sie allein. „Diesen Unabhängigen," schreibt Kiefer, „wurde von ihren ehemaligen Parteigenossen ein harter Stand bereitet; sie wurden in Acht und Bann gethan, von einer Wahl in den Großen Rat durfte keine Rede mehr sein. Trotzdem fand die Mehrheit der Bevölkerung für zweckmäßig, uns je und je wieder zu wählen."

So ist denn Kiefer bis zu seinem Tode Mitglied dieser Behörde geblieben. Im Mai 1893 eröffnete er als Alterspräsident

die neue Periode der Sitzungen mit einer Rede, welche die Errungenschaften der 39 Jahre übersieht, während deren er dem Großen Rate angehörte.

In dessen Kommissionen hat er wenig gesessen: 1868 und 1873 wurde er in die Kommission zur Prüfung der Staatsrechnung gewählt, und 1893 in die Eisenbahnkommission, worüber im nächsten Abschnitt Näheres berichtet wird. Ferner gehörte Kieser dem Großen Stadtrat (späteren Weiteren Bürgerrat) an von 1855 bis zu seinem Tode; hier hat er von jeher die furchtbare Engherzigkeit in den Bürgeraufnahmen beklagt und — freilich mit wenig Erfolg dagegen zu kämpfen versucht; von dieser Behörde wurde er 1867 in die Waisenhausinspektion gewählt und blieb darin bis zu seiner Abbitte 1884. Sodann war er von 1862—1866 Kriminalrichter, ein Amt, das ihm oft recht schwer wurde und dessen er sich so rasch wie möglich entledigte. Er erzählte später oft, als einmal ein paar Bursche wegen schweren Diebstahl verurteilt werden sollten, weil sie einen Fischkasten erbrochen und geplündert, habe er zum Präsidenten gesagt: da kann ich nicht richten, — ich habs selbst mehr als einmal gethan.

Als eidgenössischer Geschworener trat er nie in Funktion.

Endlich mag erwähnt sein, daß er im Jahre 1887 auch als Kandidat für den Nationalrat in Frage kam. Allerlei Rivalitäten verhinderten die ernstliche Aufstellung. —

In der eidgenössischen Politik hat er sich seltener öffentlich ausgesprochen. Die hauptsächlichste Ausnahme, seine Beschäftigung mit Zollfragen, soll in anderm Zusammenhange behandelt werden.

Eine Angelegenheit aber, die ihn und mehrere seiner Freunde eine Zeitlang ernstlich bewegte, darf hier nicht übergangen werden: es ist die Wiedervereinigung von Stadt und Land.

Schon im Jahre 1861 hatte alt-Ratsherr S. Minder-Merian diesen Gedanken im Großen Rat der Stadt ausgesprochen. Bevor

man aber an die Verhandlung ging, kam von Liestal ein trotziges „Niemals.“

Zu Stadt und Land aber ruhte trotzdem der Gedanke nicht, und im Jahre 1873 gab die provisorische Verfassungsrevision in Basel-Stadt wiederum Anlaß zur Besprechung. Stadtschreiber Gottlieb Bischof, Oberst Adam Bieder, Dr. Heimlicher, Dr. G. Wackernagel und Kiefer setzten sich mit einer ganzen Anzahl angesehener Landschäftler in Verbindung und fanden bei ihnen Zustimmung. Es waren darunter Dr. A. Baader aus Gelterkinden, Müller Hägler von Lausen, Bieder von Langenbruck, Herport von Arlesheim und Pfarrer Breitenstein in Binningen.

Die neue Verfassung des Stadtteils sollte möglichst mit der der Landschaft in Uebereinstimmung gebracht werden, damit um so leichter eine Verständigung erreicht werden könne. Seit 1873 wurde still gearbeitet; der Plan sollte, bis feste Programmpunkte vereinbart und die Führer der Parteien verständigt seien, im Kreis der Vertrauten bewahrt bleiben. Es mag interessieren zu erfahren, wie man sich die Gestaltung der Dinge ungefähr dachte:

Der Sitz der Regierung (von wenigstens 7 Mitgliedern) ist in Basel. Die Regierungsräte sind besoldet und stehen einzelnen Departementen vor. Der Sitz des Obergerichts ist in Liestal. Die Gemeinden sind selbständig. Die Staatsschulden des Kantons Basel-Stadt übernimmt (ebenso wie dessen verzinsliches Vermögen) die Stadtgemeinde, ihr werden die öffentlichen Gebäude und Anlagen, die Gemeindezwecken dienen (wie Primarschulhäuser ꝛc.), zu Eigentum überlassen. Die Einkommensteuer wird städtisch. Die andern Steuern werden in jedem Kantonsteil nach den bisherigen Gesetzen für den Staat erhoben. Die Schulen sind staatlich. Beiträge der Gemeinden bestimmt das Gesetz; sie sind unentgeltlich. Die Universität bleibt als Korporation bestehen. Besoldungen der Professoren trägt der Staat, Unterhalt und Erstellung von Gebäuden die Stadt,

Schulgut und Kirchengut ſind in beiden Kantonsteilen auszuſcheiden. Das erſtere kommt in ſtaatliche Verwaltung, das zweite wird für die reformierten Konfeſſionsgenoſſenſchaften unter Aufſicht des Staates verwendet. Das Birseck behält ſeine Sonderſtellung im Kirchen- und Schulweſen, bis es Aufhebung desſelben verlangt. Es ſollen bei der Bundesbehörde Schritte gethan werden, daß der eidg. Waffenplatz in Liestal verbleibe.

In dieſer Weiſe dachte man ſich eine Wiedervereinigung möglich und glaubte ſie auch für den Fall weiterer Centraliſation der Schweiz von Vorteil.

Die Ausführung des Planes wurde aber von Grund aus dadurch vereitelt, daß er plötzlich in den Zeitungen als konſervative Intrigue gegen die Verfaſſungsreviſion verdächtigt wurde. Die Beteiligten gaben unter ſolchen Umſtänden ihre Bemühungen auf, nicht ohne die Art ihres Vorgehens noch einmal öffentlich dargelegt zu haben.

Schließlich darf auch noch eine Epiſode angeführt werden, bei der Kieſer ſogar in auswärtige Politik einzugreifen verſuchte. Er war während der Kommune in Paris 1871 nach der unglücklichen Stadt gereist und verblieb dort während ſechs Wochen um ſeine Geſchäfte abzuwickeln.

Er hat während dieſer Zeit viel ſchreckliches geſehen, aber auch vielen Heldenmut im Elend. Er bedauerte tief das unglückliche, von gewiſſenloſen, ungebildeten und erbitterten Leuten geführte Volk. Mit Entrüſtung ſah er die Vendomeſäule fallen; einen Offizier traf er in Frauenkleidung ſich flüchtend. Als im Mai der Sturm durch die Verſailler Truppen bevorſtand, wurde er von einigen Pariſern aufgefordert, ſich mit ihnen zum ſchweizeriſchen Geſandten, Dr. Kern zu begeben, und ihn um ſeine Vermittelung bei Thiers anzugehen. Das geſchah denn, aber Kern erklärte, es ſei ihm jede Einmiſchung in die Pariſer Wirren unterſagt, und ſo entſchloß man ſich, einen

der Chefs der Kommune, den Vorsteher des Kriegswesens, Delescluse, aufzusuchen. Delescluse, ein Fanatiker der Revolution, soll ihnen das berühmt gewordene Wort gesagt haben: „Plutôt je ferais sauter Paris dans l'air que de me rendre aux Versaillais.“ Bitten und Thränen fruchteten nichts, die Deputation wurde weggeschickt, ohne etwas zu erreichen. Paris verfiel seinem schrecklichen Schicksale. —

V.

Neben der politischen Entwicklung lag Kiefer das Ergehen Basels als Handels- und Industriestadt ganz besonders am Herzen. Gelegenheit zur Thätigkeit in dieser Richtung gaben ihm die Verhandlungen des Großen Rates, die des Gewerbevereins, dem er seit dessen Gründung (1867) angehörte, und des Handels- und Industrievereins. 1884 wurde er durch Kooptation in die Handelskammer gewählt, und diese Ehre war ihm wertvoll als Anerkennung seiner Arbeit und der Handelskammer nützlich, da sie durch ihn ein tüchtiges, eifriges Mitglied und zugleich mehr Anschluß an die Regierung gewann. — Ueberall wo Kiefer über Aussichten des Handwerks, des Handels und der Industrie sich auszusprechen hatte, legte er das Hauptgewicht auf Arbeitsamkeit, Energie, Sparsamkeit, und Geschäftskenntnis, als die wichtigsten Faktoren für das Fortkommen in jedem Berufe. Er hatte die Macht dieser Faktoren selbst kennen gelernt, vergaß aber, bescheiden wiederum seiner selbst gedenkend, nicht hinzuzufügen, man müsse auch Glück haben, und wünschte und gönnte es jedem, dem das andere nicht fehlte. Freilich, wer nur dem Glück sich vertrauen wollte, hatte nicht seine Sympathie; so waren ihm die Börsen- und Wechselgeschäfte zuwider und er hat oft davor gewarnt.

Als Grundlage für Fach- und Geschäftskenntnis erschien ihm die Schulbildung und wesentlich aus diesem Interesse bemühte er

ſich um die Hebung unſrer öffentlichen Unterrichtsanſtalten. „Für die Univerſität wird hier genug gethan," ſchrieb er einmal; gründlicher Elementar- und Sekundarunterricht war ihm wichtiger. Dieſen allen Kindern unentgeltlich angedeihen zu laſſen, hielt er für die Pflicht des Staates. Deshalb bekämpfte er die unentgeltliche Armenſchule, die den Eltern als eine Wohlthat biete, was ſie als ihr Recht verlangen dürften und die die Klaſſenunterſchiede nur verſchärfe. Eben dieſem zu begegnen, forderte er — was hier vorgreifend ſchon erwähnt ſein mag — bei der Beratung des Schulgeſetzes im Jahre 1877 daß auch die „Humaniſten" während drei Jahren die Sekundarſchule zu beſuchen hätten. Die Kinder aller Bevölkerungsſchichten ſollten ſo lange wie möglich beieinanderbleiben; ein Grundſatz, dem man jetzt, wo Privatſchulen wieder mehr zu belieben ſcheinen, neue Beachtung ſchenken dürfte.

Kieſer hatte ſein Intereſſe am Schulweſen auch durch eine amtliche Stellung zu bethätigen; er gehörte von 1863—1875 der Inſpektion der Mädchengemeindeſchulen an.

Für die weitere Ausbildung des jungen Kaufmanns und Gewerbetreibenden verlangte er als beſonders wichtig, ja unumgänglich, das Reiſen; dem „Schulſack," den ſich der Jüngling zu Hauſe erworben, ſtellte er gerne den „Geſellenſack" gegenüber, den er durch Umſchau und Arbeit in der Fremde ſich fülle. Er ſah es beſonders für das hieſige Handwerk als ein Unglück an, daß man ſich oft ſo ſchnell feſtſetze; ja er war feſt überzeugt, daß auch der angeſeſſene Meiſter nur dadurch ſich auf der Höhe halten könne, daß er ſich von Zeit zu Zeit nach dem „was ſchön iſt und was gefällt," in großen Centren umſehe.

Ein beſonderes Verdienſt hat er ſich erworben durch die Anregung der Lehrlingsprüfungen im Gewerbeverein. In einem Vortrag, den er im Jahre 1869 in deſſen Mitte hielt, empfahl er dieſe als ein beſonders wichtiges und geeignetes Mittel zur Hebung

des Handwerks. Es dauerte einige Zeit bis er mit seiner Idee durchgedrungen war, allein die Einrichtung bewährte sich schon beim ersten vielbemängelten Versuche, und „steht nun in der ganzen Schweiz auf festen Füßen."

Sie ist bemerkenswert nicht nur wegen ihres materiellen Nutzens, sondern auch besonders dadurch, daß in ihr ein eigentlich zünftischer Gedanke den Bedürfnissen der modernen Produktionsweise angepaßt wurde.

Lange und eifrig hat sich Kiefer im Gewerbeverein weiter bemüht um das Zustandekommen des Gewerbemuseums. Er wurde Präsident der dafür thätigen Kommission und freute sich sehr über das Gelingen des Werkes, obwohl ihm schließlich für seine Arbeit mit bösem Undank gelohnt wurde.

Am liebsten aber erinnerte er sich aus der Zeit seiner Arbeit im Gewerbeverein an die Basler Ausstellung von 1877, deren Präsident er war. Seit der Gründung des Vereins hatte man sich mit dem Gedanken einer Ausstellung beschäftigt, aber mannigfache Schwierigkeiten hatten die Ausführung gehindert. Es gelang dann endlich, weitere Kreise zu interessieren und eine Kommission, die nicht mehr ausschließlich aus Mitgliedern des Vereins bestand, nahm sich mit Eifer der Sache an. Kiefer war zur Leitung dieser Kommission befähigt schon durch seine ausgebreitete Warenkenntnis die sein Geschäft ihm vermittelte, und weiter kamen ihm zu gut die Erfahrungen, die er als Jurymitglied der Wiener Welt-Ausstellung von 1873 gemacht hatte: da war er bei Kollegen und Behörden hochgeschätzt, und er berichtet mit Stolz, sein Einfluß sei maßgebend gewesen.

Die Basler Ausstellung wurde in den Räumen des Stadtkasinos, des Musiksaals und auf dem Barfüßerplatz abgehalten. Sie bot ein Bild des Gewerbefleißes in Stadt und Landschaft und zeigte auch die Leistungen und Einrichtungen der hiesigen Schulen und die Höhe der Basler Kunst.

Kieſer erwuchs aus der Organiſation viel Arbeit und Mühe; es wurde ihm aber auch Anerkennung in reichlichem Maße zu teil. Die Ausſteller drückten ihm ihren Dank aus durch die Ueberreichung eines koſtbaren und kunſtvollen Bechers. Der Gewerbeverein ernannte ihn zu ſeinem Ehrenmitglied. Am Meiſten aber fühlte er ſich belohnt durch das Gelingen des Werkes ſelbſt. Was er davon erhofft hat, war das, was ſeiner ganzen Thätigkeit im Gewerbeverein als Richtſchnur diente: die Förderung der baslerischen Gewerbe, hier durch unbefangene Vergleichung und Würdigung ihrer Leiſtungen.

Später war er noch mehrere Male bei Ausſtellungen thätig; ſo wieder als Juror bei der Weltausſtellung in Paris 1878 wo ihn aber ſeine Thätigkeit weniger befriedigte. „Meine Kollegen," ſchreibt er, „faſt alles Pariſer, hatten wenig Verſtändnis für ihre Aufgabe, und zeichneten ſich als Ehrenkübel aus." Bei der Landesausſtellung in Zürich endlich war er Mitglied der ſchweizeriſchen Ausſtellungskommiſſion und Vorſteher einer Gruppe.

Sein Bericht über die Pariſer Ausſtellung an das eidgenöſſiſche Handels- und Landwirtſchaftsdepartement gab ihm Gelegenheit, über die Wünſchbarkeit der Einführung neuer Induſtrieen in der Schweiz ſich auszuſprechen und dies ſpäter in einem von derſelben Behörde erbetenen Gutachten noch ausführlicher zu begründen. Bürſtenbinderei, Korbflechterei, Fabrikation von Meſſerſchmiedwaren und Glacéhandſchuhen ſchienen ihm Induſtriezweige, die in der Schweiz gedeihen könnten. Er wußte wohl, daß alle ſchon bei uns beſtehen; er dachte ſich aber die Herſtellung dieſer Waren als je in einer Gegend vorherrſchend, die ganze Bevölkerung ernährend (ſo viel wie möglich durch Hausarbeit), wie die Strickwarenfabrikation um Eriswyl und die Bandweberei im Baſelland die Grundlage des Wohlſtands für dieſe Gegenden geworden ſind.

Er machte, wie ſchon erwähnt wurde, ſelber Verſuche dieſer Art, die ihm freilich wenig geglückt ſind. Er überzeugte ſich aber von

der Notwendigkeit, mit vereinten Kräften ſich um die Sache zu bemühen. So ſprach er im Jahre 1881 darüber im Gewerbeverein und im folgenden Jahr wendete er ſich an den Handels- und Induſtrieverein mit der Bitte, durch eine Kommiſſion dieſe Frage ſtudieren zu laſſen, denn er fürchtete, unſere Stadt und unſer Land möchten im Weltverkehr an Bedeutung abnehmen, wenn nicht alle Kräfte angeſpannt würden, ſie zu erhalten. Auch den Handel Baſels ſah er in dieſer Gefahr, und regte deshalb in der gleichen Sitzung des Handels- und Induſtrievereins die Frage an, ob nicht junge Kaufleute unſrer Stadt bei dem beſchränkten ſchweizeriſchen Abſatzgebiet und der großen Konkurrenz auf den Exporthandel nach überſeeiſchen Ländern hinzuweiſen ſeien. Heute, wo in Aſien und Afrika weite Gebiete ſich dem Handel erſchließen, iſt vielleicht dieſem Gedanken Kiefers neue aktuelle Bedeutung zuzumeſſen.

Baslerische Handelsintereſſen ſuchte er in der Zollfrage nachdrücklich zu vertreten. Der Zolltarif von 1884, der zum erſten Male ſchutzzöllneriſche Tendenzen zeigte, wurde von Kiefer ſcharf bekämpft. Denn Kiefer war ein überzeugter Anhänger des Freihandels und ſuchte deſſen Prinzipien, freilich vergebens, volle Achtung zu verſchaffen. Seine Anſicht brachte ihn in Konflikt mit dem Gewerbeverein, von dem er ſich dann allmählich zurückzog.

Mit dem Zollgeſetz, das trotz aller Bemühungen der Gegner in Kraft trat, ſteht eine andere Anregung Kiefers im Zuſammenhang, die er wiederum im Handels- und Induſtrieverein vorbrachte. Es war die Idee der Errichtung eines ſog. „Port-franc“ wie ihn Genf und Lauſanne beſitzen. „Der Port-franc iſt eine Niederlagsſtelle, beſtimmt, ausländiſche Waren aufzunehmen, ohne den ſchweizeriſchen Eingangszoll zu bezahlen, inſofern ſie binnen einer gewiſſen Friſt wieder ausgeführt werden.“ Ein beſonderer Vorteil, den die Organiſation des Port-francs von Genf und Lauſanne gewährt, die Nettoverzollung der Waren mit Tarazuſchlag, hätte für den

hiesigen auch verlangt werden sollen. Damit wäre außer den beträchtlich verminderten Zöllen durch den Freihafen auch das Umpacken solcher Sendungen ermöglicht, die teils zum Import teils zum Weiterexportieren bestimmte Waren enthalten. Dieses Privileg steht im Widerspruch zum Artikel 4 der Bundesverfassung, der alle Vorrechte des Ortes aufhebt. Kiefer bemerkte dies auch und der Verein beschloß daher, bei der Bundesversammlung lieber auf Aufhebung dieser Bevorzugung von Genf und Lausanne anzutragen, als auf Erteilung des Privilegs an Basel. Er ersuchte zugleich um Einführung der Nettoverzollung. Es blieb aber beim Alten. Kiefer versuchte 1893 noch einmal die Frage eines Port-franc in Fluß zu bringen, da denn doch das Privileg fortbestand; die Sache kam aber nicht mehr zum Abschlusse.

Persönliche Anerkennung freilich haben ihm seine Bemühungen um das Zollwesen auch bei der eidgenössischen Behörde gebracht. Sie fand unter anderm einen Ausdruck in der Ernennung zum Mitglied der Kommission für Warenstatistik (1885).

Mit Basels Verkehrsinteressen beschäftigte er sich weiter, indem er lebhaften Anteil an der Entwicklung der so wichtigen Bahnhoffragen nahm. Als man sie zum ersten Male 1873—79 erwog, hat Kiefer die Behörden veranlaßt, den bewährten Rat des seither verstorbenen Oberbaurats Thommen in Wien einzuholen. Dessen Vorschläge aber wurden nicht berücksichtigt, weil die Finanzverhältnisse der Centralbahn damals recht ungünstig lagen; und so ging die kostbarste Zeit für das verloren, was Kiefer mit Thommen als die wirksamste Abhilfe ansah: die gänzliche Verlegung des Centralbahnhofs hinter das damals noch sehr wenig angebaute Gundoldingerquartier. Inzwischen wurden die Zustände immer unleidlicher. Zwar verhandelte die Regierung fortwährend mit der Centralbahn, aber erst im Jahre 1893 kam die Angelegenheit wieder in Fluß, dadurch, daß Kiefer und Ingenieur Alph. Burckhardt, denen sich

weitere 58 Großräte anſchloſſen, dem Großen Rate „das Wort in dieſer für die Stadt ſo wichtigen Angelegenheit ſicherten.“ Eine Kommiſſion wurde eingeſetzt, in der Kiefer wiederum die Idee der Verlegung wenigſtens des Rangierbahnhofs vertrat. Er mußte aber einſehen, daß dieſe inzwiſchen beinahe unmöglich geworden war. Wieder ſuchte er durch Gutachten einheimiſcher und fremder Techniker den beſten Weg zur Löſung der Frage zu finden, und hat jedenfalls durch ſeine Bemühungen der Regierung manchen ſchätzenswerten Beitrag zu ihren Arbeiten verſchafft. Das Endreſultat, deſſen wir immer noch gewärtig ſind, durfte er zu ſeinem Bedauern nicht mehr erleben.

Um die Löſung einer andern Bahnfrage hat ſich Kiefer anfangs der 70er Jahre verdient gemacht. Als die bernifche Jurabahn geplant war, und Baſel dabei nicht gebührend berückſichtigt wurde, hat er ein Konkurrenzunternehmen angebahnt, deſſen Gefährlichkeit die bernifche Geſellſchaft ſchnell einſah. Es wurde eine Verſtändigung erzielt, durch die die ſelbſtändige Basler Jurabahn überflüſſig ward.

Endlich mag noch Kiefers Beteiligung bei der Frage der Waſſerverſorgung hier Erwähnung finden. Als Ende der ſiebziger Jahre die neuerſtellte Grellingerleitung dem Bedürfnis nicht mehr zu genügen ſchien, machte er verſchiedene hieſige Ingenieure auf dieſe Thatſache aufmerkſam und es wurde ein Projekt ausgearbeitet, nach welchem Grundwaſſerpumpwerke bei Birsfelden den Erguß jener Quellen ergänzen und ſpäter erſetzen ſollten. Das Projekt fand aber heftigen Widerſtand und wurde nach längerer Diskuſſion verworfen. Zur Ausführung kamen die Pumpwerke in Klein-Riehen, wo ſchon damals Verſuche gemacht worden waren.

VI.

Die wichtigſten Fragen unſerer Zeit, die Arbeiterfrage und der Sozialismus haben auch Kiefer oft und ernſtlich beſchäftigt. Sein

praktiſcher Sinn ging dabei hauptſächlich darauf aus, durch gemeinnützige Inſtitutionen das Loos der unterſten Klaſſen zu verbeſſern; wenn man bei ihm nach einen theoretiſchen Grundgedanken ſucht, ſo kommt man auf den Satz, der ihm aus ſeiner Erkenntnis der chriſtlichen Religion der eindrücklichſte geblieben iſt: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, das iſt der praktiſche Sozialismus."

Er iſt zu allerlei Zeiten mit Vertretern der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft in Berührung gekommen; ihre revolutionären Ideen hat er nicht begreifen können. Das Arbeiterelend aber kannte er aus eigener Erfahrung und hat an ſeinem Teile geſucht, ihm abzuhelfen. Seine Beſtrebungen im Schulweſen wurden ſchon erwähnt; hier ſind noch darzuſtellen ſeine Bemühungen um ein Koſthaus, um Arbeiterwohnungen und um die Unterſtützung notleidender Seidenarbeiter.

Die Idee ein Koſthaus zu gründen, das gegen billige Entſchädigung der arbeitenden Klaſſe eine geſunde Nahrung bieten konnte, kam ihm aus den Klagen der Arbeiterſchaft über unzureichende Verpflegung und Uebervorteilung bei den privaten Koſtgebern.

Zur Ausführung des Planes wurde eine Aktiengeſellſchaft gegründet, weil Kiefer ſich ſagte, dadurch werde am leichteſten der Schein perſönlicher Spekulation vermieden und einem weiteren Publikum die Teilnahme ermöglicht. Die Zunft zu Schmieden ſtellte ihr Zunfthaus in zuvorkommenſter Weiſe der Geſellſchaft zur Ver- Verfügung und ſo konnte am 2. Februar 1862 die Anſtalt eröffnet werden.

Der Koſtgänger zahlte per Woche Fr. 6.50 (ohne Morgeneſſen Fr. 5.70) und erhielt Morgen-, Mittag- und Nachteſſen. Das letztere fiel am Sonntag weg.

„Jeden Mittag ging meine liebe Frau dorthin, um Küche und was dazu gehört zu inſpizieren, ich ſelbſt ging in den Speiſe-

ſaal. Bald wurde bekannt, daß ein derartiges Koſthaus auf Schmieden exiſtiere, und daß das Eſſen gut und die Preiſe billig ſeien. Die Gäſte, Arbeiter aller Art, drückten ihre Zufriedenheit aus und wir hatten Abnehmer genug. So ging es eine Zeitlang ganz ordentlich, nach und nach erfuhr ich durch einige Unzufriedene daß dort im Eſſen nicht alles ſei, wie es ſollte. Bei der Oberaufſicht in der Küche fehlte eine Perſon, welche beſtändig da ſein ſollte. Bei den Metzgern, Bäckern und Gemüſefrauen fehlte die nötige Aufſicht, das Dienſtperſonal erlaubte ſich Ungehörigkeiten, ſo voran die Oberköchin. Neben meinem Geſchäfte wurde mir dieſe Arbeit mit allem Aerger zu ſchwer, ein kleines Nervenfieber war die Folge davon, welcher Umſtand mich zwang, dieſe größere Koſtgeberei aufzugeben. Die Einbuße war nicht zu groß und der Beweis geliefert, daß ein derartiges, gut geleitetes Inſtitut proſperieren werde. Nach Verfluß einiger Jahre, kam man auf dieſe Idee wieder zurück und heute finden wir in Baſel mehrere praktiſche Lokale, welche zu dieſem Zwecke gebaut worden ſind."

Noch härter als die ſchlechten Koſtverhältniſſe drückten den Arbeiterſtand die Wohnungsnot, zu deren Bekämpfung die gemeinnützige Geſellſchaft ſchon ſeit 1851 durch Häuſerbauten in der „Breite" erfolgreich gewirkt hatte, die aber noch immer fortdauerte. Kieſer ſetzte ſich mit dem ſchweizeriſchen Arbeiterverein in Verbindung und im März 1869 gelangten 180 Arbeiter mit einer (von Kieſer verfaßten) Zuſchrift an die gemeinnützige Geſellſchaft, die um Fortſetzung des Begonnenen erſuchte. Die Geſellſchaft verſprach möglichſte Unterſtützung; es wurden über Kapitalbeſchaffung und Umfang des Unternehmens einläßliche Verhandlungen gepflogen, und ſo konnte denn, unter Kieſers kräftiger Mitarbeit, im Jahre 1870 die Baugeſellſchaft zur Errichtung von Arbeiterwohnungen gegründet werden.

Der Bauthätigkeit des Vereins am Bläſiringweg und im Bachlettenquartier hat Kieſer noch lange ſein Intereſſe zugewendet. —

Die Unterstützung notleidender Seidenarbeiter seit 1865 endlich findet hier ihre Erwähnung weniger wegen ihres momentanen Nutzens als wegen ihrer Organisation, die wesentlich Kiefers Werk gewesen zu sein scheint und die er mit Recht der städtischen Armenpflege später als Vorbild hingestellt hat.

Die Basler Seidenindustrie lag in den sechziger Jahren schwer darnieder und eine ganze Anzahl von Arbeiterfamilien waren brotlos. Kiefer rief ein Komite ins Leben, das durch Sammlungen, die reichen Gewinn trugen, sich die Mittel zur wirksamen Abhilfe verschaffte. Die Verteilung geschah aber so, daß die Mitglieder des Komites — es wurden deren immer mehr, — sich in die einzelnen Quartiere teilten und dort mittels genau geführter Listen die Bedürftigen persönlich aufsuchten. Diese erhielten Gutscheine, gegen die sie bei einer Centralstelle Geld und Naturalien erheben konnten. Die Arbeit in der Centralstelle wurde von weitern Mitgliedern des Komites abwechslungsweise besorgt und so mit ganz geringen Kosten das große Unternehmen in schönster und exaktester Weise durchgeführt. Während mehrerer Jahre dauerte die Unterstützung fort, allerdings nicht sehr lange in gleich ausgedehntem Maße; ein ziemlich großes Kapital konnte dann in den siebziger Jahren noch einem gemeinnützigen Fonds überwiesen werden.

Daß Kiefer die Bestrebungen der sozialistischen Arbeiterschaft nicht begriff, lag in seiner Natur. Die ihnen zu grunde liegende Theorie von der Naturnotwendigkeit alles Geschehens, konnte diesem willenskräftigen Manne nicht einleuchten. Viel weniger noch der künftige Kommunismus, wo zugleich mit dem Besitze auch alle Verwortlichkeit dem Staate zufallen würde: Was er davon fürchtete, und warum er gegen die Anfänge solcher Centralisation sich auflehnte, hat er in einer Rede über obligatorische Krankenversicherung im Großen Rate gesagt: „Bei kleinen Kassen ist den Leuten Gelegenheit gegeben, für ihre Mitmenschen zu denken und zu arbeiten.

Will man die Menſchen zu Maſchinen herabwürdigen, nun ſo fahre man fort, dem Einzelnen alles abzunehmen, und es dem Staate zu überbinden; will man aber den Mann zum Manne bilden, ſo überlaſſe man ihm zutrauensvoll eine Verantwortlichkeit. Ich habe noch wenig gehört, daß ſolche Verantwortlichkeit zu Schanden ging."

Man ſieht deutlich, welchen Weg Kiefer den Arbeitern weist: den, den er ſelbſt gegangen. Deshalb ſuchte er das Erziehungsweſen beſſern zu helfen, den Unterricht allgemein zugänglich zu machen; er fühlte, was ihm gefehlt. Aus dem gleichen Gefühle heraus forderte er von den Geiſtlichen engere Berührung mit den unterſten Schichten des Volkes: allgemeine Ausbreitung des religiöſen Sinnes ſchien ihm wichtiger, als deſſen höchſte Steigerung in einem beſchränkten Kreiſe. Ob er dabei die Anſtrengungen, die in dieſer Richtung ſchon gemacht werden, unterſchätzte, iſt hier nicht zu unterſuchen; ſeine Idee dabei war die Gleichſtellung des Arbeiters in allem, was von Staatswegen dem Bürger geboten wird. Die Löſung der Arbeiterfrage ſuchte er ſo auf dem Gebiete der beſtehenden Geſellſchafts- und Staatsordnung. Die Konſequenz dieſer Auffaſſung iſt die Wohlthätigkeit, deſſen war er ſich wohl bewußt, der früher angeführte Spruch zeigt das; aber ob ſich der Arbeiterſtand damit zufrieden geben wird, iſt eine andere Frage.

VII.

Erſt ſpät und nur langſam machte ſich bei Kiefer ein Nachlaſſen der Kräfte bemerklich. Bis zum Ende der achziger Jahre blieb er der feſte Leiter ſeines blühenden Geſchäftes und der zielbewußte Förderer öffentlicher Angelegenheiten. In ſeiner Familie war er glücklich und ſein 1875 erbautes Wohnhaus bildete das Centrum des eng verbundenen Kreiſes ſeiner Lieben.

Allein der Tod ſeiner Frau, am 11. Oktober 1887, brachte in ſein Leben den erſten ſchweren Stoß. Er giebt ſeiner Trauer

einen rührend naiven Ausdruck, wenn er schreibt: „So wurde ich Witwer; anfangs war dieser Umstand für mich sehr schmerzlich — fast nicht zum Aushalten — — —."

Von da an begann er zu altern.

Dieser Verlust fiel mit einem Höhepunkt seiner politischen Hoffnungen zusammen: gerade in jenem Herbst wurde er als Nationalrat portiert und er wäre es gern geworden. Als aber die Sache sich zerschlug und das Verhältnis zu seinen bisherigen Gesinnungsgenossen sich löste, als dann endlich die Versuche zur Gründung einer Mittelpartei mißlangen, zog er sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, sich auf den regelmäßigen Besuch der Großratssitzungen beschränkend.

Verschiedene leichte Schlaganfälle erschütterten unterdessen auch seine bisher so eisenfeste Gesundheit und nötigten ihn, im Jahre 1893 sein eigenes Geschäft zu verlassen und die Arbeit jüngern Kräften anzuvertrauen. Dieses Zurücktreten war ihm schmerzlich und schwer genug; war es doch das Werk seines Lebens von dem er nun die Hand abziehen sollte. Er sah aber die Notwendigkeit ein. Die letzte große Einkaufsreise nach Deutschland hatte ihn merklich geschwächt; und so wurde gründliche Erholung nötig, die er durch einen Aufenthalt in Adelboden — die ersten Ferien seines Lebens — auch wirklich fand. Dort waren ihm einige Wochen ungesorgten Lebens vergönnt; er hat sie mit großer Freude genossen und seine angeborene Heiterkeit trat damals in manchen Scherzen fröhlich hervor. Trotz seines Austrittes war Kiefer, so lange er konnte, im Geschäft thätig. An der Ladenkasse sitzend, überwachte er den Gang der Arbeit und hatte für seine Kunden manch freundliches Wort. Allein im Winter 1894/95 wurden seine Besuche immer seltener und im Frühjahr mußte er sie ganz aufgeben, als eine lange von den Seinen gefürchtete Krankheit bei ihm ausbrach. Den ganzen Sommer verbrachte er in Luterbach bei immer ab-

nehmenden Kräften, aber in voller geistiger Klarheit. Dort schrieb er für seine Familie, aber auch im Hinblick auf weitere Kreise die Erinnerungen nieder, die in dieser Arbeit so vielfach sind benutzt worden. Eine weiche Stimmung, aus dem Gefühle seiner Hilfsbedürftigkeit heraus, bemächtigte sich seiner, und dazu kam ein beinahe kindliches Glauben und Vertrauen auf ein zukünftiges Leben, das ihm wie auf einmal die Religion und ihren Trost erschloß.

Im September kehrte er nach Basel zurück. Sein Leiden wurde heftiger, und er konnte das Bett kaum mehr verlassen. Trotzdem kümmerte er sich noch immer lebhaft um alles, was in der Stadt und im Geschäfte vorging, ließ sich die Druckbogen seiner Erinnerungen vorlesen und besprach deren Korrektur. Am Tag vor seinem Tode war das Büchlein vollendet, und wurde ihm noch vorgelegt. So war es ihm vergönnt, Alles was er begonnen, fertig und sicher verlassen zu dürfen.

Dienstag, den 12. November 1895 ist er im Alter von 72 Jahren verschieden.

VIII.

In Georg Kiefers Persönlichkeit trat eine Eigenschaft vor allem mächtig hervor, die unermüdliche Arbeitskraft.

Getrieben von einem festen Willen, und im Vertrauen auf seine starke und durch strenge Mäßigkeit stets gesund erhaltene Natur, forderte er von dieser Kraft fortwährend die höchste Anstrengung und hat sich so die Stellung geschaffen, die er in der allgemeinen Achtung einnahm. Schon allein die Begründung und Leitung eines so umfangreichen Geschäftshauses, wie das seine, setzt eine ungewöhnliche Energie voraus, und die lange Reihe anderer Bestrebungen und anderer Erfolge bestätigt sie nur.

Freilich, es kamen Kiefer dabei noch weitere Anlagen zu Hilfe, deren vorzüglichste neben seiner gesunden Intelligenz ein großes Organisationstalent gewesen ist.

Die ganze Thätigkeit Kiefers zeigt aber eine Eigentümlichkeit, die zugleich ihren Umfang mit erklärt. Seine Kraft beſtand vielmehr in fruchtbarer Anregung als in der einförmigen Durchführung des Begonnenen.

Das äußerte ſich in ſeinem eigenen Geſchäfte darin, daß er hier der „Chef“ im eigentlichſten Sinne war und als ſolcher über der Arbeit ſtand, die der tägliche Betrieb erfordert. Er disponierte nur und hielt die Zügel des Ganzen in feſter Hand; aber wo es Not that, wußte er wohl mit Hand anzulegen.

Die gleiche Erſcheinung trat auch bei ſeinen öffentlichen Intereſſen hervor. Wenn er einen Gedanken gefaßt hatte, ſo bemühte er ſich unendlich, ihn zur Geltung zu bringen; hatte er es aber erreicht, und war die Sache in richtigem Geleiſe, ſo hielt er ſeine Thätigkeit dabei für beendet, und wandte ſich ab um einen andern Block ins Rollen zu bringen. Schien freilich ein Unternehmen ſeine dauernde kräftige Beihilfe zu erfordern, ſo blieb er auch dabei; dann aber mußte ſein Wille, dem ſo vieles möglich geworden, maßgebend ſein.

Der Grundgedanke aller ſeiner Beſtrebungen und Leiſtungen war der Fortſchritt. Er machte dies Wort zur Norm ſeines geſchäftlichen Arbeitens und ſeiner öffentlichen Thätigkeit; hier gerade vertrat es eigentlich alle engern Richtpunkte ſeines Programms. Und weil dieſer Gedanke bei ihm ſtets mit dem des Nützlichen und Guten verbunden war, iſt es Kiefer vergönnt geweſen, bei ſeinen Beſtrebungen ſo viel Mithilfe und Anerkennung zu erfahren.

Zu ſeiner urſprünglichen Kraft geſellten ſich Herzensanlagen, die wohl der gleichen Naturwüchſigkeit entſprangen und ſich wie jene, durch ſein ganzes Leben erhielten. Es ging durch ſein Weſen ein Zug von Weichheit des Gemüts, der ſich allerdings gegenüber ſeiner Familie am meiſten geltend machte. Nach Außen wurde er nicht Jedem fühlbar; da war er mehr der kraftbewußte, in ſeinem

Auftreten ſichere Mann, in dem allerdings offene „Wohlmeinenheit“ und Güte hervortrat.

Dieſe Selbſtbeherrſchung hat ihn das Leben gelehrt; allein ſein ganzes Empfinden blieb darunter doch beinahe kindlich. Ein kleiner Zug mag gerade dies noch illuſtrieren: Kiefer hatte einen phyſiſchen Widerwillen gegen den Anblick von Wunden, und mochte nicht einmal davon ſprechen hören. — Und doch konnte er dies Gefühl z. B. bei dem furchtbaren Münchenſteinerunglück ſoweit überwinden, daß er bei den Rettungsarbeiten die thätigſte Beihilfe zu leiſten im Stande war. —

Sein fröhlicher und harmloſer Humor zeugt weiter von dieſer einfachen, unkomplizierten Geiſtesverfaſſung, für die bezeichnend iſt, daß er nicht eigentlich witzig war. Seine frohe Laune hat ihn durchs ganze Leben begleitet; er war jederzeit der Freund eines guten Spaßes. Einer der hübſcheſten ſei hier mit ſeinen eigenen Worten zum Beſchluße noch angeführt.

„Vor etwa 5 Jahren ſah ich an einem Samstag Abend dem Kegelſpiel im Sommerkaſino zu; es waren zwei Geſellſchaften, die eine regelmäßige Samstagsabendgäſte, die andere aus Handelsbefliſſenen — Badenſern und Württembergern — beſtehend. Den letztern fehlte der Kegelaufſetzer und ſie ſelbſt dünkten ſich für dieſes Amt zu vornehm. Lieber nicht kegeln, als daß einer von ihnen ſich zum Kegelbuben hergegeben hätte. Es wurde alſo nicht gekegelt, bis ich ihnen mit dem Vorſchlag auf den Leib rückte, für einen guten Schoppen möchte ich der Geſellſchaft ſchon die Kegel aufſtellen. „Ja, das wollen wir gerne,“ rief ein begeiſteter Jüngling, „vom beſten ſollen Sie haben; Kellnerin, dieſem Herrn da einen Schoppen vom beſten.“ Die anderen beſtätigten lachend dieſe Antwort. Ich ging an die Arbeit und ſtellte zur allgemeinen Befriedigung die Kegel auf. Die andere Geſellſchaft, mir wohlbekannte Leute, konnten ſich des Lachens nicht mehr erwehren, mochten das

Ende kaum abwarten. Immerhin wünſchte die Kellnerin zu erfahren, welche Sorte Wein ich zu trinken wünſche. Nach nochmaliger Anfrage kommt die Antwort zurück: vom beſten. Ich beſtellte in ein Liter-Glas eine Flaſche beſten Champagners, kredenzte denſelben den kegelliebenden Jünglingen, die ihn prächtig und famos fanden, ich that ebenfalls Beſcheid und brachte das Glas der andern Geſellſchaft, die begreiflich ſofort erfahren hatte, welcher beſte Wein das geweſen. Bei der Abrechnung werden auch die Jünglinge begriffen haben, welche Marke ihr Kegelſteller gewählt hatte. Meine Bekannten konnten nicht umhin, den betreffenden Herren zu erläutern, wer ihnen die Kegel aufgeſtellt hatte. Eine Lehre werden dieſe anmaßenden Jünglinge wohl von ihm erhalten haben."

Kiefers vorbildliche Bedeutung liegt wohl am meiſten in ſeinem Charakter; daneben aber ſollen ſeine Leiſtungen nicht vergeſſen werden. Unſerm Gemeinweſen ſind viele davon zu gute gekommen, deren es ſich noch lange freuen möge. Sie zeugen deutlich von dieſem Charakter, der ein demokratiſcher im beſten Sinne war:

Er begehrte nicht nur *Rechte* für das Volk; er fühlte als deſſen Glied ſeine *Pflicht* dem gemeinen Weſen gegenüber und erfüllte ſie.

Beilage.

„Der Käppisturm."

Auf Montag den 4. August 1845 waren zwei Kompagnien Artillerie in die Kaserne zur „Instruktion" einberufen. Politische Disputationen und Machinationen waren die vorangehenden Tage an der Tagesordnung; man war in Basel in zwei Parteien geteilt: Konservative, solche waren Aristokraten genannt, und Radikale, die Jungmannschaft; besonders die Artilleristen bekannten sich zur letztern Farbe. Im Allgemeinen huldigte man den neuen Ideen.

Eine Geschlechterherrschaft war dazumal maßgebend. Diese aufzulösen, dem Volksgefühle, den demokratischen Prinzipien mehr Rechnung tragend, dazu waren die Zeiten angethan und das junge Basel verlangte in diesem Sinne eine Aenderung. Die ganze Schweiz war von dieser Strömung durchzogen.

Ein geringfügiger Anlaß gab den Ausschlag. Ein in der „National-Zeitung" erschienener Artikel fand es unerklärlich, daß die Artillerie nicht, gleich wie die Infanterie, Käppi tragen solle und gab in einigen herben Worten seiner Entrüstung Ausdruck. Der Verfasser, Redakteur Dr. Brenner, selbst Artilleriewachtmeister, wurde auf den Lohnhof zitiert, allda verhört und in Arrest gesteckt. Begreiflich fand dieses Vorgehen im Volke großen Widerwillen und Widerspruch, die aufgeregte Mannschaft verlangte Brenners Befreiung. Es gährte, man befürchtete alles Mögliche.

Nach beendigtem Morgendienst, etwa um 11 Uhr, kamen wir Soldaten überein, Schritte zur Befreiung Brenners zu thun. Es wurden Reden gehalten über das, was gethan werden sollte.

Ich erinnere mich einiger Worte unſeres Waffenchefs, des Herrn Oberſt Stehlin, der uns zur Ruhe mahnte, aber folgendes beifließen ließ: „Soldaten, wenn Ihr etwas unternehmen wollt, ſo thut es nur nicht in Uniform.“ Die andern Offiziere verhielten ſich ſtill. Ich benützte einen freien Moment, um das Klingenthal zu verlaſſen, ich hatte in dem Geſchäft auf der Eiſengaſſe notwendiges zu verrichten. Um 12 Uhr hörten wir Muſik und vernahmen den Schritt und das Gejohl der ausgezogenen Artilleriſten. Wir ſprangen unter die Thür, und beim Anmarſch der Soldaten ſchrie man mir zu, mich anzuſchließen. Der Korpsgeiſt that das ſeine und ich ging mit. Dem Zuge voran unſere Unteroffiziere, faſt alle, vor und hinter dem Zuge viel Volk. Bei der Leonhardskirche angelangt, fanden wir das Hauptthor der Polizei geſchloſſen. Wir befahlen zu öffnen, was begreiflich verweigert wurde. Darauf verlangten wir einen Hammer und ſofort überbrachte man uns dieſes Inſtrument. Ein uns befreundeter Schloſſer und Andere übernahmen es das Thor zu ſprengen oder einzuſchlagen, was auch in wenigen Minuten bewerkſtelligt wurde. Die Mannſchaft, Bürger, Neugierige, Alles ſtürmte in den Polizeihof. Dort fanden wir alle Thüren ebenfalls verſchloſſen und hinter denſelben ſtanden die bewaffneten Polizeiſoldaten. Im Hofe trat uns der damalige Platzkommandant Oberſt Burckhardt (Chef der Stadtgarniſon) mit andern Offizieren entgegen und ermahnte zur Ruhe. Auch Bürgermeiſter Burckhardt gab ſich ungemein Mühe, uns zu beſchwichtigen. Die Stadtgarniſon harrte auf den Befehl vorzurücken. Glücklicherweiſe wurde dieſe Ordre nicht gegeben, obſchon einige hitzige Offiziere darauf drangen. Landjäger waren im erſten Stock hinter den Fenſtern überall verteilt, ſo daß die Ausſicht auf ein Gelingen unſeres Begehrens ſchwierig war und von Minute zu Minute ſchwieriger wurde. Schon war es über 12 Uhr und wir waren noch am gleichen Platz. Ich ſah, wie eine Anzahl Artilleriſten,

unter denen ich hauptſächlich Unteroffiziere bemerkte, ſich aus dem Staube machten und davonſchlichen. Mir wurde dabei bange und ich fürchtete mich vor den Folgen. Was geſchieht, wenn wir Brenner nicht herauskriegen, was für Strafe ſteht uns bevor, wenn wir unverrichteter Sache davonziehen? Dies überlegend, berate ich mich kurz mit einigen Kameraden; ich ſchlage ihnen vor, eine Leiter zu holen, ſolche direkt vor dem Eingang des Gefängniſſes hinzuſtellen, die Fenſter des erſten Stockes über dem Thore einzuſchlagen und ſo in das Zimmer zu dringen, wo wir zwei Poliziſten und zwei Gefängniswärter aufgeſtellt ſahen. Vor der untern Thüre ſteht unſer Bürgermeiſter Burckhardt. Meine Freunde gaben mir das Wort mir nachzufolgen, mich nicht zu verlaſſen, koſte es was es wolle; ſofort holte ich die mir wohlbekannte Leiter, ſtellte dieſe im raſcheſten Tempo dem verwunderten Bürgermeiſter und den Offizieren vor die Naſe und beſtieg dieſelbe. Mit raſchem Druck und Stoß wurde das obere Fenſter geöffnet, vier oder fünf Freunde folgten mir. Die in dem Gemach befindlichen Gefängniswärter und das übrige Perſonal verteidigten ſich nur wenig. Der erſte Gefängniswärter M., ein ehemaliger Artilleriſt, war von unſerem Schlag und unſerer Gemütsſtimmung. Wir forderten die Diener der Gerechtigkeit auf, uns das Gefängnis Brenners zu zeigen. Anfangs weigerten ſie ſich, aber bei der Drohung, alle Thüren einzuſchlagen, öffneten ſie die Zelle von Dr. Brenner. Dieſer war bei unſerem Eintritt ſehr betroffen und weigerte ſich mit uns zu gehen. Nichtsdeſtoweniger gab er nach und wir ſtiegen die Treppe hinab. Unten war begreiflich großer Jubel und Juchhe. Zwei Burſchen nahmen Brenner auf ihre Achſeln, der Zug formierte ſich und zurück ging es dem Klingenthal zu. Alle Artilleriſten waren zum Appell am Platz, die Sache vorbei, aber was jetzt? Nach vollendetem Dienſt um 7 Uhr verſammelten wir uns in der Reitſchule und beratſchlagten, was nun zu thun ſei. Wir

kamen überein, Alle für Einen einzuſtehen und das Uebrige abzuwarten. Was war nun die Folge dieſes Putſches? Des andern Tages hieß es, wir ſeien amneſtiert, eine Nachricht, die uns nur angenehm ſein konnte. Der Beſchluß der Regierung wurde in der Stadt gut aufgenommen, es hätte aus dieſer unbedeutenden Sache ganz gut weiterer Streit und weitere Kämpfe entſtehen können, welche durch die Amneſtie verhütet wurden. Der ruhigen Haltung des Oberſtlieutenants Burckhardt ſei heute noch erwähnt und ihm Dank gebracht. Das war der ſogen. Käppiſturm im Jahre 1845.

Arnold Böcklin.

Feſtrede von Prof. H. Wölfflin.

Wenn Sie hiehergekommen ſind, um als Einleitung zu der Feier, mit der Baſel ſeinen berühmteſten Bürger zu ehren gedenkt, eine Feſtrede zu hören, ſo muß ich zum Voraus ſagen, daß die eigentliche Feſtrede ſchon gehalten worden iſt: ſeit fünf Wochen ſprechen von den Wänden der Kunſthalle die verſammelten Werke vom Ruhme ihres Meiſters und dies in einer ſo eindringlichen Sprache, daß mir daneben nichts übrig bleibt, als höchſt anſpruchslos von den Eindrücken einige nur zuſammenzufaſſen, die Sie alle und mit Ihnen tauſend andere in dieſer merkwürdigen Ausſtellung empfangen haben.

Die Ausſtellung giebt nur einen Teil des Lebenswerkes von Arnold Böcklin. Man müßte ſie auf ihre vierfache Größe bringen, wollte man eine Anſchauung haben von der ganzen Leiſtung und dem ganzen Manne. Allein auch ſo, wie ſie iſt, wird ſie jeden mit dem Bewußtſein erfüllen, hier einem Phänomen von einziger Art gegenüber zu ſtehen, und wer alle Bilder einzeln ſchon gekannt hätte, müßte geſtehn, daß ſie, zuſammen geſehn, doch wieder einen ganz neuen Eindruck machen. Die Univerſalität dieſer Kunſt kommt hier erſt recht zum Vorſchein. Böcklin malt alles: Land und Meer und die Geſchöpfe des Himmels und der Erde. Keiner hat eine ſo allſeitige Beziehung zur Natur wie er und er waltet über der Welt mit Shakeſpeare'ſchem Reichtum der Stimmung. Er

ſpielt mit dem Zarten und Anmutigen und führt in gewaltigem Anprall elementare Kräfte gegen einander; taufriſch und leicht wie ein Silberwölkchen läßt er die Göttin der Liebe aus dem blauen Meer emporſteigen, und derſelbe Mann malt im ſelben Jahre den Centaurenkampf, wo tieriſche Gewalten den Vernichtungskampf kämpfen. Er kann lachen in ausgelaſſener Luſtigkeit und wieder ernſt ſein und feierlich in gehaltenen, heiligen Geſtalten, und erſchüttern, wenn er von menſchlichem Jammer redet. Er iſt durchaus ſinnlich, weltfreudig, genießend, aber er leiht doch auch ſein Ohr den Stimmen, die von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen flüſtern, und er malt Bilder voll Wehmut und Entſagung, wie die Villa am Meer und die Toteninſel. Böcklin beſitzt alles, nur eines iſt ihm fremd: das Süßliche, das Sentimentale, das Frauenzimmerliche. Seine Kunſt iſt eine durch und durch männliche Kunſt.

Und es iſt noch etwas, was gleich auffällt. Böcklins Bilder graben ſich dem Gedächtnis ein; ſie ſprechen ſtärker als andere; die Wellen, das Geſtein, die Baumſtämme auf blühender Wieſe ſcheinen eine andere Intenſität des Seins zu haben, als wir es zu ſehn gewohnt ſind. Woher kommt ihnen dieſe Stärke? Man iſt geneigt zu glauben, Böcklin habe ſeine beſonders günſtigen Modelle gehabt, allein die richtige Antwort lautet: nicht weil er gute Modelle, ſondern weil er keine Modelle hatte, konnte er ſo malen. Er malt aus dem Kopf, aus der innern Vorſtellung. Das gilt von allem, vom Ruhenden und Bewegten, von der phyſiſchen Bewegung und vom phyſiognomiſchen Ausdruck. Darum iſt auch ſein Lachen ſo zwingend und darum ſind ſeine Kinder ſo unvergleichlich. Was er giebt, iſt nie der einzelne Fall, ſondern das Reſultat von vielen Beobachtungen, das geklärte ausdrucksvolle Bild, wie es die Vorſtellung feſthält. Das Malen aus dem Kopf ſoll nicht ein Bravourſtück ſein, das der Schwierigkeit wegen bewundert wird, Böcklin hält es für notwendig, wenn man zu deutlichen ſprechenden Ge-

ſtaltungen kommen will. Die Kunſt beginnt für ihn überhaupt erſt da, wo die Natur in dieſer Weiſe gereinigt iſt. Jahrelang hat er ſeine Schüler bei der Arbeit vor der bloßen Staffelei feſtgehalten und ihnen anempfohlen, von der direkten Benutzung der Natur ſich frei zu machen. Selbſtverſtändlich iſt das nur möglich bei einer Vorſtellung, die ſchon ganz vollgeſogen iſt von den Erſcheinungen der Wirklichkeit, ja, die Arbeit des Beobachtens und Sammelns ſoll eigentlich in keinem Momente aufhören, daß der heimliche Schatz ſich mehre, aus dem die Bilder hervorwachſen. Das feſtgewurzelte, ſtundenlange Betrachten der Dinge iſt eine von den Eigentümlichkeiten, die im Umgang mit Böcklin jedem aufgefallen ſind. Im Prinzip iſt dieſe Schaffensweiſe die Negation des ſog. Impreſſionismus und die hiſtoriſche Bedeutung Böcklins wird erſt dann recht hervortreten, wenn die Abrechnung mit dieſer gewaltigen Macht, die unſer Zeitalter beherrſcht, endgiltig ſtattgefunden hat.

Aus der innern Vorſtellung wachſen nun nicht nur die einzelnen Stücke des Bildes hervor, ſondern das Bild als Ganzes, und die Figuren ſind immer gleich zuſammen geſehn mit der Landſchaft. Darum erſcheinen ſie ſo notwendig an ihrem Platze, darum beſitzt die Scene, der Raum eine ſo große Klarheit. Und die Fabelweſen ſind nicht als bloße Aktfiguren mit einer mythologiſchen Garderobe in eine beſtimmte Landſchaft hineingeſetzt, ſondern aus der Anſchauung des Elementes herausgeboren, getränkt mit dem beſondern Charakter der augenblicklichen Luft- und Lichtſtimmung und darum ſo ganz unnachahmlich und unübertragbar.

Nicht von Anfang an iſt Böcklin er ſelbſt geweſen, auch ſeine Individualität iſt *geworden*, und es iſt gerade ein Hauptreiz unſerer Ausſtellung, daß man dieſes Werden von den erſten Anfängen an verfolgen kann. Heimatliche ſchlichte Naturſtudien, romantiſche Stimmungsbilder mit Abendhimmeln und gotiſchen Ruinen und ideale italiſche Landſchaftskompoſitionen gehen anfänglich neben einander

her. Bei Schirmer in Düſſeldorf bekam der Hang nach der großen heroiſchen Landſchaft Nahrung. Gewaltige Baumgruppen, majeſtätiſche Ebenen und italieniſche Berglinien mit ihrem ruhigen Atemzug füllten die Phantaſie. Allein das etwas allgemeine Pathos der Schirmer'ſchen Art genügte Böcklin nicht, er nahm ſich ſelber in die Schule, und ſeine eigentliche Lehrzeit beginnt erſt mit dem Jahr 1850, wo er zum erſten Mal Rom betrat. Er blieb ſieben Jahre dort, und die Reſultate dieſer Studienzeit ſind die weltbekannten Bilder, wie der „Pan im Schilf" in der Münchner Pinakothek, der „Paniſche Schreck" bei Schack oder die „Jagd der Diana" im Muſeum von Baſel.

Der junge Feuerbach mag der erſte geweſen ſein, der den vollen Eindruck von der Koloſſalität der Böcklin'ſchen Begabung erhielt. Nach einem Beſuch in ſeinem Atelier, kam er einmal — wie uns Allgeyer erzählt — ganz vernichtet nach Hauſe: er müſſe wieder von vorn anfangen!

Es waren die Vorſtudien zum Pan im Schilf, die er geſehn hatte, und in der That, es iſt merkwürdig: Das Bild in der neuen Pinakothek iſt jetzt 40 Jahre alt, aber es wirkt noch immer neu, während ſeine ganze zeitgenöſſiſche Umgebung unmodern geworden iſt. Hohes Schilfröhricht, das der Wind leiſe bewegt; ein weiß-wolkiger Himmel; nur ein einziger Sonnenſtrahl hat ſich an den ſtillen Ort durchgeſchlichen, und es erſcheinen ein paar Lichtflecken am Boden. Die Kompoſition iſt ſchon ganz in der Art, daß die Figur völlig aufgeht in der Landſchaft, man erſchrickt faſt, wenn man den Pan entdeckt, der da ſitzt und das Geflüſter des Schilfes auf der Syrinx begleitet; was aber damals den größten Eindruck machte, waren die Sonnenflecke am Boden mit ihrer faſt illuſionären Wirkung. In den letzten Jahren haben unſre Maler das Problem oft aufgenommen, Böcklin ſelbſt iſt nicht wieder darauf zurückgekommen, es muß ihm zu ſpieleriſch vorgekommen ſein.

Das Panbild bei Schack giebt die heiße Mittagſtunde, wo die Luft zitternd aufſteigt vom brennenden Geſtein und die Umriſſe der Felſen zu vibriren ſcheinen. Der Hirt hat wirklich ſichs bewegen geſehn: Pan ſitzt da oben, den man nicht ſtören darf, und überwältigt vom Schrecken ſpringt er mit ſeinen weißen Ziegen den glühenden Felsabhang herunter.

Und ganz voll Licht wie hier iſt auch die Scene mit der Jagd der Diana auf dem Gemälde des Basler Muſeums. Hochbedeutend im Geſamtmotiv und unendlich reich in der charakteriſtiſchen Bildung der ſüdlichen Gewächſe, die in mächtigem Schwall ſich gegen das Meeresufer hinunter ergießen, wäre das Bild allein ſchon merkwürdig durch ſeine Luftſtimmung: der ſchwüle Himmel, der eben anfängt mit weißen Streifen ſich zu überziehn.

Eine ganze Reihe moderner maleriſcher Aufgaben hat Böcklin damals vorauserledigt. Wenigen zu dank! Hätte er fortgefahren italieniſch-ideale Landſchaften zu malen mit den bekannten Baumgruppen und Himmeln, in der konventionellen gelbbraunen Tönung — es wäre ihm viel Not erſpart geblieben. Für koſtbarere Ware hatte das reiſende Publikum in Rom kein Auge. Böcklin hätte verhungern können. Er entſchloß ſich, mit ſeiner Familie, die er in Rom gegründet, den Norden wieder aufzuſuchen. Durch Feuerbachs Vermittlung kam es in Hannover zu einem Auftrag, leider nahm die Geſchichte eine ungünſtige Wendung, indem der Beſteller die Bilder zurückwies, aber in München rettete ihn ſein „Pan im Schilf“: er wurde für die Pinakothek erworben. Die Beziehungen zu Schack knüpften ſich an, und 1860 gab man ihm ſogar eine Profeſſur an der Weimarer Kunſtſchule. Dieſe Art von Verſorgung entſprach ihm freilich wenig. Wenn er ſpäter junge Künſtler zu beraten hatte, ſo ſagte er wohl kurzweg: Gehen Sie auf keine Akademie und reiſen Sie ſo bald wie möglich nach Italien. Und das war es, was er damals ſelbſt that: 1862 ſchon entledigte er ſich der akademiſchen

Verpflichtung und ging nach Rom zurück, wo ihn Feuerbach als die erwünschteste Gesellschaft erwartete.

Böcklin und Feuerbach in Rom, die beiden repräsentierten damals die deutsche Kunst, und Graf Schack hat den Ruhm, sie eine Zeitlang allein am Leben gehalten zu haben. Es giebt Leute, die den deutschen Künstler prinzipiell auf dem heimatlichen Boden festhalten wollen und das Arbeiten in Rom von vornherein für bedenklich halten. Als ob es nicht auch deutsch sei, was Deutsche in Italien empfinden! als ob nicht die schönsten Früchte da gereift wären, wo germanischer Geist mit südlicher Natur sich traf!

Für Böcklins zweiten römischen Aufenthalt ist vor andrem die Schöpfung der „Villa am Meer" bedeutsam. Es ist ein Bild, das wir uns nicht mehr wegdenken könnten, an das sich Fäden nach allen Seiten anknüpfen. Wo von der Empfindung unseres Jahrhunderts die Rede ist, wird die „Villa am Meer" genannt werden müssen. Die Stimmung des Abends. Langsam, gleichmäßig wollen die grauen Wogen ans Ufer. Ein letzter Strahl trifft die Säulen der Gartenhalle. Es überkommt uns das Gefühl der Verlassenheit und Oede, auch wenn nicht die Figur in Trauerkleidern am Strande stünde. Wir glauben das Seufzen des Windes zu hören, der die hochragenden dunkeln Cypressen aufschauern macht. Böcklin hat das Bild mehrmals wiederholt und er ist eigentlich nie größer als in solchen Wiederholungen. Wo anderwärts ganze Existenzen auf einen Wurf der Art gegründet worden wären, giebt er in jeder Wiederholung etwas von Grund aus Neues.

Und was für Schöpfungen gehen daneben her! Ich nenne eine: Die Klage des Hirten bei Schack, mit dem entzückend durchgebildeten nackten Knaben, der von seiner Liebe singt. Die Berührung mit Feuerbach ist hier offenbar. Feuerbach malte damals auch solche musizierende Kinder, in mehrfacher Variation, aber das andere Temperament macht sich gleich mit aller Entschieden-

heit fühlbar. Böcklin iſt ſinnlicher, leidenſchaftlicher: nur er giebt den feuchtglänzenden Blick, wie nur er das Roſengehänge und das Stückchen ſonniger Wieſe hat malen können. Und ganz trennen ſich die Wege in Bildern wie der altrömiſchen Weinſchenke, wo die Basler Ausſtellung ein Exemplar in feiner graulicher Tönung aufweist. Es iſt die Ueberleitung zu jener Periode der ins Graue gedämpften Farbe, wie ſie die große „Trauer der Magdalena“ (1868) hat und die Porträts aus der zweiten Hälfte der ſechziger Jahre. Wer Feuerbach kennt, weiß, daß ſein Kolorit die gleiche Wandlung durchmachte.

Seit 1866 war Böcklin wieder in Baſel. Es erwarteten ihn große Aufgaben in Fresko: Die Malereien im Treppenhaus des Muſeums entſtanden damals und noch vorher (Sommer 1868) die Bilder in der Gartenhalle Saraſin-Thurneyſen. Wenn man über die Muſeumsfresken heute ſchwer mehr unbefangen urteilen kann, weil man weiß, wie Böcklin derartige Stoffe ſpäter anders zu behandeln pflegte, ſo kann man ſich doch der Freude über die maleriſche Behandlung unmittelbar hingeben. Man frage ſich, ob damals überhaupt jemand dieſe Einſicht in das Weſen des Freskovortrages beſeſſen habe. Wie der Künſtler zwiſchen Fresko und Tafelbild unterſchieden wiſſen wollte, lehrt ganz deutlich die Vergleichung der Saraſin'ſchen Wandgemälde mit den entſprechenden Stücken der Gallerie Schack (Toscaniſche Villa und Gang nach Emmaus).

Etwas Gedämpftes haben freilich auch die Tafelbilder. Es iſt die Signatur der Periode. Der Frühlingshimmel in der „toscaniſchen Villa“ iſt überzogen, der „Gang nach Emmaus“ iſt eine abendlich wolkige Landſchaft. Die maleriſche Stimmung wird da geſucht, wo wenig Farbe iſt, im verſchleierten Licht, in weichen gebundenen Tönungen.

Da auf einmal — mit Beginn der ſiebziger Jahre — reißt der Wolkenſchleier und die Welt entzündet ſich in leuchtender farbiger Glut.

Wie ein helles Trompetenſignal tönt die „Muſe des Anacreon“ aus ihrer Umgebung heraus, und das mächtige Blau und Rot iſt hier nur die Begleitung zu der ſprühenden Kraft des Auges. Auf der „idealen Frühlingslandſchaft“ bei Schack findet man das Motiv der toscaniſchen Villa wieder, aber jetzt glänzt alles in Farbe: kleine weiße geballte Wölkchen ſtehn am tiefblauen Himmel, und über die leuchtenden Wieſen wandeln die Mädchen in bunten Seidengewändern. Aus dem „Gang nach Emmaus“ werden die „Maurenzüge.“ Sonniges Gemäuer erſcheint, rote Mäntel, weiße Pferde, Blutbuchen und herbſtliches Goldlaub. Es iſt das Geheimnis des Böcklin'ſchen Kolorites, daß es in der Wirkung ſich nicht abſtumpft. Warum kommen uns Makarts Farbenzuſammenſtellungen ſchon trivial vor, wie abgeleierte Harmonien? Sie ſind nicht aus der Tiefe der Perſönlichkeit herausgeboren, ſondern ſind ein bloß modiſch-geſchmackvolles Arrangement geweſen und damit dem Schickſal des Veraltens verfallen.

Damals, als Böcklin ſeinem 45. Jahre ſich näherte, offenbarte ſich ſeine Perſönlichkeit zum erſten Mal ganz, in erſtaunlicher, überſtrömender Fülle. Wie er in ſeinen Beziehungen zur Natur immer mannigfaltiger wird, ſo giebt er den Eindruck mit immer größerer künſtleriſcher Freiheit wieder: es beginnt jetzt in umfaſſender Weiſe jenes mythologiſche Dichten, das überall zu leibhaftigen körperlichen Geſtalten vordringt. Die Ausſtellung iſt reich genug, um dieſe wunderbare Emanation vor Augen zu führen. Der Centaurenkampf des Basler Muſeums, in dem Eindrücke der brutalen Gewalten im Hochgebirg verarbeitet zu ſein ſcheinen, wird dabei immer ſeine centrale Bedeutung behaupten. Es iſt ein Werk, gleich mächtig in der Farbe wie in der Form. Wie in der mittlern Kämpfergruppe die Bewegung in den führenden Linien herauskommt und auf alle Ferne wirkſam gemacht iſt, ſucht ſeinesgleichen. Ich ſpreche nicht von den andern gleichzeitigen

Bildern der Ausſtellung — jedermann hat ſie vor ſich: die Venus Anadyomene, die Panſcenen, die Klio und das Bild der Anmut: Flora, die über die Wieſe ſchreitet, mit ſchwebendem, weichem Sammettritt — es ſei nur geſagt, daß hieher auch noch die dunkle Meeresidylle der Gallerie Schack gehört, wo Böcklin das kalte Element gefaßt hat: das Weib, das mit der Schlange ſpielt, hat kein warmes Blut, und doch ruht in ihr etwas geheim-leidenſchaftliches, wie in den tiefen Gründen des Meeres.

Ein Jahrzehnt lang hatte es Böcklin im Norden ausgehalten, erſt in Baſel, dann in München; im Jahre 1876 geht er nach Italien zurück und ſchlägt ſeinen Wohnſitz in Florenz auf, und nun geſchieht aufs neue etwas Wunderbares. Es findet eine Abklärung ſtatt, eine Beſchränkung auf das Wenige, eine Vereinfachung der Motive zu Gunſten des ganz intenſiven Eindruckes. Wenige Farben, wenige Richtungen. Elementare Kontraſte. Die Farbe gewinnt jetzt die höchſte Brillanz und der Stimmungsausdruck die größte Entſchiedenheit. Vollkommene Klarheit verbindet ſich mit der ſicherſten Oekonomie der Wirkungen.

Odyſſeus und Kalypſo iſt ein Bild dieſer Periode, die man im eigentlichen Sinne die klaſſiſche nennen kann. Nur zwei Farben, er blau, ſie rot, ſonſt nichts als brauner Fels, grauer Himmel und ein Stückchen graues Meer. Die Figur des Odyſſeus aber, der wie eine einzelne Säule daſteht und abgewendet über das Meer hinblickt, wird als konzentrierter Ausdruck des Heimwehs nie mißverſtanden werden können. Scheinbar ohne allen Aufwand an Mitteln, iſt hier ein ſtärkſter Ausdruck für das Hinausſehnen gefunden. Wer nun trotzdem nach blauem Meer und tropiſchen Gewächſen verlangt, der mag bei Preller ſein Genüge ſuchen; es macht nur nachdenklich, daß ſich Preller's Bild bei all ſeinem Einzelreichtum ſofort erſchöpft und leer wird, während Böcklin eine immer neue Anziehungskraft entwickelt.

Wie das Figurenbild ſo vereinfacht ſich die Landſchaft. Sie wird ganz klar und durchſichtig. Das viele Detail, das wirre Buſch- und Baumwerk weicht, man ſieht klare Silhouetten, leuchtende Stämme. Die Geſtalt des Bodens verliert die unruhig ſchwankende Bewegung, einfache Flächen fügen ſich in ſicherm Verhältnis zuſammen.

In den Motiven an ſich liegt nichts außerordentliches. Aber wie die Bäume ſchimmernd daſtehn, die Wieſe ſich im Frühlingsglanze breitet, wie das Waſſer mit Silberwellen hineilt über den durchſichtigen Grund und die Luft tief und ſtrahlend iſt, ſo haben dieſe Landſchaften etwas Wunderbares, Märchenhaftes. Still und leuchtend liegen ſie da. Hie und da hört man den Ton der Panspfeife, dem dann die Frühlingsnymphen lauſchen, man entdeckt einen komiſchen bocksfüßigen Kerl, der ſentimental wird, und man muß lachen, oft aber ſteigert ſich die Stimmung ins Hochfeierliche und Heilige. Gefilde der Seligen möchte man all dieſe Bilder einer ſeltſam verklärten Wirklichkeit nennen. Und wenn im „Opferhain“ aus dem Grunde der herbſtlichen Baumallee ein Zug weißgekleideter Männer in ſtummer Prozeſſion hervorwandelt, ſo iſt das eine von den Staffagen, die ganz notwendig aus dem Geiſt des Ortes ſich ergeben zu haben ſcheinen.

In dieſer Zeit iſt auch die Toteninſel entſtanden. Die wehmutsvolle Stimmung der Villa am Meer erſcheint hier weiterentwickelt zum Bilde der verſteinernden Einſamkeit. Eine Gruppe von hohen, dichten Cypreſſen, eingeklemmt zwiſchen ſteile Felswände. Der Himmel dunkel. Das Meer regungslos. Nichts als die ſtarren Vertikalen und Horizontalen. Kein Reiz maleriſcher Verkürzung. Der gleiche Abſchnitt rechts wie links.

Mit dieſem hohen Stil hat ſich Böcklin noch nicht erſchöpft. Unerwartet nimmt er eine neue Wendung. Wer den dritten Raum der Ausſtellung betritt, prallt förmlich zurück vor der überwältigenden

Offenbarung eines üppigſten Kolorits. Als ob eine unbändige Freudigkeit über den alternden Meiſter gekommen wäre, die ſich in Farbe habe Luft machen müſſen, ſo knallt es von den Wänden. Er ging damals den ſechziger Jahren entgegen. Es iſt die Zeit, da er in die Heimat zurück kehrte und in Zürich mit Gottfried Keller zuſammenſaß.

Was malt er da in den Najaden der Basler Sammlung? Die Stunde des beginnenden Sturmes, wenn die Waſſer anfangen unruhig zu werden und die Wellen hoch aufſpritzen am Fels. Man hört dann allerlei ſeltſame Stimmen, es klingt wie übermütiges Gelächter, wie ein Johlen und Kreiſchen — Böcklin macht uns glauben, daß es wirkich die Meerweiber und die Unholde der Tiefe ſind, denen es jetzt erſt recht wohl wird und die mit lautem Lärm ihr Spiel aufangen. Es ſind keine mädchenhaften Nixen, mit denen ſonſt ſo oft ein falſches Intereſſe in die Scene hereingebracht wird, ſondern rote kreiſchende Fiſchweiber und ihr gellendes Lachen ſcheint ſich in Farbe umgeſetzt zu haben.

Und dann iſt er in allem Jubel wieder ſtill und milde und malt den Frühlingsgeſang der Mädchen, die am Hügel hinſchreiten: „Sieh, es lacht die Au!“, ein Bild, das ſich ganz von ſelbſt in Muſik umſetzt, ſo ſehr iſt alles darin Rhythmus der Bewegung und Wohlklang der Farbe.

Die elegiſche Stimmung tritt jetzt zurück. Selbſt in den Ruinenbildern gewinnt das Sinnlich-Prächtige die Oberhand. Das weißeverfallende Gemäuer ſteht im brennenden Rot des herbſtlichen Buchenwaldes und in unergründlicher Purpurpracht rauſchen die Meereswogen.

Wenn ſolche Gemälde vor zehn Jahren auf Ausſtellungen erſchienen, ſo ſahen ſie zwiſchen den damaligen Modebildern wohl ſeltſam aus. Die allgemeine Abbleichung der Farbe hatte damals ihren Höhepunkt erreicht, was wollte dieſer Mann in den Reihen der zarttonigen Maler des hellen Pleinair?

Wohlwollende Kritiker ließen ihn gelten als Original und unverbeſſerlichen Koloriſten, wenige mögen es geweſen ſein, die in ihm nicht den Sonderling, ſondern umgekehrt den geſunden und naiven Menſchen ſahen, der nach der Philoſophie: was gut ſchmeckt, das iſt gut, die Freude an der klaren Farbe behielt und die klare Form der unklaren vorzog. Die Freudigkeit der Anſchauung, das iſt es, was aus allen ſeinen Bildern leuchtet, und die Luſt an der glänzenden Farbe bei ihm iſt nicht größer als das Verlangen nach der vollkommenſten Klärung der körperlichen und räumlichen Erſcheinung.

Gewiß repräſentiert Böcklin nicht die einzige Kunſt, es giebt der Möglichkeiten noch andere, die Welt künſtleriſch zu ſehn, aber ſo wie er iſt verehren wir in ihm einen der größten Wunder- und Wohlthäter der Menſchheit. Er hat unendliche Quellen des Genuſſes erſchloſſen, denn die Malerei iſt nicht dafür da, um nur die Wände der Häuſer zu dekorieren, die Künſtler ſind die großen Offenbarer, die uns den Reichtum der Welt ſehen lehren. Tauſende ſind in dieſem Sinne Böcklins Schüler geworden, und die wiedergewonnene Freude am Starken und Geſunden, die Geneſung zu feſtlicher Sinnlichkeit iſt eine frohe Gewähr für das kommende Jahrhundert.

Im wahren Sinne des Wortes darf man Böcklins Kunſt eine feſtliche Kunſt nennen. Vielen iſt es unbegreiflich erſchienen, daß Baſel ſeine Heimat ſei, die Stadt, wo doch alle Lebensfreude nur gedämpft und verhüllt ſich zeigen dürfe; andrerſeits iſt Baſel vor kurzem verglichen worden mit der berühmteſten Feſtſtadt Deutſchlands, mit Nürnberg in den glänzenden Tagen Albrecht Dürers. Ich will nicht entſcheiden, ob mit Recht oder Unrecht. Das aber werden wir ſagen dürfen: ſo lange bei uns Arnold Böcklin in Ehren gehalten wird, wird auch der feſtliche Glanz, in dem die Stadt heute erſtrahlt, nie ganz erlöſchen.

Briefe aus dem Sonderbundsfeldzug.

Von Stabsoberlieutenant August Alioth von Basel,
Adjutant des Divisionärs Oberst Gmür.

Zürich, 27. Oktober 1847.

Da bin ich denn in einer mir ganz neuen und wildfremden Sphäre, seit heute Morgens 9 Uhr in Amtsthätigkeit; lauter neue Geschäfte, von denen mir der Kopf noch wirr ist. Mein Oberst ist sehr artig mit mir und seine Division ist noch lange nicht organisiert; auch sind wir, wie es heißt, noch nicht gegen den Sonderbund aufgestellt, sondern zur Aufrechterhaltung der Ordnung, besonders in St. Gallen, an dessen Grenzen eine Brigade unter Oberst Ritter aufgestellt ist. Divisionsadjutant ist Major Brändlin von Rapperswyl, der als Oberlieutenant und Hauptmann mein Vorgänger als attachierter Adjutant bei Oberst Gmür war.

Zürich, 30. Oktober 1847.

Zwar könnte die Langeweile bald aufhören, da die Sonderbundsgesandten Bern verlassen haben und nun leicht eine Kriegserklärung von unserer Seite erfolgen könnte. Doch mußt du keine Angst um mich haben, da ich wahrscheinlich im Fall eines Zuges keinen gefährlichen Posten erhalte, sondern immer um den Divisionär herum sein muß, dessen eigene Erhaltung gewiß Hauptsache ist.

Zürich, 1. November 1847.

Bis jetzt besteht meine Arbeit nur in Korrespondenz an alle möglichen Civil- und Militärbehörden, welche mir zum Teil vom Oberst diktiert, zum Teil selbst von mir verfaßt wird.

Es finden seit gestern in unserer Division große Truppenmärsche statt, indem mehrere Zürcherbataillone ins Aargau (Div. Ziegler) per Dampfschiff und Eisenbahn spediert werden und andere, Schaffhauser, St. Galler, Glarner, Appenzeller, Thurgauer, in den Rayon unserer Division einmarschieren. Es scheint, General Dufour habe zuerst mit großer Macht eine Operation gegen Freiburg vor, und erst später werden wir operieren müssen. Weiß Gott wo wir 's Neujahr feiern.

Zürich, 2. November 1847.

Ob und wann wir gegen den Sonderbund marschieren, weiß ich noch durchaus nicht und auch der Oberst weiß es nicht, da hiezu ein Befehl von General Dufour nötig ist. Uebrigens werden wir noch eine Zeit lang hier bleiben, nach allem Anschein, da die Truppen aus den verschiedenen Kantonen noch nicht alle in die Linie und zu ihren Divisionen marschiert sind und, wie es scheint, Dufour zuerst einen Hauptstreich auf Freiburg vorhat. Bataillone über Bataillone, Batterien, Husaren, Genietruppen, Scharfschützen marschieren hier durch und das ganze Land ist in Bewegung; wo man hinsieht, sind Soldaten und alles alert und marschlustig, selbst die St. Galler, welche so viel Komplimente machten. Wenn man diese wohlorganisierte Truppenmacht beobachtet, so kann man nicht glauben, daß der Sonderbund lange Widerstand leisten wird. Zug widersteht per se nicht und das ist unser erstes Ziel. Doch die Zeiten werden lehren, und der Feind ist nicht zu verachten.

Zürich, 4. November 1847.

Eine dreispännige Kalesche wartet unser, um uns nach Richterswil zu führen, um die dortigen Truppen zu besuchen. Gestern waren wir auf gleiche Art im Knonauer Amt und zu gleichem Behufe. Morgen giebts wieder eine Reise, so daß ich von Morgens früh bis Abends spät angespannt bin und beinahe keinen Augenblick für mich finde.

Zürich, 9. November 1847.

Nebst den Bureau-Arbeiten Inspektionen und Ritte ohne Ende. Gestern wurden eine Stunde von hier, gegen Schaffhausen hin, 4 Bataillone und 2 Scharfschützenkompagnien der Zürcher Landwehr beeidigt, was ein imposantes Schauspiel war. Wann marschiert wird, weiß ich noch nicht; doch ist der Angriff vom Tessin her und vom Brünig her, wie es scheint, bereits geschehen, was den Sonderbund veranlaßt hat, viele Streitkräfte dorthin zu ziehen, so daß auf unserer Seite keine bedeutende Macht steht.

Albis-Affoltern, 13. November 1847.

Nur zwei Worte, da ich ungeheuer angespannt bin. Der Sturm ist noch nicht losgegangen, aber gestern haben die Luzerner in einem kurzen Gefecht von unsern Truppen famos aufs Dach bekommen. Nähere Details ein ander Mal. Heute Abend beziehen wir Quartier in Hausen.

Hausen, 15. November 1847, Morgens.

Ihr seid in viel zu großer Angst um mich, und die Gerüchte von Schlachten ꝛc. werden bis nach Arlesheim so ungeheuer vergrößert, daß Ihr immer kaum den zehnten Teil davon glauben könnt. Unsere Truppen haben bis jetzt erst ein Gefecht bestanden, letzten Freitag bei Rickenbach, wo wir eine Schiffbrücke hatten. Die Luzerner kamen das Freienamt hinunter etwa 3000 Mann stark und wollten die Brücke abfassen, wurden aber da von unserer Artillerie, von einer Kompagnie Scharfschützen und Jägern links so begrüßt, daß diese 3000 Helden es für geraten fanden, nach einer $^1/_2$- oder $^3/_4$-stündigen Kanonade mit wahrscheinlich starkem Verlust und demontiertem Geschütz unsern 4—500 Mann das Feld und die Brücke zu überlassen und den Finkenstrich zu nehmen. Wir hatten 2 Tote und 10 Verwundete, samt einem toten Pferd. Bei dieser Affaire war ich nicht, sondern wir kamen erst am Samstag Morgen auf das Schlachtfeld. Wir erwarten nun den Bericht der

Uebergabe von Freiburg und den Marschbefehl gegen Zug, ꝛc. Von nun an müssen die Briefe nicht mehr nach Zürich, sondern an das Bureau der Division V. Gmür in Affoltern am Albis und womöglich franko übersendet werden.

Hier in Hausen ist es sehr hübsch, und wir sind unser 7 Offiziere, der Oberst, Artillerieſtabsmajor v. Reding aus Thurgau, ich und ein Ordonnanzoffizier Pestalozzi von Zürich, Bataillonskommandant, Major und Aide-Major des hier liegenden Bataillons Schindler von Glarus, bei einer sehr artigen und wohlhabenden Familie, in schönem Haus und schönen Zimmern einquartiert und sehr splendid bewirtet. Morgen oder übermorgen geht's aber nach Affoltern.

Hausen, 15. November 1847, Abends.

Der Ritt von gestern war interessant; er ging von hier nach Ottenbach an der Reuß, wo eine Schiffbrücke sehr schön, schnell und fest, ohne Beunruhigung seitens der Sonderbündler, welche sich früher bis da hinunter gezogen hatten, geschlagen war, und über diese Brücke war eine Reconnaissance gegen Muri angeordnet, um sich mit der Division Ziegler (Hauptquartier Aarau) und der Brigade König (Hauptquartier Muri) in Verbindung zu setzen und zu sehen, was noch von unsern Feinden (anders werden sie nicht mehr genannt) im Land herumtrolle; wohlweislich ließ sich aber niemand blicken. Es war wirklich schön, wie diese Truppenmasse von 5—6000 Mann, 6 Bataillone Infanterie, dann Scharfschützen, famose Kerls, Artillerie und Kavallerie über die Brücke rasselten, und in einem langen Zuge sich durch das gegenüberliegende Land schlängelten. Die einen Kompagnien liefen im Trab unter Hurrahrufen hinüber, da die ganze Kolonne nicht wußte, daß es nur eine Rekognoscierung war, sondern die Meisten glaubten, es gehe gegen Luzern.

Also gestern hat Freiburg kapituliert und die Eidgenossen sind ohne Blutvergießen hineingezogen. Es lebe Dufour! einen weisern

General hätte man uns nicht geben können. Ich hoffe und bin ſicher, daß er alles anwenden wird, um auch gegen die andern Sonderbündler mit gleicher Schonung und zugleich mit gleicher Kraft zu marſchieren. Es iſt aber auch impoſant und beruhigend zugleich, was ich nie erwartet hätte, dieſe Ruhe, den Gehorſam und die Entſchloſſenheit aller Soldaten unſerer Armee, wenigſtens unſerer Diviſion, zu ſehen, während wir ſchon oft bei unſern Gegnern das wilde Toben, das Schreien und Brüllen, das Schießen ohne Zweck gehört haben, womit ſie uns wahrſcheinlich Angſt machen wollen, womit ſie aber weder die Ruhe noch die Entſchloſſenheit unſerer Leute ſtören können. Alles ohne Ausnahme ſehnt ſich zum Abmarſch und mit Zug geht es gewiß ſo ſtill vorbei und ſchneller als mit Freiburg. Nach ſichern Berichten liegen jetzt im Kanton Zug nur 3 ſchwache Bataillone, wovon eines von Zug, welches ſogleich die Waffen ſtreckt. Wir haben hingegen über 20 ſtarke Bataillone und können imponieren.

Affoltern, 19. November 1847, Abends.

Gerade ſind wir von Bremgarten zurückgekommen, wo der General Dufour mit den beiden Diviſionärs und Ziegler Unterredung pflegte und den Plan beſprach, von dem ich aber noch nichts weiß. Oberſt Frei-Herosee, Chef des Generalſtabs, und Oberſt Zimmerli, Generaladjutant, waren auch da, und ich hatte die Ehre mit den Herren zu Mittag zu ſpeiſen. Dufour iſt ein würdiger, beſonnener Mann und zum General geboren. Der Zug wird nun bald losgehen. Der Fall Freiburgs hat in Luzern, wie es ſcheint, große Beſtürzung verurſacht, und man kann ziemlich ſicher annehmen, daß wir keine harte Aufgabe haben werden; ſehr wahrſcheinlich geht's gerade Luzern zu. Alſo nur alle Angſt fahren laſſen. — Letzten Sonntag hatte der Sonderbund, wie man ſicher weiß, einen neuen großen Einfall ins Freienamt beſchloſſen, und die Diviſion Ziegler und wir waren bereit ihn zu empfangen. Aber

nach ſichern Nachrichten wollten die Sonderbundstruppen nicht hineinmarſchieren und waren nicht von der Stelle zu bewegen; force majeure, das Unternehmen unterblieb. Die Basler Artillerie ſoll heute Abend in Bremgarten eintreffen, ich hätte ſie gerne noch geſehen, aber um 4 Uhr, als wir abfuhren, waren ſie noch nicht da. Wir werden uns halt in Luzern wiederſehen.

Affoltern, 21. November 1847.

Geſtern hatten wir wieder viel zu arbeiten und ſchrieben bis 1¼ Uhr Morgens. Die meiſte Arbeit gab uns die Ausfertigung des Operationsplans, der nun im Reinen iſt. Dieſe Nacht kamen zwei Häupter des Standes Zug hier an, um mit dem Oberſt zu parlamentieren. Der Oberſt ſchickte ſie direkt nach Aarau an den General und Gränicher wurde beauftragt ſie zu begleiten. Alſo Zug giebt ab und das erleichtert uns die Geſchichte wieder um Vieles; die Luzerner werden doch auch bald zu reflektieren anfangen.

Cham, 23. November 1847, Morgens 6 Uhr.

Geſtern kapitulierte Zug förmlich und Abends 8 Uhr war der Kanton Zug bereits mit eidgenöſſiſchen Truppen überſchwemmt. Die Basler Batterie iſt bei uns. Die ganze Armee iſt munter und hell auf. Geſtern Abend zogen wir von Cappel aus mit fünf Bataillonen, Artillerie, Kavallerie und Scharfſchützen, in der Stadt Zug ein. Mit ungeheurem Jubel wurden wir empfangen, überall wehten eidgenöſſiſche Fahnen, viele Häuſer waren beleuchtet, Vivatrufen ohne Ende.

Heute geht's von allen Seiten gegen Luzern, vom Brünig, Entlebuch, Huttwyl, Aargau und hier. Sobald ich Neues weiß, werde ich berichten, ſobald ich wieder ſchreiben kann.

Adligenswil, 23. November 1847, Nachts.

Wir ſind bis hierher vorgerückt; unſere Truppen übernachten im Freien ringsum an einer Unzahl von Wachfeuern. Unter faſt beſtändigem Kampf ſind wir bis hierher ohne wichtigen Verluſt

vorgedrungen und haben zuletzt alles auseinander gejagt. Der Feind hat viele Tote und Verwundete. Die erstern hat er liegen lassen. Morgen geht's nach Luzern von allen Seiten. Die IV. Division hat die Gislikerbrücke und Schanze genommen und morgen geht's mit Macht vorwärts. Unsere Leute legen viel Bravour und Ruhe an den Tag.

Luzern, 25. November 1847.

Gestern Vormittag sind wir im Triumph hier eingerückt; wir von Zug her, die Division Ziegler von Gislikon her, wo man sich vorgestern Abend famos geschlagen hat, die Division Burckhardt von Nordwesten her, die Division Donatz von Norden her; es war ein unbeschreiblicher Anblick, diese ungeheuern Truppenmassen alle zusammen einrücken zu sehen und alle diese Bekannten aus allen Kantonen wieder zu finden. — Die hiesige Regierung hat vorgestern Nachts nach Entscheid der Gislikerschlacht die Hauptstadt in Nacht und Nebel verlassen, Jesuiten und Nonnen mitgeschleppt und mit dem Dampfschiff sich über den See gestrichen. Die Stadt und nächste Umgegend ist von eidgenössischen Truppen überfüllt. Wir waren bis jetzt im Schwanen; diesen Abend muß sich aber unser Divisionsstab nach Seeburg begeben, wo wir einstweilen auf unsern Lorbeeren ausruhen und unsere Operationen gegen Schwyz leiten werden.

Luzern, 26. November 1847.

Unser Feldzug, wenigstens die Reihe der Schlachten, geht mit Macht zu Ende; alles beugt sich nach und nach vor unserer eidgenössischen Unwiderstehlichkeit. Schwyz bettelt Frieden, Unterwalden und Uri sollen abgegeben haben, und was sicher ist, ist, daß morgen vier Bataillone nach Unterwalden abgehen, um das Land zu besetzen. Was den Franzosen mit ihren Armeen nie möglich war, das gelingt uns, und das ist ein Beweis, daß wir gegen fremde Mächte uns auch noch gehörig schlagen und wehren könnten.

Unſere Truppen ſind für Milizen wirklich ausgezeichnet; nur die Berner und etwa St. Galler Infanterie machen eine Ausnahme; doch haben ſich die letztern am 23. brav geſchlagen, gegen alle Erwartung, und haben die lumpigen Landſtürmer weit verfolgt. Alſo der Sieg iſt unſer und es freut mich deshalb beſonders, weil nun die Möglichkeit vorliegt, bald wieder heimzukehren, wenn man uns nicht etwa noch übers Neujahr zur Beſetzung der eroberten Länder zurückbehält, bis die armen Teufel alle Koſten des Kriegs bezahlt haben. Und doch möchte ich um Vieles nicht, daß ich dieſen Feldzug nicht mitgemacht hätte.

Wahrſcheinlich werden wir bald nach Schwyz überſiedeln und dort Quartier nehmen, oder ins Kloſter Einſiedeln.

Seeburg, 26. November 1847.

4 Bataillone Infanterie, 2 Kompagnien Scharfſchützen, 2 Kompagnien Kavallerie, 1 Kompagnie Sappeurs, 2 Batterien Artillerie marſchieren morgen in langem pompöſem Zuge in den Kanton Schwyz ein, welcher ſich unter's Kreuz begeben hat mit gleicher Kapitulation, wie die andern Sonderbündler. Der Feldzug geht mit ſchnellem Schritte dem Ende zu; es bleibt noch die Okkupation und dann die Entlaſſung der Armee und der Abſchluß der Rechnungen. Die Okkupation wird nicht lange währen.

Schwyz, 28. November 1847.

Geſtern haben wir unſern Zug in den Kanton Schwyz vollendet; in Küßnacht und Arth, wo wir durchzogen, wurden wir mit Jubel, mit Triumphbogen und Inſchriften und mit eidgenöſſiſchen Flaggen begrüßt, hier in Schwyz aber, wo wir erſt Abends nach 9 Uhr einrückten, war die Aufnahme kälter; hier waltet noch die dumpfe Prieſterherrſchaft und der Druck der Ariſtokratie, was aber auch anders werden wird. Man könnte gewiß aus meinem Briefe glauben, ich ſei erzradikal geworden; aber man wußte nirgends, und am wenigſten in Baſel, wie es hier ausſieht,

und es ſind in unſerm Diviſionsſtab und in der Diviſion viele konſervative Offiziere und zwar zum Teil ultrakonſervative, welche aber ihre Meinung hinſichtlich dieſer ſich noch ſo nennenden Gründer der Schweizerfreiheit bedeutend geändert haben. Ich könnte viele Beiſpiele und Fakta anführen, kann aber jetzt nicht ausführlicher ſein. Uebrigens iſt unſerm General das höchſte Lob zu erteilen über ſeinen weiſen Plan; gewiß hätte Niemand ſonſt dieſe ſchwierige Aufgabe mit weniger Opfern gelöst.

Schwyz, 1. Dezember 1847.

Für Engelberg könnte ich nichts oder wenig thun, wenn es nötig wäre. Das iſt aber nicht der Fall, indem das erſte beim Einzug in einen zu beſetzenden Ort iſt, daß man Wachen vor Kirchen und Klöſter ſtellt, und dieſe nach des Generals ſtrengſtem Befehl mit ſo viel Ehrerbietung und Schonung behandelt werden müſſen, als möglich und auch gewöhnlich keine Einquartierung in Klöſter verlegt wird. Im Kloſter Einſiedeln ſind nur einige Stabsoffiziere, keine Soldaten. Nach Engelberg werden wahrſcheinlich gar keine eidgenöſſiſchen Truppen verlegt, weil es zu entfernt liegt, wie wir hier im Kanton Schwyz auch die Bergdörfchen unbeſetzt laſſen, die von allen Straßen abliegen. Uebrigens iſt Unterwalden von Truppen der III. Diviſion beſetzt, wir haben nur Schwyz und Zug. — Wallis hat nun auch kapituliert und die ganze Geſchichte wäre ſo weit im Reinen. Wo die Basler Batterie hingeraten iſt, weiß ich nicht.

Schwyz, 5. Dezember 1847.

Von hier weiß ich nichts neues zu berichten, da es nichts neues giebt und wir nur den langweiligſten Garniſonsdienſt haben, der uns alle ohne Ausnahme eine baldmöglichſte Heimkehr ſehnlichſt wünſchen läßt. Der König von Preußen wird wohl mit einer langen Naſe abziehen können; ſind wir mit dem Sonderbund fertig geworden, ſo werden wir auch mit Neuenburg und mit dem

Königreich Preußen keine langen Komplimente brauchen. Die Eidgenossenschaft hat durch unsere Exploits gewiß wieder ordentlich an Respekt bei den Fremden gewonnen und diese werden mit ihren insolenten Noten wohl nach und nach ablassen.

Schwyz, 6. Dezember 1847.

Die Zwölfpfünder-Batterie ist also glücklich wieder in Basel eingerückt und die Helden sind als Sieger empfangen worden, obgleich ihnen das Glück auf dem ganzen Feldzug nie zu teil wurde, einen einzigen Schuß zu thun, während ihre drei Schwester-Batterien, d. h. die drei andern Zwölfpfünder-Batterien, bei Gislikon famos zu krachen hatten und dort auch mit ihrem respektablen Kaliber den Ausschlag der Schlacht gaben und den Feind komplett deroutierten. Von allen Baslern war keiner im Feuer als Lieutenant Bischoff aus dem Kirschgarten, als Ordonnanzoffizier von Oberst Denzler bei Gislikon, und ich. Die Sonderbundskantone haben bis zum 20. Dezember eine Million Schweizerfranken an die Kriegskasse zu zahlen und für ungefähr drei andere Millionen annehmbare Versicherung zu geben. Bis dahin bleiben wir sicher in Schwyz. Dann aber wird wahrscheinlich die Reduktion der Armee schnell stattfinden, und meine Entlassung hängt nicht von Oberst Gmür ab, so wenig als die seinige, sondern vom General. Wenn ich nur am Neujahr zu Hause sein kann, bin ich zufrieden. Von dem projektierten Ankauf eines Landguts für den General ist hier keine Rede und ist wahrscheinlich nur Basler Intelligenz-Gewäsche. Hingegen soll ein großes Oelportrait von Dufour durch Unterschriften des Offizierkorps verfertigt und Steinabdrücke davon den Offizieren verteilt werden. An den Kriegskosten muß übrigens Neuenburg seinen gesalzenen Teil zahlen.

Schwyz, 8. Dezember 1847.

Gestern sind wir ins Muottathal geritten, das im Sommer herrlich schön sein muß. Wir rückten vor bis Muotta, wo wir im

dortigen Frauenkloſter von der Frau Aebtiſſin gnädigſt empfangen und flott bewirtet wurden.

Schwyz, 16. Dezember 1847.

Schwyz, und immer Schwyz, und ewig Schwyz; weiß Gott wann wir einmal von dem ewigen Schwyz wegkommen. Daß ich das Neujahr zu Hauſe zubringen werde, dazu iſt leider keine Hoffnung mehr vorhanden, ſo ſehr ich es auch hoffte und wünſchte. Erſt nächſten Montag, 20. dieſes, wird etwas mehr als der vierte Teil unſerer Mannſchaften entlaſſen und vielleicht 8 Tage darauf wieder etwas, oder der Reſt? und der Diviſionsſtab höchſtens acht Tage nach Entlaſſung der letzten Truppen. Das iſt eine traurige Geſchichte. Am Neujahr werden wir alſo wahrſcheinlich noch in dieſem traurigen Neſt ſitzen, oder höchſtens etwa in Zug, das ein wenig beſſer iſt. Unſere letzten acht Tage werden wir in Zürich durchjagen.

Schwyz, 19. Dezember 1847.

Ich wollte geſtern ſchreiben, kam aber nicht dazu; den ganzen Tag Dienſt, viel zu thun, wobei doch wenig herauskommt. Des Morgens Bureau-Arbeiten, um 11 Uhr große Wachtparade, wo alle Offiziere im größten Wichs zu erſcheinen hatten. Nachher Viſite des Diviſionsſtabs bei den hieſigen eidgenöſſiſchen Repräſentanten darauf Vorſtellung des ſämtlichen hieſigen Offizierkorps bei den genannten Herren, Austauſch von ſchönen Reden mit viel Kunſt und Eloquenz, wobei beſonders der eine der Repräſentanten, Landammann Hungerbühler, ſich durch ſchönen und begeiſterten Fluß der Rede hervorthat. Darauf große Tafel mit Toaſten ꝛc., Spazierritt, Korreſpondenz, Feuerwerk von ſechs großen Signalraketen, kurz den ganzen Tag vielerlei zu thun, und viel changement de décoration.

Schwyz, 23. Dezember 1847.

Unſere Diviſion wird nun umgetauft, von morgen an iſt ſie nicht mehr Nr. 5 ſondern Nr. 3, wovon man für die Adreſſe beſte

Notiz nehmen muß. Es bleiben also nur noch statt sechs Divisionen die drei Rilliet, Ziegler und Gmür, und ich hoffe sehr, daß bald unser Divisionsstab entlassen werden wird und der Rest unserer Truppen unter das Divisionskommando von Oberst Ziegler gestellt wird. Diese Nacht hat es ordentlich geschneit und es ließe sich prächtig Schlitten fahren, si on en avait.

Schwyz, 25. Dezember 1847.

Heute war protestantischer Gottesdienst in der Jesuitenkirche! Ich wohnte bei. Natürlich nur Militärs und die Kirche ganz voll. Gesang von Kirchenliedern aus freier Kehle ohne Gesangbuch durch die Appenzeller Scharfschützen. Gute Predigt durch einen St. Galler Feldprediger. Abendmahl für alle Anwesenden.

Schwyz, 29. Dezember 1847.

Vorgestern und gestern war Freund X. hier mit einem andern mir unbekannten Herrn. Er macht eine Rundreise in den kleinen Kantonen herum, um Berichte zu sammeln und sich über den ganzen Hergang und die Folgen des Feldzugs en amateur zu erkundigen. Es ist aber merkwürdig, wie die Basler mit Blindheit geschlagen sind und so auch er. Seine Berichte sammelt er bei Sonderbündlern, glaubt alles aufs Wort und was wir ihm selbst als Augenzeugen angeben und versichern, wenn es im Geringsten zu unsern Gunsten und zu Ungunsten des Sonderbundes lautet, davon wird kein Wort geglaubt. Ich bin versichert, er wird Nachrichten nach Basel bringen, die wahrscheinlich der Basler Zeitung Stoff zu Ausfällen liefern sollen, welche ans Aschgraue grenzen.

Luzern, 5. Januar 1848.

Wir sind weder im Schweizerhof, weil dort der Herr Gastgeber ungeschliffen war, noch im Schwanen, weil dort zu wenig heizbare Zimmer sind, sondern in der Waage sehr gut einquartiert, und meine Dienste sind sogleich diesen Morgen von meinem Herrn Obrist sehr bedeutend in Anspruch genommen worden. Diesen Abend

ſoll ich ihn zu einem souper diplomatique begleiten, wozu auch Oberſt Ziegler mit ſeinem Stab geladen iſt. Es iſt für Oberſt Ziegler ein Abſchiedseſſen bei Schultheiß Kopp, und ich bin von unſerm Stab der von Oberſt Gmür einzige zu ſeiner Begleitung auserwählte, was ich ihm zwar gerne geſchenkt hätte, was ich aber doch als Ehre annehmen muß. Mein Oberſt hat nun das Kommando über alle in den Kantonen Zug, Schwyz, Uri und Luzern zurückbleibenden Truppen, zuſammen zehn Bataillone und Spezialwaffen, jedoch ohne Artillerie, welche alle entlaſſen iſt. Vier Berner-Bataillone befinden ſich dabei, ſo daß wir zu guterletzt dieſe Bären noch zu dreſſieren bekommen. Wir bleiben ſomit die einzige und letzte Diviſion und haben keine Nummer mehr, ſondern ſind nur unter dem Namen Diviſion Gmür bekannt. Die Truppen, die noch in Freiburg und Wallis ſtehen, ſind unter dem ſpeziellen Befehl des Chefs des Generalſtabs, da ſie von uns zu weit entfernt ſind. Es erwartet aber jedermann, daß unſer Dienſt nicht mehr lange währen wird.

Luzern, 7. Januar 1848.

Wann ich komme, weiß ich durchaus nicht, auch kanns noch niemand wiſſen. Doch wird nun Uri von Truppen befreit und ſo wirds nach und nach auch dazu kommen, daß wir aus dem Sonderbund befreit werden, vielleicht ſchneller als wir jetzt hoffen können. Luzern iſt nicht viel kurzweiliger für uns als Schwyz, wenigſtens bis jetzt. — Vorgeſtern war ich mit meinem Oberſt an dem Souper bei Schultheiß Kopp, wo jedoch keine Damen anweſend waren. Oberſt Ziegler mit einem Adjutanten, die beiden Kommiſſarien, Regierungsrat Bollier von Zürich und Oberrichter Bürky von Solothurn, ſowie der eidgenöſſiſche Oberſt Schuhmacher von hier und der Sohn des Schultheißen, Stabshauptmann Vital Kopp, und endlich ein Berner Artillerieoffizier von Erlach waren anweſend. Das Souper ſehr gut und die Unterhaltung gut und munter.

Luzern, 9. Januar 1848, Sonntag abends.

Heute iſt auch der Artillerieſtabsmajor Crinſoz de Cottens entlaſſen worden und abgereist, an welchem wir viel verlieren, denn ich habe ſelten einen angenehmern, artigern, witzigern und zugleich feinern Geſellſchafter geſunden, als dieſen überdies geſchickten Offizier, auch war ſein Abſchied zärtlich und geſtern hatten wir noch ihm zu Ehren ein ſplendides Nachteſſen. Sulzer iſt mit ihm nach Bern verreist, um dort aus Auftrag unſeres Oberſten das Portrait des Generals zu verfertigen.

Luzern, 11. Januar 1848.

Jeden Tag hoffe ich eine neue Reduktion der Truppen anlangen zu ſehen, aber bisher vergeblich; doch muß das Ding nun bald notwendig anders werden, denn wir ſehnen uns alle nach der Heimat, ausgenommen vielleicht unſer Oberſt, der viel lieber eidgenöſſiſcher Oberſt zu ſein ſcheint, als Gaſtwirth in Schännis, doch dies macht nichts zur Sache, weil wir jetzt unter den Tatzen der Tagſatzung ſtehen und von ihr durch den General Halt und Marſch kommandirt wird. Es iſt uns allen ſchändlich verleidet in dieſem Sonderbund, obgleich der Aufenthalt hier erträglicher iſt als in Schwyz. Morgen früh ſoll ich mit dem Oberſt nach Arth fahren wo er eine Zuſammenkunft mit den Repräſentanten von Zug hat. Ich wünſche bald alle dieſe Civiliſten zum Kuckuk, langweilige, unpraktiſche Menſchen, welche uns nur immer Wirrwarr in alles hineinbringen.

Luzern, 13. Januar 1848.

Unſere Schlittenfahrt nach Arth iſt glücklich von Statten gegangen, obgleich im Grund wenig Amuſement dabei war, wie überhaupt lange Schlittenfahrten nur ermüden oder wenigſtens langweilen. In Arth kamen ſechs, ſage ſechs, dergleichen Wundertiere, eidgenöſſiſche Repräſentanten genannt, zuſammen, ferner ein Sekretär, Oberſt Gmür, Oberſt Ritter aus Schwyz und wir zwei Adjutanten.

Es handelte ſich um eine Proteſtation der genannten ſechs gegen einen Befehl des Vororts und des Generals, wieder einen Brigadeſtab, drei Bataillone, drei Scharfſchützen-Kompagnien und eine Kavallerie-Kompagnie zu entlaſſen, indem, wie es ſcheint, die genannten Herren mit den übrig bleibenden ſechs Bataillonen ihre hohen Exiſtenzen nicht hinlänglich geſichert hielten im Sonderbund. Einer dieſer Edlen iſt dieſen Morgen expreß nach Bern verreist, um die Sache rückgängig zu machen. Mir grauſts jedesmal, wenn man mit dieſen Menſchen zu thun hat, und die werden nicht ruhen, bis ſie uns bis Lichtmeß wenigſtens hier feſtgebannt haben werden. Es iſt zum Tollwerden. Ob wir jetzt gehen oder noch ein Halbjahr hier ſitzen, iſt eins; dieſes Volk in Luzern und Schwyz wird doch wieder treiben, was ihm beliebt, ſobald wir den Rücken gekehrt. Doch hoffe ich immer noch, der Vorort werde die Reklamation nicht annehmen und auf der Entlaſſung beharren, was denn wieder ein ordentlicher Rutſch vorwärts iſt.

Luzern, 15. Januar 1848.

Jetzt ſind wir ſchon in der Mitte des Januar; muß wohl dieſer traurige Monat ganz zu Ende gehen, ehe wir aus unſern blauen und grünen Kitteln erlöst werden? Sulzer iſt dieſen Morgen früh von Bern zurückgekehrt, er hat uns die Nachricht gebracht, daß der General heute ſein Kommando abgebe, da die Truppenzahl nicht mehr hinlänglich iſt, um ein Generalkommando zu bedürfen. Oberſt Gmür wird ſomit das Oberkommando erhalten über alles, was übrig bleibt. Es ſollen aber jetzt wieder bedeutende Entlaſſungen ſtattfinden und der Reſt der Armee nächſtens auch entlaſſen werden.

Luzern, 17. Januar 1848.

Was ich doch heute ſchon geſudelt habe, iſt unglaublich, und beinahe an allem ſind die Konfuſionsräte oder Repräſentanten ſchuld. Nichts als Ordre und Gegenordre; man weiß bald nicht mehr, wo

einem der Kopf ſteht. Aus den Entlaſſungen, welche ſchon angeordnet waren, iſt nichts geworden, und man hat überall wieder Halt kommandieren müſſen. Nun wird hoffentlich bald der ganze Reſt zuſammen nach Hauſe geſchickt; es wird noch gewartet, bis die Sonderbündler mit ihren neuen Wahlen fertig ſind, und das iſt nun bald am Ende.

Luzern, 19. Januar 1848.

Heute waren wir in Unterwalden, Oberſt Gmür, Sulzer und ich, dann der eidgenöſſiſche Oberſt Gerwer mit zwei Adjutanten und ein Ordonanzoffizier, alſo unſer ſieben; ferner haben wir zehn Mann Blechmuſik mitgenommen und den Kapellmeiſter, welche uns ſehr gut unterhielten, da ſie hübſch blaſen, es iſt St. Galler Muſik. Im Schlitten fuhren wir nach Winkel und im Schiffchen nach Stansſtad, wo wir zu Mittag ſpeiſten. Nach dem Eſſen ſpazierten wir mit der Muſik nach Stans, beſuchten unterwegs den Maler Zelger, der uns bereitwilligſt ſeine Landſchaftenſammlung zeigte. In Stans beſuchte ich mit Sulzer den Maler Deſchwanden, der nun ein ſchönes neues hohes Atelier hat und viele hübſche große Altarblätter, teils fertig, teils in Vollendung. Um 7½ Uhr erſt waren wir wieder hier.

Luzern, 21. Januar 1848.

Was meine Rückkehr anbelangt, weiß ich noch nichts genaues darüber zu ſagen; wenn wir nur einmal wüßten, wann die ſchöne Stunde der Entlaſſung ſchlagen wird, daß man doch ein Ziel vor Augen hätte. Aber wir wiſſen noch nichts. Wenn nur etwa einmal über Nacht die Repräſentanten ausgenommen oder geſtohlen würden, ſo könnten wir abmarſchieren.

Luzern, 26. Januar 1848.

Morgen marſchieren drei Bataillone und vier Scharfſchützenkompagnien, der Reſt dieſer Waffe, nach Hauſe. Der Kanton Zug muß geräumt werden, da es die dortigen Repräſentanten verlangen;

dann bleibt noch gerade genug Mannſchaft übrig, um eine Brigade zu bilden, welche Oberſt König oder Oberſt Ritter übernehmen wird, wie es jetzt mit den Truppen in Freiburg und Wallis ſteht. Auch Luzern muß nächſter Tage geräumt werden, da die Luzerner ihre Pflichten erfüllt haben.

Luzern, 28. Januar 1848.

Es iſt doch großartig, was die Basler Zeitung über uns erfindet. In Hochdorf habe man ein Bataillon, in Hohenrain vier Kompagnien einzig bei den Roten einquartiert, während an beiden Orten nie mehr als eine Kompagnie bei allen Bürgern gleichmäßig verteilt war. — Das Militärkommando habe ſich in die Wahlen des Kantons gemiſcht und allen möglichen Betrug und Schabernack getrieben, während ein eigener Diviſionsbefehl Anfangs Januar allen Militärs ſtrenge verbot, ſich in irgend eine Verſammlung zu begeben, ſich in irgend etwas zu miſchen, und die Kommandanten anwies, während jeder Wahlverſammlung die Truppen zu ſammeln und Uebungen oder promenades militaires mit ihnen während der ganzen Dauer der Verhandlungen vorzunehmen, was auch genau beachtet wurde. Man muß aber nur bedenken, wie man früher immer von der Basler Zeitung bedient wurde, wie alle Ingredienzen des Sonderbundes als durchaus nobel, tadellos, unbefleckt, unſchuldig, beinahe himmliſch dargeſtellt wurden, und was wir dagegen geſehen und gehört haben. Es iſt traurig, daß wir, die letzten vom Regiment, la vieille garde, die wir alle von Sehnſucht nach der Heimat brennen und aus lauter unbeugſamem Gehorſam für die oberſte Bundesbehörde hier bleiben und ausharren, noch von dieſem Blatt ſo ſchnöde und ſchlecht durchgehechelt werden müſſen.

Luzern, 1. Februar 1848.

Es thut mir ungemein leid, daß ich immer noch „Luzern“ ſchreiben muß; am 1. Februar noch Luzern! Gott im Himmel,

dieſe miſerable Exiſtenz! Ich wäre gewiß ſchon daraus gelaufen, hätte Urlaub oder Entlaſſung verlangt, wenn man nicht täglich der Excellenz gnädigſte Entlaſſung unſeres Stabs erwartete; ich ſage täglich, denn jeden Morgen ſtehen wir mit der frohen Erwartung auf, dieſe erwünſchte Botſchaft vorzufinden, welche von uns allen wie die größte Siegesbotſchaft begrüßt würde. Aber leider iſt bis jetzt noch nichts erfolgt und traurig, wirklich traurig, ſchleppen wir unſere Tage hin. Bis nach 9 Uhr beſchäftigen wir uns mit dem Frühſtück und dem Leſen einiger elender Zeitungen. Sie ſind im Grund alle gleich und am beſten wäre, es gäbe gar keine. Dann humpeln wir auf unſer Bureau, wo einiges geſchrieben und diktiert wird; einmal währt dies zwei Stunden, ein andermal eine halbe Stunde. Um 12 Uhr Mittageſſen in der Waage, das bis gegen 2 Uhr hinausgezogen wird. Dann wird befohlen die Pferde zu ſatteln oder anzuſpannen. Der Oberſt fährt gewöhnlich und nimmt irgend jemand mit, einen Repräſentanten oder dergleichen. Sulzer und ich reiten und es vergeht ſelten ein Tag, ohne daß dies vollführt wird, und die Zeit, die wir mit dem Ritt zubringen, iſt die angenehmſte des Tages, oder die am wenigſten unangenehme. Geſtern hat's angefangen aufzuthauen und heute iſt kompletes ſchmutziges Thauwetter, ſo daß wir nicht ausritten. Hoffentlich wirds aber wieder etwas kälter werden und wieder etwas neuen Schnee geben, damit wir doch dieſe unſere letzte Reſſource noch genießen können, ſo lange oder ſo kurz wir noch in dieſes Galgenland verbannt bleiben. Um 4 Uhr, 5 oder 5½ Uhr wandelt man wieder aufs Bureau, wo man ſchreibt, wenns zu ſchreiben giebt, das geht bis 7 Uhr oder auch etwas länger bis gegen das Nachteſſen, welches wieder in der Waage um 8½ Uhr ſtattfindet. Dieſe intereſſante Mahlzeit wird mit Cigarrenrauchen und Geſprächen verlängert bis gegen 11 Uhr, wo man ſich alsdann gegenſeitig Knickſe ſchneidet und jeder ſeine Lagerſtätte aufſucht. Die Geſpräche

ſind oft von ziemlichem Intereſſe, da iſt die große Excellenz und Majeſtät Ochſenbein ſchon etwas durchgehechelt worden, und wenn ſie hätte zuhören können, hätte ſie ſicher eine großartige Meinung von unſerer Ergebenheit gewonnen. In dieſem Punkt ſind wir alle, von oben bis unten, einverſtanden. Einen angenehmen Geſellſchafter haben wir da ſeit einiger Zeit an einem Dr. Blöſch von Biel, der ſeit etwa 14 Tagen als eidgenöſſiſcher Spitalarzt hier iſt und mich gleich als Landsmann begrüßte. Er iſt ein ſehr artiger, beſcheidener Mann und ſoll ein geſchickter Arzt ſein.

Zürich, 20. Februar 1848.

Nur einige Worte um dir zu ſagen, daß ich geſtern Abend 7 Uhr glücklich hier angelangt bin. Unſer Quartier iſt Hotel Baur, ich habe dasſelbe Zimmer wie früher. Nach allem, was bis jetzt geſprochen worden, ſind wir bis Donnerstags beiſammen, ſo daß ich wahrſcheinlich Samstags wieder daheim ſitzen werde.

Erlebnisse eines Pariser Polytechnikers

während der Februar-Revolution des Jahres 1848.

Von Fritz Stehlin, Ingenieur, † 1857.
Mit Einleitung und Noten von J. Schneider.

Unter den durch Conventsbeschluß geschaffenen Specialschulen Frankreichs hat die am 21. ventôse an II (11. März 1794) creirte Ecole polytechnique sich wohl am meisten hervorgethan.

Zweimal im Laufe eines Jahrhunderts, im Juli 1830 und im Februar 1848, ist es ihren Zöglingen, als solchen, vergönnt gewesen, an der politischen Umgestaltung Frankreichs in hervorragender Weise sich zu beteiligen.

Ihnen vor allen hat Frankreich den geordneten Gang und den raschen Abschluß der Julirevolution zu verdanken.

Die glänzende Rolle, welche sie während dieser Tage gespielt haben, ist denn auch von den Geschichtsschreibern aller Parteien rückhaltlos gewürdigt worden.

Viel weniger anerkannt, wohl weil nicht genügend präzisiert, wird hingegen der Anteil, den sie an den Februarereignissen des Jahres 1848 genommen haben.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen, von einem Polytechniker „der vordersten Reihe" unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben, erbringen uns den Beweis, daß die Intervention der Schule während der Februarrevolution, obgleich durchaus friedlicher Natur, für sie ebenso glorreich und für Frankreich ebenso heilbringend war, wie diejenige im Juli 1830.

Der Verfasser ist ein Basler,[1]) Carl Friedrich Stehlin, Sohn des Bürgermeisters Johann Jakob Stehlin und der Frau Margaretha geb. Hagenbach. Geboren am 16. Mai 1827 trat er im Jahre 1846, nachdem er zuerst in Basel und dann, seit 1844, im

Collège Sainte-Barbe in Paris die nötige Vorbildung empfangen hatte, in die Pariser Ecole polytechnique ein, um sich zum Ingenieur auszubilden. Am 24. Februar 1848 folgte er wie die meisten seiner Commilitonen der Aufforderung Charles de Freycinets,[2]) auszuziehen, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen und weiteres Blutvergießen zu verhindern. Als dann Ludwig Philipp Paris verlassen hatte, stellten sich die Polytechniker der provisorischen Regierung zur Verfügung. Fritz Stehlin war einer der zwanzig Auserlesenen, die unter Führung Freycinets derselben als Adjutanten und Friedensemissäre dienten. Im Frühsommer 1848 verließ er die Schule, nachdem er sein Examen ehrenvoll bestanden hatte, und wandte sich zu seiner weitern Ausbildung nach England. Später übernahm er dann die Oberleitung über eine große Maschinenfabrik in Zöptau in Mähren, mußte aber diese Stellung, nachdem er in der Neujahrsnacht von 1850 auf 1851 von einem Nervenschlaganfall betroffen worden war, verlassen und nach Basel zurückkehren. Im Spätjahr 1856 wurde er hier zu der neugegründeten Stelle eines obrigkeitlichen Technikers berufen. Schon Mitte März 1857 sah er sich aber in Folge seines zerrütteten Nervensystems, genötigt seine Arbeiten einzustellen. Ein mit starkem Husten verbundenes Brustleiden hielt ihn an das Zimmer und bald an das Krankenlager gefesselt. Alle Pflege und Fürsorge war vergeblich. Am 1. Mai 1857 entschlief er im Alter von nicht ganz 30 Jahren. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er noch die Nachricht empfangen, daß ihm von dem Schiedsgericht, das die Stadtverwaltung von Wien niedergesetzt hatte, um über die eingegangenen Projekte eines Brückenbaues sein Urteil abzugeben, von dreizehn Bewerbern der erste Preis zuerkannt worden sei.[3])

* * *

Neujahrstag 1848.

Durch außerordentlichen Befehl des Generals wurde heute die Diane erst um 7 Uhr geschlagen; wir schliefen daher das neue Jahr an. Ueberhaupt hat sich der General Aupick[4]) sehr großartig betragen im Vergleich zum General Rostolan,[5]) welcher als alter Soldat ohne höhere Bildung nicht leicht von dem vorgeschriebenen Dienste abwich. Wir hatten Erlaubnis schon um 8 Uhr auszugehen. Da jedoch im Winter das Leben in Paris erst um 10 Uhr angeht, so blieben

wir viele einige Stunden in der polytechniſchen Schule, um erſt nachher zum Frühſtück zu gehen und dann die Neujahrsbeſuche abzuſtatten, welche eigentlich mehr die Portiers der Perſonen, welche man zu beſuchen hat, als dieſe Perſonen ſelbſt betreffen, indem man nur dem Portier die Karte abgiebt. Im Café las ich in den Journalen, daß Madame Adélaïde, Schweſter des Königs, den 31. Dezember Morgens 3½ Uhr abſchied, was uns ſchon Tags zuvor offiziell angezeigt worden war; es ſoll ein ſehr inniges Verhältnis zwiſchen dem König und ſeiner Schweſter ſtattgehabt haben. Nichts bedeutendes ſoll er unternommen haben, ohne Adélaïde um Rat gefragt zu haben. Ihr Vermögen und Beſitzungen überließ ſie den Prinzen von Joinville und Montpenſier, welcher erſtere dieſe Erbſchaft ziemlich nötig hatte, da er wegen ſeiner zweideutigen Aufführung von andern hohen Abgeſchiedenen vernachläſſigt worden war. Wegen des Todes Adélaïdens empfing der König heute die gewöhnlichen Neujahrsbeſuche nicht, weshalb man die Unzahl von Uniformen aller Farben und jeden Schnittes heute nicht in den Straßen antraf. Abends beſuchte ich das Theater Gymnase dramatique, wo mehrere ſehr artige Vaudevilles vortrefflich geſpielt werden. Dieſe kleinen Luſtſpiele ſind es, wo die franzöſiſchen Schauſpieler wirklich ausgezeichnet ſind. In der großen Tragödie ſieht man den Schauſpielern immer an, daß ihre Rollen nicht in ihrem Charakter liegen, während ſeine Vaudvilles die treueſten und ächteſten Abdrücke des franzöſiſchen Nationalcharakters und Lebens ſind.

Im Theater vernahm ich noch die Gefangennahme Abd el Kaders durch die Franzoſen. Von den Marokkanern geſchlagen, wurde er auf der Flucht von franzöſiſcher Kavallerie umringt, ſo daß ihm keine andere Wahl blieb, als ſich zu ergeben. Endlich alſo nach ſiebzehn Kriegsjahren gelang es der franzöſiſchen Kriegskunſt nach unermeßlichen Opfern dieſen kühnen Häuptling unſchädlich zu machen, nachdem er ihnen ſchon mehr als zehnmal entwiſcht war. Viele

glauben, man hätte ihn schon lange gefangen nehmen können, aber man habe nur gewartet, um den Ruhm dem Duc d'Aumale zuschreiben zu können, welcher seit drei Monaten Gouverneur der Provinz Algier ist. Den Soldaten und hauptsächlich den Offizieren ist es gar nicht recht, daß dem Kriege endlich ein Ende gemacht worden, indem ihnen das Avancement abgeschnitten wird.

2. Jänner.

Heute stattete ich dem Kupferstecher Weber[6]) einen Besuch ab. Er zeichnete gerade an dem Porträte meines Bruders, welches ihm ziemlich gut zu gelingen scheint; die Gewohnheit, Zeichnungen genau auf Kupfertafeln überzutragen, verleiht ihm eine große Fertigkeit Porträte zu zeichnen; doch zieht sie auch den Fehler nach sich, zu streng und sklavisch das Gesicht abzuzeichnen, ohne Geist und Charakter wieder zu geben, was für Herrn Weber um so leichter wäre, als er meinen Bruder schon seit einigen Jahren kennt. Ueberhaupt sollte man nicht sowohl bei einem Porträte scharfe Aehnlichkeit der Gesichtsform, als vielmehr den getreuen Abdruck des Charakters und des Geistes verlangen; ist es doch die Seele, welche aus dem Auge spricht, das Gemüt, welches sich in den Zügen spiegelt, was wir weit höher schätzen als die äußere Form. Während Weber arbeitete, durchging ich Retzsch's Radierungen zu Schiller's Glocke;[7]) die schöne Auffassung und die reine Zeichnung und der dem Gedichte gemäße Charakter dieser Bilder machen sie wirklich ausgezeichnet. Leider ist die Ausgabe schon vergriffen und Retzsch schon gestorben,[8]) so daß von seiner Meisterhand keine zweite Ausgabe erscheinen wird. Ich besah auch noch La vie privée des animaux par Grandville.[9])

16. Jänner.

Unsere Schweizerangelegenheiten[10]) sind letzte Woche[11]) vor der Pairskammer behandelt worden und von der Tagsatzung freundlichen und feindlichen Pairs ist Guizot[12]) wegen seiner Handlungsweise scharf angefochten worden. Montalembert,[13]) das Haupt der ultrakatholischen

Partei hielt eine lange und in redneriſcher Beziehung ausgezeichnete Rede. Mit warmer Beredſamkeit ſchilderte er das Unglück der unterlegenen kleinen Kantone. Allein ſeine Sympathie für dieſelben läßt ihn auch eine Menge Uebertreibungen und Verläumdungen gegen die Tagſatzung ſagen. Entweder iſt er von den Vorgängen in der Schweiz ſehr ſchlecht unterrichtet, was ſehr wahrſcheinlich iſt, oder er ſcheut keine Mittel, um die Gegner ſeiner Beſchützten in ſchlechten Ruf zu bringen. Heute war ich in einem Konzerte, welches die Société de musique classique giebt; die ausgezeichnetſten Künſtler des Conservatoire wirkten dabei mit. Hauptſächlich mußte ich eine Klavierſpielerin dabei bewundern, Madame Wartel. Ich habe zwar die großen Matadoren der Klavierſpieler wie Liszt und Thalberg noch nicht gehört, allein ſoviel ich über ſie vernahm, ſo ſollen ſie, während ſie ſpielen alle möglichen Geſichter ſchneiden, die Haare ſchütteln, den Körper wiegen und andere lächerliche Geberden machen, welche ihre Schüler nie vergeſſen nachzuahmen, da ſie glauben, wenn ſie nur die ſchlechten Gewohnheiten ihrer Meiſter nachahmen, ſo werden ſie auch bewundert, ungefähr wie die Dichter, welche recht gemeine und grobe Ausdrücke in ihren Stücken gebrauchen, weil der Meiſter der Tragödie Shakeſpeare ſich oft etwas ſtarker Worte und Wendungen bediente. Bei Frau Wartel iſt es gerade das Gegenteil: Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und ſeltener Ruhe gleiten ihre Finger über die Taſchen; ſie bewegt den Körper nur ſoviel als nötig um den Händen zu folgen, welche die Oktaven des Inſtrumentes durchlaufen.

13. Februar.

In der Deputiertenkammer geht es ziemlich hitzig, man möchte faſt ſagen gemein zu. Die beiden Parteien ſagen ſich Dinge, welche man ſich ſonſt in guter Geſellſchaft nicht ſagt und am Ende doch nur wegen der elenden Reformiſtenbankette, welche jetzt ſo in vogue ſind, daß die Regierung, welche den erſten ganz ruhig zugeſehen

hat, jetzt plötzlich glaubt, sie verbieten zu müssen. Eine betrübtere demokrative Demonstration als diese Banketts giebt es wahrlich nicht. Da sitzen die Herren zusammen, essen gut, trinken viel und am Ende, wenn der Wein auf gewohnte Weise die Zunge löst, so werden eine Menge Toaste über Gemeinplätze wie Emancipation des Volkes u. s. w. gebracht. Dann ist die ganze Geschichte zu Ende und jeder sucht so gut wie möglich nach Hause zu kommen.

22. Februar.

Auf heute war der Tag des Reformbankettes des 12. Arrondissements[14]) von Paris angesagt. Die Regierung hatte ihre Maßregeln getroffen, überall Truppen aufgestellt, welche anfänglich dem zusammengerotteten Volke imponierten. Von allem dem wußten wir Polytechniker nur sehr wenig und waren daher nicht wenig erstaunt zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, als wir über den Hof weg das Geschrei einer versammelten Menschenmenge hörten, welche uns ungestüm verlangten, damit wir uns an ihre Spitze stellen um mit ihnen die Truppen anzugreifen. „Vive la réforme!“ „A bas Guizot!“ „On demande les élèves de l'Ecole“, ging es an einem fort. Plötzlich vernahmen wir das Geräusch ansprengender Pferde, worauf es ruhig wurde; eine Schwadron Munizipalgarde hatte den Volkshaufen auseinandergesprengt. Nachmittags vernahmen wir von den Fechtmeistern, daß der Eingang in die polytechnische Schule von Pflastersteinen, welche dagegen geschmettert worden waren, sehr beschädigt sei; zugleich sagten sie uns, daß ungeheuere Volkshaufen in den Straßen umherziehen, die Marseillaise und das Lied der Girondisten[15]) singend. Doch behielt das Militär heute noch die Obermacht; das Bankett wurde nicht abgehalten.

23. Februar.

Während des ganzen Vormittags ging nichts Besonderes vor sich. Ehe wir Nachmittags ausgingen, ermahnte uns der General, so wenig wie möglich an den Unruhen Teil zu nehmen und zeigte

uns die Quartiere St. Martin und St. Denis als diejenigen an, welche gegenwärtig die unruhigsten seien. An der Thüre empfing uns ein Volkshaufe mit jubelndem: Vive l'Ecole polytechnique. Ich ging über den Platz des Pantheons, wo eine Menge Kavallerie und Infanterie aufgestellt war. Da ich mich erinnerte gehört zu haben, daß an der Julirevolution einige Polytechniker von Volkshaufen ergriffen und an ihrer Spitze gezwungen worden waren die Truppen anzugreifen, und ich keineswegs im Sinne hatte, die gleiche Rolle zu spielen, umsoweniger, als mich die ganze Geschichte eigentlich nichts angeht, so blieb ich ruhig im Quartier Latin.[16]) Abends im Café erfuhr ich, daß im Marais[17]) und in der Rue du Temple schon einige Barrikaden aufgeworfen, von den Truppen angegriffen und von dem Volke tapfer verteidigt worden waren. Gleich darauf kam die Nachricht von der Entlassung der Minister. Unter der Leitung Molé's[18]) und Odilon Barrots[19]) sollte sich ein neues Ministerium bilden. Diese Nachricht beruhigte einigermaßen das Volk; doch glaube ich, daß dasselbe auch dadurch ermutigt wurde. Das aufgeregte Volk ist unverschämt genug die ganze Hand zu wollen, wenn man ihm den Finger giebt.

Ich ging Abends noch ein wenig durch die Straßen und begegnete einem ungeheueren Volkshaufen von einigen Tausend Menschen, welche schreiend und singend alle Straßen beim roten Scheine von Pechfackeln durchzogen. Unbewaffnet, wie sie waren, konnten sie wenig ausrichten; auch schien es mir eher ein Triumphzug zu sein, als eine bösartige Demonstration. Auf dem Pont-neuf waren wieder Truppen; einige Soldaten der Linie und Nationalgarden standen um ein Wachtfeuer, welches sie am Fuße der Statue Heinrich IV. angezündet hatten und bildeten eine recht malerische Gruppe. Bei der Rückkehr in die polytechnische Schule fand ich den Platz vor derselben gedrängt voll von Menschen; der gleiche Zug, welchen ich schon in den Straßen angetroffen hatte, war hieher gekommen und

verlangte dringend, wir sollen mit ihnen gehen, man schlage sich in den Straßen St. Denis und St. Martin und wir müssen sie anführen. Für diesen Abend schlugen wir noch die Ehre des Oberkommandos über das schöne Gesindel aus.

24. Februar.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir Kleingewehrfeuer, die Sturmglocken und den Generalmarsch der Garde nationale gehört. Dies regte natürlich die Gemüter auf. Auch wurde heute Morgen beschlossen auszuziehen und der Garde nationale beizuteilen und mit ihr alles Blutvergießen zu verhindern und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Trotz der anständigen Ermahnungen unseres Generals zogen wir Morgens 9 Uhr alle miteinander aus, über den Platz des Pantheon, welcher von Truppen aller Art übersäet war, und begaben uns in die Mairie des 12. Arrondissements, wo wir uns in zwölf Abteilungen verteilten. Jede dieser Abteilungen kam in eines der zwölf Arrondissements, so daß wir ungefähr gleichmäßig in ganz Paris verteilt waren. Mich bestimmte das Loos ins 7. Arrondissement,[20]) dessen Mairie in einem der unruhigsten Teile, im sogenannten Marais, liegt. Von einem Piket Nationalgarde begleitet, begaben wir uns an unseren Bestimmungsort; unser Zug glich einem Triumphzug. Ueberall empfing uns das Volk mit jubelnder Freude; jeder wollte uns die Hand drücken und bemühte sich, uns über die zahlreichen Barrikaden zu helfen, welche in der Nacht aufgeworfen worden und an welchen man zum Teile noch arbeitete. Unterwegs hatte ich auch Gelegenheit, das heillose Benehmen der Garde municipale zu bemerken. Ein ganz friedlicher Volkshaufe kam uns auf dem Marché aux fleurs[21]) entgegen um uns zu begrüßen, als ein Posten Munizipalgarde Feuer auf denselben gab; zum Glück wurde Niemand getroffen. Nach langen Umwegen kamen wir endlich in unsere Mairie, wo die Nationalgarde versammelt war, aber wegen Mangel an Munition sich nicht

getraute einen Ausfall zu machen. Von der Freude dieſer Leute, als ſie uns ankommen ſahen, kann man ſich keinen Begriff machen. Graue und weiße Häupter verſicherten uns, daß wenn wir uns an ihre Spitze ſtellten, ſie uns überall hin folgen würden. Man gab uns ein Zimmer, wo wir mit dem Kommandanten der Legion die nötigen Vorkehrungen trafen. Bald darauf brach ich mit einer Kompagnie Nationalgarde auf, um in einer Gendarmerie-Kaſerne, welche vom Volke bedroht war, Ordnung zu ſchaffen. Als wir zum Eingange kamen, wurden die Waffen ſchon abgeliefert; der Oberſt, der Kaſerne, welcher wohl einſah, daß gegen die aufgeregte Volksmaſſe kein Widerſtand möglich war, hatte ſelbſt den Befehl zur Auslieferung gegeben; ich konnte daher mit meinen Leuten nur machen, daß keine Unordnungen dabei vorkamen. Blanke Kavalleriesäbel, ſchön geputzte Stutzer und Piſtolen wurden zu hunderten dem Volke übergeben. Damit die gleiche Kaſerne nicht noch einmal von einem andern Volkshaufen beunruhigt würde, ſtattete ich dem Oberſten einen Schein aus, worin ich beſtätigte, daß alle Waffen ausgeliefert ſeien. Kaum war ich von dieſer Expedition zurück, ſo kam die Nachricht, man ſchlage ſich beim Hotel de Ville. Auf der Stelle begab ich mich mit Ducrocq an der Spitze eines Bataillons Nationalgarde dorthin; da aber der Weg ziemlich weit iſt und hauptſächlich die Barrikaden uns hinderten, ſchneller zu gehen, ſo waren die Kanonen, welche dort aufgeſtellt waren, ſchon im Beſitze des Volkes und die Kanoniere ſchon zu Gefangenen gemacht. Da unſer Bataillon ohne uns den Wachdienſt vor dem Hotel de Ville verſehen konnte, ſo ging ich mit Ducrocq in den Sitzungsſaal des Munizipalrates, wo einige Mitglieder dieſes Rates verſammelt waren und wo wir auch noch einige unſerer Kameraden fanden. Die Munizipalräte baten uns bei ihnen zu bleiben und ihrer Sitzung beizuwohnen, um das Volk, welches ſtürmend eindringen wollte, abzuhalten. Es war ungefähr 1 Uhr. Es wurde zuerſt vorgeſchlagen, da der König in

Paris nicht mehr Ordnung halten könne, so wolle der Munizipalrat die nötigen Maßregeln dazu treffen und sich deshalb als regierende Behörde konstituieren. Da man die Ereignisse, welche unterdessen in der Deputiertenkammer vorgefallen waren, noch nicht kannte, so wurde der Vorschlag mit der gewohnten Behaglichkeit besprochen. Bald wurde aber die Sitzung durch eindringende Bewaffnete gestört, welche verlangten, der Sitzung beizuwohnen. Die Verhandlungen wurden weiter geführt, so gut es bei dem Lärm des sich um die Eingänge drängenden Volkes gehen mochte. Gegen 3 Uhr aber kamen Garnier-Pagès [22]) und einige andere Deputierte der Opposition mit der Nachricht die Deputiertenkammer sei aufgelöst und der König habe abgedankt zu Gunsten des Grafen von Paris.[23]) Jetzt war keine Möglichkeit mehr das einströmende Volk abzuhalten. Der schöne Sitzungssaal wurde von Blousenmännern und Gesindel aller Art angefüllt; das Geschrei, das Geklirr der Waffen war fürchterlich. Ueberall hörte man: Louis Philippe n'a pas abdiqué, il est détrôné, c'est nous qui l'avons chassé cet . . ! Pas de régence! La république! Vive la république! Dazu wurden die Säbel geschwungen und die Hüte in die Luft geworfen. Einige wollten sogar, daß man sich der Person des Königs bemächtige und ihn zum Tode verurteile. So gut es gehen mochte, wurde Garnier-Pagès zum Maire von Paris ernannt. Er schlug eine provisorische Regierung vor, welche schon in der Deputiertenkammer angenommen worden und welche es auch hier obgleich mit einigen Modifikationen wurde. Nachdem Garnier-Pagès sich zurückgezogen hatte, um in einem besonderen Zimmer zu arbeiten, ging auch ich fort.

Während dieser Scene hörte man plötzlich gegen halb vier Uhr Kleingewehrfeuer auf dem Platze vor dem Hotel de Ville. Ich sprang sogleich hinunter und sah nur einige leere Pferde auf dem Platze irre herumrennen, einige andere tot am Boden liegen und einige Munizipalgardisten, welche auch in ihrem Blute lagen. Wie ich

vernahm, ſo war es eine Schwadron Munizipalgarde, welche auf den Platz geſprengt kam, um das dort befindliche Volk zu zerſtreuen. Sie gaben Feuer auf das Volk, welches ſich in die Häuſer und anliegenden Straßen zurückzog und von da aus auf die Munizipalgarde ſchoß, einige Mann tötete und mehrere verwundete. Diejenigen, welche dem Tode entgingen, fielen einem Bataillon Nationalgarde in die Hände, welche ſie zu Gefangenen machte. Den Toten und Verwundeten wurden gleich die Helme und Waffen abgeriſſen. Einige wurden vom Volke in das Hotel de Ville geſchleppt, wo ich ſie habe ſterben ſehen. Es waren prächtige Männer, vor einigen Minuten noch voll Kraft und Stolz auf ihren Pferden und jetzt blaß und röchelnd ihren Geiſt aushauchend! Der General St-Arnaud,[23]) welcher ſich zufällig auf dem Platze befand, wurde von dem Volke verdächtigt, den Befehl zum Angriff gegeben zu haben. Einige Bewaffnete waren im Begriff ihn niederzumachen, als einige meiner Kameraden und ich ihn befreiten und ihn ins Hotel de Ville geleiteten, wo er erklärte, daß er mit der ganzen Geſchichte nichts zu thun gehabt habe.

Um 5 Uhr ungefähr verließ ich das Hotel de Ville und ging gegen das Palais Royal, um mich ein wenig zu erfriſchen und auszuruhen; denn ſeit 28 Stunden hatte ich nichts mehr gegeſſen. Doch ich mußte zuerſt noch einer ſchreckliche Scene beiwohnen. Auf dem Platze vor dem Palais Royal in der Rue St-Honoré, hatte einige Stunden vorher ein hitziger Kampf zwiſchen dem Volke und den im gegenüberliegenden Wachtpoſten aufgeſtellten Truppen und Munizipalgarden ſtattgehabt; das Volk wurde Meiſter, zündete den Wachtpoſten an, in welchem etwa 50 Soldaten ſollen verbrannt ſein. Bald darauf brachte man die königlichen Wagen auch auf dieſen Platz und verbrannte ſie, drang in die königlichen Gemächer des Palais Royal ein, verwüſtete Alles, warf die Möbel zu den Fenſtern hinaus und zündete ſogar das Gebäude an. Als ich daher gegen das Palais Royal kam, ſtrömten mir Rauch und Flammen aus allen

Fenſtern ab der Straße und aus dem Wachtpoſten entgegen; doch waren die Pompiers ſehr geſchäftigt ſich des Feuers zu bemächtigen. Als ich endlich mich in den Vorhof durchgedrängt hatte, ſtellte ſich meinen Blicken ein ſchreckliches Bild dar. Ein Volkshaufe von 5 bis 600 Menſchen war in die Keller des Palais Royal eingedrungen und hatte ſich mit den köſtlichen Weinen betrunken; ſchreiend, brüllend drängten ſie ſich um die Kellerthüren, wo ſchon ein regelmäßiger Dienſt eingerichtet war, indem diejenigen, welche im Keller waren, ihren Kameraden die Flaſchen zu Dutzenden hinaufbrachten. Mit einem meiner Kameraden und einigen Nationalgardiſten ſchaffte ich bald Ordnung. Ich ließ den Eingang beſetzen und ging ſelbſt in den Keller, wo man bis an die Knöchel im Wein watete, in welchem ſich Betrunkene halbtot herumwälzten. Ich trieb alles hinaus und allen, welche Flaſchen mitfortnehmen wollten, wurden dieſelben am Ausgang zerſchlagen. Die Thüre ließ ich ſchließen als die Keller geräumt waren und entfernte mich.

Die Galerie d'Orléans[24]) war in eine Ambulance umgewandelt. Mitleidige Leute hatten Betten gegeben. Wundärzte und Weiber aus dem Volke verpflegten freiwillig die Verwundeten aufs ſorgfältigſte und dieſe Scene ſchöner Aufopferung, obgleich ſie auch traurig war, that mir ganz wohl nach dem ſcheußlichen Schauſpiele, welchem ich ſoeben beigewohnt hatte.

25. Februar.

Der heutige Tag verfloß etwas ruhiger als der geſtrige. Um meine Bekannten aus der Unruhe zu ziehen, in welcher ſie ſchon geraume Zeit um mich ſchwebten, da man überall ſagte, es ſeien Polytechniker gefallen und ſehr viele verwundet, ſtattete ich denſelben Beſuche ab und fand ſie je nach ihren politiſchen Meinungen in ſehr verſchiedenen Stimmungen. Die einen, Anhänger des Ex-Königs, waren niedergeſchlagen und ſahen traurigen Blickes der Zukunft entgegen, während die andern, Anhänger der Republik, mit freudigen

Gesichtern sich Glück wünschten über den errungenen Sieg und hoffnungsstrahlend ihr Auge den kommenden Zeiten entgegen sehen ließen. Unterwegs vernahm ich, daß alle die getrennten Forts, welche um Paris herum liegen, selbst Vincennes, wo ein unermeßlicher Artillerie- und ein unerschöpflicher Munitionspark lag, sich ohne Schwertstreich ergaben. Obgleich diese Nachricht sich später bestätigte, so wurde sie doch von einigen Uebelwollenden widerrufen und als falsche Nachricht erklärt, welche das Gouvernement provisoire nur ausstreue, um die Gemüter zu beruhigen. Auf dem Platz des Hotel de Ville ließ ich einen dieser Unruhestifter abfassen und im Hotel de Ville einsperren. Die Barrikaden, welche schon teilweise auf die Nachricht der Uebergabe der Forts geöffnet worden waren, schlossen sich wieder bei der Widerrufung dieser Nachricht und der Verkehr mit Wagen wurde von Neuem verhindert. In dem großen Saale St. Jean im Hotel de Ville waren die Leichname der in den letzten Tagen Gefallenen ausgestellt und mit stürmender Ungeduld drängte sich das Volk an den Eingängen; jeder wollte sehen, ob vielleicht einer seiner Verwandten oder Freunde, von welchem er keine Nachricht hatte sich an diesem traurigen Orte befinde. Schrecklich waren diese nackten Leichname, ungefähr 150 an der Zahl und zum Teil gräßlich entstellt, anzusehen.

Von nun an blieb ich beständig im Hotel de Ville. Abends gegen 9 Uhr kam die Nachricht, alle Barrikaden seien wieder geschlossen und die dabei befindlichen Wachtposten verweigern sich, dieselben zu öffnen. Sogleich mußten wir aufbrechen, jeder mit einem Bündel Proklamationen unter dem Arm, worin die Uebergabe der Forts offiziell angezeigt wurde. Ich nahm die Straße und Vorstadt St. Martin. Vom Quai bis an die Porte St. Martin fand ich etwa 25 Barrikaden. An dem meisten mußte ich die Proklamation verlesen; und jedesmal erscholl es aus tausend Kehlen: „Vive la Républiqne!“ mit welchem Worte die Proklamation endigte. Ich redete mit den

Chefs der verschiedenen Wachtposten, stellte ihnen vor, daß wenn die Barrikaden noch lange nicht geöffnet werden, die Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten werde, über deren Mangel man sich schon zu beklagen anfängt. Die meisten ergaben sich diesem Raisonnement und zeigten sich willig, bis den nächsten Morgen an den Barrikaden eine Oeffnung zum Durchlaß eines Wagens zu brechen. Im Faubourg St. Martin, wo weniger Barrikaden sind, dieselben aber kunstgerecht von Zimmerleuten waren hergestellt worden, waren die Postenchefs nicht so bereitwillig, sich der Aufforderung der Regierung zu unterziehen, was um so begreiflicher war, als die Bewohner der Vorstadt am ersten bei dem befürchteten Angriff von den Forts aus ausgesetzt gewesen wären. Naß und müde kam ich gegen 1 Uhr Nachts wieder ins Hotel de Ville zurück, nachdem ich mich auf dem Rückwege überzeugt hatte, daß schon an mehreren Orten angefangen wurde die Barrikaden zu öffnen. Kaum hatte ich mich ein wenig getrocknet, so mußte ich mit einigen Depeschen an die Regierungsmitglieder fort. Um den Auftrag schneller und bequemer auszurichten, nahm ich eines der Pferde, welche wir Tags zuvor der Munizipalgarde abgenommen und ins Hotel de Ville gebracht hatten; freilich waren die Tiere wegen Mangel an Futter in einem schlechten Zustande. Merkwürdig war die Ruhe und Ordnung, in welcher die ganze Stadt lag; nichts als der Hufstritt meines Pferdes, der langsame, abgemessene Schritt der Patrouillen und das qui vive! der Schildwachen unterbrach die tiefe Stille, welche mich umgab. Mein Weg führte mich durch die einsamsten und entlegensten Straßen der Stadt und überall fand ich dieselbe Ordnung und dieselbe Regelmäßigkeit im Wachdienst. Ich fühlte mich niemals sicherer des Nachts in den Straßen von Paris als damals. Die schnelle Volksjustiz, welche Tags zuvor an einigen Dieben war ausgeübt worden, hat, wie es scheint, dem Gesindel imponiert. Im Hotel de Ville zurück, streckte ich mich auf den Boden eines uns angewiesenen Zimmers aus, um ein wenig

auszuruhen. An Schlaf war aber nicht zu denken. Alle Augenblicke kamen Berichte von Unordnungen, welche außerhalb der Stadt begangen wurden, Neuilly[25]) ſtehe in Flammen, Rotſchild's Schloß in Suresnes[26]) ſei verwüſtet, die Brücken von Asnières[27]) angezündet, der Bahnhof der Eiſenbahn nach Rouen vom Volke bedroht u. ſ. w. Ordnungsliebende Bürger und Arbeiter kamen, um Waffen und Munition zu verlangen, um dieſen Unordnungen zu ſteuern. Da wir ihnen aber keines von beiden geben konnten, ſo brachen ſie in Verwünſchungen gegen die Regierung aus, welche fortwährend nur Proklamationen in den Straßen anſchlagen laſſe und ſo wenig für Ordnung thue.

26. Februar.

Heute Morgen ging ich in die polytechniſche Schule zurück, um Wäſche und Kleider zu wechſeln, welche in einem ſchrecklichen Zuſtande waren. Zu meinem großen Erſtaunen fand ich aber meine zweite Uniform nicht mehr. Wie ich vernahm, waren alte Schüler, welche wohl einſahen, daß an 500 Polytechniker nicht zu viel wären, gekommen, um dieſelben anzuziehen und uns zu helfen für Ordnung zu ſorgen. Zugleich ſagte man uns auch, daß Donnerstag Nachmittags vor der polytechniſchen Schule ein ziemlich heftiges Gefecht ſtattgehabt habe, in welchem das Leben unſeres Generals ſehr ausgeſetzt geweſen ſei. Ein Volkshaufe, welcher glaubte, es ſeien Waffen in der polytechniſchen Schule, wollte ſich dieſelben mit Gewalt verſchaffen und machte einen Angriff. Am Hauptthor ſieht man noch mehrere Kugellöcher.

Da unſern armen Pferden im Hotel de Ville immer noch Futter fehlte und die Mehrzahl ſchon vor Hunger und Müdigkeit ganz unbrauchbar waren, ſo benützte ich heute die Vollmacht, welche die Regierung uns Polytechnikern erteilt hatte, um für Fourrage zu ſorgen. In der Kaſerne d'Orſay[28]) ließ ich mir ein friſches Dragonerpferd geben und ritt in die Ecole militaire,[29]) wo aber auch kaum das

Nötige für die dort befindlichen 700 Pferde war. Ich ging daher zum Militärintendanten, ließ mir von ihm eine Anweisung an den Directeur du Depôt central des fourrages in Bercy[30]) geben um daselbst 360 Rationen Heu, Hafer und Stroh zu fassen, trieb Fuhrleute auf und rückte endlich Abends 7 Uhr mit meinem Convoi im Hotel de Ville ein. Unterwegs hatte ich noch große Mühe, einige Betrunkene, welche mit Fackeln über die Quais zogen, abzuhalten einen der Heuwagen in Brand zu stecken.

Von dem beständigen Gehen und Reiten ermüdet und erschöpft, war ich froh, mich Abends in ein Bett legen zu können.

27. Februar.

Da der heutige Sonntag einer Revue der Garde nationale gewidmet war und ich gar nicht gerne an Ceremonien Teil nehme, sondern lieber Zuschauer derselben bin, so benützte ich diesen Tag, um mich ein wenig zu erholen. Ich besuchte meine Bekannten, welche sich jetzt ein wenig von ihren Schrecken erholt haben. Abends bezog ich wieder mein Quartier im Hotel de Ville, wo ich bald das Vergnügen hatte, wieder zu Pferde zu steigen und Depeschen an die Minister zu vertragen und zugleich eine Runde in verschiedenen Straßen zu machen, in welchen einigen Berichten zufolge, Unordnungen sollten vorgekommen sein. Ich durchritt alle genannten Straßen und fand alles in größter Ruhe. Es ist unbegreiflich, wie viel falsche Gerüchte ausgestreut worden sind. Einige Piquets Nationalgarde, welche auf solche falsche Nachrichten nach verschiedenen Ecken der Stadt aufgebrochen waren, kamen zurück, ohne im Geringsten die Ordnung gestört zu finden.

Den Rest der Nacht brachte ich mit den Schreibern der Regierung zu, welche vor Müdigkeit beinahe nicht mehr stehen konnten. Louis Blanc[31]) war auch bei uns; ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß der gute Mann sich nicht recht zu helfen weiß, wenn ihm unvorhergesehene Dinge vorkommen; hingegen ist er ein sehr freundlicher Mann.

Um unſeren Hunger und Durſt zu ſtillen, ließen wir Käs und Brot und Wein kommen, und ſo machten wir um 4 Uhr Morgens ein ſehr frugales Souper.

Anmerkungen.

[1]) Art. 21 der am 27. September 1803 (4 vendémiaire an XII) zwiſchen der Schweiz und Frankreich abgeſchloſſenen Militärkapitulation eröffnete zwanzig jungen Schweizern den Zutritt zur Pariſer polytechniſchen Schule. Der Artikel lautet: „Il pourra être admis sur la présentation du Landammann de la Suisse vingt jeunes gens de l'Helvétie à l'Ecole polytechnique de France, après avoir subi les examens prescrits par les règlements sur cette partie." Die Kapitulation von 1812 beſtätigte dieſe Abmachung, während diejenige des Jahres 1816 jene Zahl auf fünf reduzierte. — Trotzdem im Auguſt 1830 der franzöſiſche Schweizerdienſt für immer ein Ende genommen hatte, blieb das „Recht der polytechniſchen Schule" für die ehemaligen „Kapitulationsorte" beſtehen und es wurde ihnen ausdrücklich geſtattet „wie bisher" fünf ihrer Staatsangehörigen als Externes nach derſelben zu entſenden. Ja am 26. April 1841 erteilte Louis-Philipp auf Anſuchen Berns dem Kriegsminiſter die Erlaubnis, außerdem noch drei Schweizer als Internes in die Schule aufzunehmen. Bis zur Gründung des eidgenöſſiſchen Polytechnikums wurde dieſes Recht von den Kantonen wahrgenommen. Vgl. Poten, Geſchichte des Militärerziehungsweſens V, 286/287.

[2]) Charles de Freycinet, der ſpätere Konſeilpräſident. Damals Sergeant-Fourrier der polytechniſchen Schule.

[3]) Vgl. K. R. Hagenbach, Leichenrede bei der Beerdigung von Herrn Karl Friedrich Stehlin. Baſel (1857) S. 3 ff.

[4]) Jacques Aupick, Diviſionsgeneral, geb. 28. Februar 1789 zu Gravelines, geſt 29. April 1857 zu Paris. 1847/48 Kommandant der Ecole polytechnique als Nachfolger von

[5]) Louis de Noſtolan, Diviſionsgeneral, geb. 31. Juli 1791 zu Aix, geſt. 3. Dezember 1862. Von 1844 bis 1847 Kommandant der Ecole polytechnique.

[6]) Friedrich Weber, geb. 10. September 1813, geſt. 17. Februar 1882. Vgl. über ihn H. Heußler, im Basler Jahrbuch, 1883, S. 1—34.

[7]) Retzich, Mor., Umriſſe zu Schillers Lied von der Glocke. Stuttgart 1833.

[8]) Iſt nicht richtig. Moritz Retzich ſtarb erſt am 11. Juni 1857. Vgl. Deutſche Biographie XXVIII, 278.

[9]) Scènes de la vie privée et publique des animaux: vignettes par Grandville. Etudes de mœurs contemporaines... 2 vols. Paris 1840—1842.

[10]) Der Sonderbund und ſeine Niederwerfung durch Dufour.

[11]) Am 14. und 15. Januar 1848. Vgl. Guizot hist. parlementaire de France, V, 501 ff.

[12]) François-Pierre-Guillaume Guizot, geb. 4. Oktober 1787 in Nimes, geſt. 12. September 1874 auf ſeinem Gute Val Richer in der Normandie. Staatsmann und Hiſtoriker. Vom Oktober 1847 bis zur Februarrevolution franzöſiſcher Miniſterpräſident.

[13]) Charles Forbes de Tryon, Graf von Montalembert, geb. 29. Mai 1810 in London, geſt. 13. März 1870. Seit 1831 Pair von Frankreich.

[14]) Arrondissement du Panthéon. Jetzt das fünfte.

[15]) Von Alexander Dumas d. Ä. gedichtetes und den zum Tode gehenden Girondiſten in den Mund gelegtes Lied. Lieblingslied der Oppoſition in den letzten Jahren des Julikönigtums.

[16]) Le Quartier latin auf dem linken Seineufer gelegen.

[17]) Le Marais (du Temple). Zwiſchen den nordöſtlichen Boulevards, der Rue de Rivoli und der Rue Saint-Denis gelegenes volkreiches Stadtviertel.

[18]) Mathieu Louis Graf Molé, geb. 21. Januar 1781 in Paris, geſt. 23. November 1855. Staatsmann. Von 1836—1839 franzöſiſcher Miniſterpräſident.

[19]) Odilon Barrot, geb. 19. Juli 1791 in Villefort (Lozère), geſt. 6. Auguſt 1873 in Bougival bei Paris. Politiker. Unter der Julimonarchie Führer der ſogenannten dynaſtiſchen Oppoſition.

[20]) Arrondissement du Temple. Jetzt das dritte.

[21]) Marché aux fleurs. Beim Pont au change in der Cité.

[22]) Louis Antoine Garnier-Pagès, geb. 16. Februar 1803 in Marſeille, geſt. 31. Oktober 1878 in Paris. Einer der Führer der republikaniſchen Partei unter der Julimonarchie.

[23]) Louis Philippe, Graf von Paris, geb. 1838, geſt. 1874, Großſohn Louis Philippes I, Sohn Ferdinand Philipps v. Orleans († 1842) und der Prinzeſſin Helena von Mecklenburg.

[24]) Jacques Leroy de Saint-Arnaud, Marſchall von Frankreich, geb. 20. Aug. 1796 zu Bordeaux, geſt. 29. Sept. 1854. Befand ſich als Brigadegeneral bei Ausbruch der Revolution von 1848 auf Urlaub in Paris und wurde am 24. Februar mit dem Kommando der in der Umgebung der Place du Carrousel operierenden Truppen betraut.

[25]) Galérie d'Orléans. Südlicher Teil des Palais-Royal.

[26]) Neuilly, Suresnes, Asnières. An der Seine unterhalb Paris gelegene Ortſchaften.

[27]) Die Kaſerne d'Orsay am Seinequai gleichen Namens gelegen. (Auf dem linken Seineufer.)

[28]) Die Ecole militaire im Südweſten von Paris auf dem Champ de Mars gelegen. (Auf dem linken Seineufer.

[29]) Bercy. Am rechten Ufer der Seine gelegener Stadtteil von Paris.

[30]) Louis Blanc, geb. 29. Oktober 1811 in Madrid, geſt. 6. Dezember 1882 in Cannes. Hiſtoriker und Politiker. Begründer der Sozialdemokratie.

Poetiſche Beigabe.

Schon vor drei Jahren hatten wir dem „Jahrbuch“ etwas Poesie beigegeben, und soviel wir gehört haben, sind jene Gedichtblätter gerne gelesen worden. Hier ist ein neuer Strauß. Seine sämtlichen Liederblumen stammen aus Basel, die ersten fünf von einem der Herausgeber, der mit den Anfangstrioletten einem geliebten Lehrer ein Andenken aufs Grab legen möchte. Die seltene Form des Triolettes hat Jakob Burckhardt sehr geliebt, und darum hat auch der Dank des Schülers sich fast von selbst in diese schlichten Strophen ergossen. Es folgt dann eine Dichterin, Emma Meyer, von deren Talent wir schon vor drei Jahren eine Probe gegeben haben. Ihre ebenso tiefgedachten wie formschönen Verse werden wohl auch diesmal wieder Freunde finden. Zum Schluß kommt ein Stückchen poetischer Prosa von derselben Verfasserin; wir hoffen auch damit zu erfreuen.

Sollten wir mit unserer „poetischen Beigabe“ beweisen können, daß Basel kein so „nüchterner“ Ort ist, wie man gewöhnlich meint, so haben die paar Seiten dieses Intermezzos ihren Zweck erfüllt.

An Jakob Burckhardt.

Triolette.

I.

Dem Lehrer.

Du haſt ſie weit vor mir erſchloſſen
Die Pforten in der Schönheit Land;
Wie viel ich Wonnen dort empfand:
Du haſt ſie weit vor mir erſchloſſen.
Ja, glücklich, wer an deiner Hand
Aus dem kaſtal'ſchen Quell genoſſen! —
Du haſt ſie weit vor mir erſchloſſen
Die Pforten in der Schönheit Land.

II.

Dank.

Die Herzen haſt du uns entzündet
An deiner Seele heil'ger Glut:
Du lehrteſt uns, was groß, was gut;
Die Herzen haſt du uns entzündet.
Und ſank uns je der junge Mut,
Stets haſt du doch uns Sieg verkündet;
Die Herzen haſt du uns entzündet
An deiner Seele heil'ger Glut.

Hab' Dank! Es iſt drum unſer Leben
Ein Flug nach deinem hohen Ziel.
Ich weiß es wohl, wir wagen viel —
Hab Dank, es iſt drum unſer Leben
Ein Kampf und nicht ein eitles Spiel;
Und wird uns auch kein Sieg gegeben —
Hab Dank, ſo bleibt doch unſer Leben
Ein Flug nach deinem hohen Ziel.

III.

Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

Ob du heut auch zur Gruft geſunken,
Lebendig bleibt dein edler Geiſt,
Der über Zeit und Welt uns weist,
Ob du heut auch zur Gruft geſunken.
Denn was das Herz dein Beſtes heißt,
Das waren ächte Himmelsfunken.
Ob du heut auch zur Gruft geſunken,
Lebendig bleibt dein edler Geiſt!

10. Auguſt 1897,
Jakob Burckhardts Begräbnistag.

Albert Geßler.

Frühlingsabend.

Das war ein wonnevoller Frühlingstag.
Auf Park und Weiher lag's wie Sonntagsfrieden;
Die Luft durchzitterte der Amsel Schlag,
Und all' dies Glück, ich wußt es mir beschieden.

Denn mir zur Seite, schön wie Himmelslicht,
Und wie der Frühling selbst in sanfter Güte
Schrittst du, mein Lieb, mit stillem Angesicht,
Vor dem mein Herz erspießt in Maienblüte.

Doch nicht ein Wort von Liebe sprachen wir.
Ich kann und darf ja nimmermehr es wagen,
Jetzt, da's zu spät, von meiner Sehnsucht dir,
Von meinem Glück und meinem Schmerz zu sagen.

Doch horch! mein Schweigen bricht des Frühlings Laut:
„Ich liebe dich," die Amsel ruft's vom Baume.
„Du bist mir lieb gleich einer holden Braut" —
So sang die Nachtigall, noch halb im Traume.

Und sieh, die Sonne, die durch Wolken lacht,
Sie sagt's und läßt's auf hundert Wellen blitzen:
„Du bist's allein, die ihn glückselig macht,
Kann er auch nie dich völlig mehr besitzen."

„O schweig," so sprach dein Auge fast erbost;
Schon sah ich auch dein Haupt sich trotzig neigen.
Ich schweige ja, mein Lieb, und sei getrost:
Auch Sonne, Teich und Amsel werden schweigen.

A. Geßler.

Muſik.

Triolett.

Wo meiner Liebe Worte fehlen
Iſt's die Muſik, die Alles ſagt.
Sie iſt's, die dir mein Sehnen klagt,
Wo meiner Liebe Worte fehlen.
Wenn dich, mein Lieb, mein Auge fragt,
Mußt du dich nicht nach Antwort quälen:
Wo deiner Liebe Worte fehlen,
Iſt's die Muſik, die Alles ſagt! —

A. Geßler.

Abendrot.

Auf dem ſtillen Hügel,
Wo die Linde rauſcht,
Hab' ich oft dem Liede
Mütterleins gelauſcht.
„Goldne Abendſonne!"
War ihr liebſter Sang.
Hör ich dieſe Weiſe,
Wird mir wohl und bang.

Wenn ein Blütenſchauer
Von den Zweigen weht,
Ueber meinen Scheitel
Sacht ein Koſen geht —
Auf den gold'nen Fluren
Schwebt ein liebes Bild:
Meine ſel'ge Mutter,
Und ſie lächelt mild!

E. Meyer

Den Lenz muß ich verklagen.

Den Lenz muß ich verklagen,
Hat mir es angethan,
Daß ich in dumpfer Enge
Nicht länger weilen kann.

Den Lenz muß ich verklagen,
Den lichten Blütenhag,
Den ſtrahlend blauen Himmel,
Den Nachtigallenſchlag.

Nun muß ich gehn und wandern,
Bis ich zwei Aeuglein find,
Die, wie der Frühlingshimmel,
So blau und zärlich ſind! —

E. Meyer.

Schau! Schau!

Ein Hüttchen träumt im Flieder,
Umflockt vom Blütenſchaum.
Es ſinkt der Bluſt hernieder
Vom roſ'gen Apfelbaum.

Und Amoretten ſteigen
Hinauf zum Fenſterlein;
Wo ſich die Zweige neigen,
Da gucken ſie hinein.

Sie lüften die Gardine,
Die zarte, irisblau,
Mit loſer Schelmenmiene
Und kichern leis: „Schau! Schau!“ —

E. Meyer.

Weidmannstraum.

Jüngſt hab' ich ſie im Traum geſehn,
Des Schäfers braune Lieſe;
Sie band aus Maßlieb einen Kranz
Im Walde auf der Wieſe.

Drauf koste ſie mit weicher Hand
Ein muntres Lämmerböckchen,
Schlang das Gewind um ſeinen Hals
Und kraulte ihm die Löckchen.

Gern ließ das Tierchen es geſchehn,
Lag ſtill zu Lieschens Füßen.
Da fing das loſe Menſchenkind
Das Lämmchen an zu küſſen!

Und was zum Schluſſe ich erſchaut,
Beim Eid, 's iſt keine Lüge!
Es trug der Schelm, das weiße Lamm,
Gar meine eignen Züge.

Hilf Gott, wenn ich das Mädel find'
Alleine auf der Wieſe,
Dann küſſe ich den roten Mund
Der allerliebſten Lieſe! —

E. Meyer.

Anemone.

Wie gleicht mein Herz der Anemone,
Die matt am Waldessaume blaut
Und mit der bleichen Blütenkrone
Auf dunkles Moos herniederschaut!

Sie kost nicht mit dem Frühlingswinde,
Der leicht beschwingt vorüberzieht;
Zu oft sang er dem blassen Kinde
Ein trügerisch Sirenenlied!

Nun senkt es zitternd seine Blicke,
Leis weinend in der Mutter Schoß. —
Wie gleichst du menschlichem Geschicke,
O, Blumenliebe! Blütenlos! —

E. Meyer.

Schwalbenflug.

Die Schwalbe flog ins Aetherblau
Und jubelte: Zwitt!
Und wie sie sang und aufwärts flog,
Zog meine Seele mit
Am Morgen!

Die Liebe war der Fittich blank,
Der mich gen Himmel trug. —
Der Abend kam. Die Sonne schwand,
Und erdwärts geht der Flug
In Sorgen! —

Wunſch.

Vor dem Dorfe auf dem Hügel,
Abgeſchieden von der Welt,
Liegt ein Kirchhof, ſtill und friedlich,
Links vom Wege, Wald und Feld.

Keine Monumente geben
Kunde von den Schläfern dir;
Blumen nur und ſchlichte Kreuze
Sind der Gräber einz'ge Zier.

Bei der morſchen Kirchhofmauer
Duftet ein Hollunderbaum.
Unter ſeinem Blütenſchleier
Möcht ich ruhn zum letzten Traum! —

E. Meyer

Heimweh.

Jubelnd hebt das Gloria
Sich aus ernſter Kloſtermauer,
Und durch meine Seele geht
Leiſe, ſehnſuchtsvolle Trauer.

Sel'ges Ahnen faßt das Herz,
Möchte mit den Melodien
Nach dem Urquell aller Schöne,
Nach den Himmelsweiten fliehen! —

E. Meyer.

Heidelied.

Heide, öde, braune Heide,
Kahl, ſoweit das Auge reicht.
Hoch darüber fahler Himmel,
Vom Novemberſturm gebleicht.

So lieb' ich dich, ſtumme Heide,
Jeden Blütenſchmuckes bar,
Seit das Weh, das namenloſe,
Mir gebleicht das Lockenhaar! —

E. Meyer.

Sterben.

Morſchender Stein ſinkt klirrend vom Turme,
Welkendes Laub zieht raſchelnd im Sturme.
Klagend entſchwebt in blauende Fernen
Veſpergeläute hin zu den Sternen.
Aber in feierlich heiliger Stille
Löst ſich die Seele aus irdiſcher Hülle! —

E. Meyer.

Leben.

Das war ein Vorwärtsdringen,
Trotz Sturmgebraus und Haſt!
Ein Spreiten kühner Schwingen;
Ein Kämpfen ohne Raſt!

Das war ein Aufwärtsſtreben,
Ein lodernd Kraftverſprühn;
Ein Schaffen und ein Weben,
Ein mutigheißes Mühn! —

Und frage ich mich leiſe,
Was ich errungen hab,
Tönt mir die alte Weiſe:
Ein Kreuzlein und ein Grab! —

E. Meyer.

Die Drehorgel.

Naß und kalt iſt's draußen, unbarmherzig zerrt der ſauſende Herbſtwind die bunten Blätter von Baum und Strauch. Ein wehmutvoller Hauch durchzittert die entſchlafende Natur und wohl auch das Herz der Menſchen! —

Vor meinem Hauſe ſpielt eine Drehorgel ihre heiteren Weiſen! Behende tret ich ans Fenſter; denn ich liebe dieſes weichmütige Inſtrument, dieſe kraukmachenden Töne! —

Ein munterer Straußwalzer klingt fröhlich zu mir herauf; aber er vermag nicht meine trübe Stimmung zu verſcheuchen, bildet er doch einen allzu ſchmerzlichen Kontraſt zum menſchlichen Jammer, der ihn begleitet! Arm, halblahm, blind! ſo lautet mir der Text zu den hüpfenden Klängen! —

Neben dem blinden, alten Orgelmann ſteht, vor Kälte bebend, ein grauhaariges, kummergebeugtes Weib, fahl und verſchrumpft, gleich einer wandelnden Mumie, erſtarrt in Not und täglichem Elend! Nichts lebt in dieſem hagern Antlitz, als ein Paar nacht-dunkle Augen. Faſt unheimlich, wie im Feuer, erglühen ſie und erzählen von längſt entſchwundener Macht, von längſt verblichenem Glauze.

Da erhebt das Weib die große knorrige Haud nach meinem Fenſter, und indem ſie einen hölzernen Teller geſchickt auf der braunen Fläche balanciert, bittet ſie mit rauher, heiſerer Stimme um ein Almoſen. — Ich weiß nicht, wie es kam, plötzlich mußte ich meines verſtorbenen Vaters gedenken. Auch er hatte im Alter das Licht des Auges verloren, und eine heiße Thräne der Erinnerung verdunkelte jäh meine Blicke — mir war als grüße mich der Tote. Raſch warf ich eine Silbermünze in die dargereichte Schale.

Da zog es wie ein lichter Strahl der ſcheidenden Sonne über das verwitterte Geſicht der Alten. Dankend ſchaute ſie zu mir empor, ſo voll Glück, daß ſie mir faſt hübſch und ſympathiſch vorkam. Drauf flüſterte ſie dem Mann etwas ins Ohr, worauf auch er mit freundlicher Miene mir zunickte, die halb erloſchenen Blicke nach mir aufſchlagend, und von neuem begann er zu ſpielen.

„Freut Euch des Lebens!“ tönte es wimmernd hinauf in meine Einſamkeit, und unter den leiſe verhallenden Klängen zog das alte Paar langſam die öde, feuchte Gaſſe entlang, hinaus ins wirbelnde, ſauſende Schneegeſtöber: hinaus ins grauverſchleierte, düſtere Ungewiſſe! —

Ja, „Freut Euch des Lebens! Pflücket die Roſe, eh ſie verblüht!“ Ach wer es kann! Und ich gedachte einer blaſſen, herrlich erblühten Roſe, die der wilde Sturm im Lenz entblättert. Ich gedachte meines Kindes, das nun ſchläft bei ſeinen Schweſtern, den ernſten, bleichen Friedhofroſen. Und mit zuckendem Munde flüſterte ich leiſe: „Schlaf wohl, mein Liebling, ſchlaf wohl!“ — Seit jenem Frühling aber habe ich es verlernt, mich des Lebens lächelnd zu freuen! — —

E. Meyer.

Basler Chronik

vom

1. November 1897 bis zum 31. Oktober 1898.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1896.

6. Das neue Bibliothekgebäude auf dem Platz vor dem Bernoullianum wird eingeweiht und in Verbindung mit diesem Actus die Rektoratsfeier der Universität abgehalten. Diese nimmt einen etwas größeren Maßstab an. An Stelle der Aula tritt als Lokal der Feier die Martinskirche. Nach der Rede des abtretenden Rektors Professor Bernhard Duhm über die Bibliothek der jüdischen Gemeinde werden eine Reihe von Ehrenpromotionen vorgenommen: Von der theolog. Fakultät wird zum Ehrendoktor ernannt Prof. Herminjard (Lausanne); von der juristischen Centralbahndirektor Oberer (Basel) und Bundesrichter Soldan (Lausanne); von der medizinischen Theodor Engelmann (Basel), Zeichnungslehrer Schider (Basel) und Pawel, Direktor des Smithsonian Institute (Washington); endlich von der philosophischen die Proff. Rudolf Stähelin und Friedrich Schulin (Basel). Aus der Martinskirche begaben sich die Festteilnehmer in feierlichem Zuge vor das neue, wohlgelungene und prächtig dastehende Bibliothekgebäude. Es sprachen hier Emanuel La Roche, der Architekt, der dem Reg.-Rat Dr. Ernst Brenner den Schlüssel übergab, dieser als Vertreter der Regierung und Andreas Heusler, Präsident der

Bibliothekkommission, der in letzter Linie den Schlüssel entgegennahm. Derselbe hat als Festschrift und zugleich als Universitätsprogramm eine inhaltreiche „Geschichte der Oeffentlichen Bibliothek der Universität Basel" verfaßt und die Bibliothekverwaltung durch Ausstellung einiger ihrer wertvollsten Schätze den Tag der Freude ausgezeichnet. Ein belebtes und außerordentlich stark besuchtes Bankett im Musiksaale, endlich am Abend ein Kommers der Studentenschaft in der Burgvogteihalle mischten all den ernsten Noten den Ton froher Geselligkeit bei.

Nach langem Leiden stirbt der Nestor der Basler Homöopathen, Dr. Th. Bruckner-Burckhardt.

8. Konzert zu Gunsten der Witwen- und Waisenkasse der Orchestermitglieder unter Mitwirkung von Frau Marie Paravicini in der Martinskirche.

9. In einem großen Konzert im Musiksaal tritt der Leipziger Komponist und Mozartspieler Karl Reincke auf.

12. Großer Rat. Ein Rekurs des Bauunternehmers Albert betr. Benützung eines Pferdestalls an der Wintergasse wird nach Antrag der Petitionskommission zum Teil begründet erklärt; dann giebt der Rat seine Zustimmung zu zwei von der Regierung abgeschlossenen Hauskäufen, nimmt die Vorlage an betr. Korrektion des untersten Wiesenlaufs und des rechten Rheinufers und genehmigt auch in zweiter Lesung die Kirchengesetze (Einteilung der Pfarrgemeinden, Wahl der Geistlichen, Abänderung der Organisation der evangelisch-reformierten Landeskirche).

14./15. Zum Ständerat wird bei sehr schwacher Beteiligung gewählt mit 2799 Stimmen Dr. Paul Scherrer, dessen konservativer Gegenkandidat Wilhelm Alioth-Vischer deren 1691 macht. Appellationsrichter werden Hermann La Roche und Rudolf Brand, Civilrichter wird Gottfried Krebs; die erstern zum Ersatz von Bernhard Colin und Friedrich Wybert, der letztere von Prof. Ulrich Stutz.

16. An plötzlich auftretenden Magenblutungen ſtirbt im Alter von erſt 37 Jahren Prof. Ferdinand Dümmler, ſeit 6 Jahren der ausgezeichnete Lehrer für klaſſiſche Philologie an unſerer Hochſchule.

17. Zum Rektor der Univerſität für 1897 wird von der Regenz bezeichnet Prof. Rudolf Maſſini.

21. Die Liedertafel und der Liederkranz halten ihre Cäcilienfeier, dieſer in der Burgvogtei, jene im Muſikſaal ab.

23. Das von der Regierung ausgearbeitete Budget für 1897, das ſoeben im Drucke herauskommt, ſieht vor: 8,980.521 Fr. Ausgaben und 7,274.790 Fr. Einnahmen, ſomit ein Deficit von 1,705.731, das eventuell aus einem Reſt des Reſervefonds und mit einer Erhöhung der Steuern ſoll gedeckt werden.

24. Die Sitzung der Freiwilligen Schulſynode im großen Saal des Bernoullianums berät über eine ſehr weit gehende Reorganiſation des 1880er Schulgeſetzes, als deren Hauptpunkt aufzufaſſen iſt die ſog. Abſchaffung der Ständeſchulen, d. h. Ausdehnung der Primarſchulen auf 6 (ſtatt 4) Jahre. Die Neuerung vertritt Sekundar-Lehrer G. Fautin, den gegenwärtig giltigen Standpunkt Dr. Rudolf Hotz als Referent und Korreferent. Hierauf folgt die Diskuſſion.

25. Es wird eine Vereinigung für Sozialwiſſenſchaft unter dem Präſidium von Nat.-Rat Wullſchleger gegründet. — Der Basler und Zürcher Bankverein fuſioniert mit der Unionbank St. Gallen und wird weiter leben unter der Firma Schweizeriſcher Bankverein mit 40 Millionen Aktienkapital. Indeſſen harrt die Fuſion der Ratifikation durch die Generalverſammlungen. — Die Proteſt-Petition an den Bundesrat zu Gunſten der in der Türkei mißhandelten Armenier iſt im Kanton Baſelſtadt von 6160 Männern und 10,480 Frauen unterzeichnet worden.

26. Großer Rat. Nach der Genehmigung einer Reihe von Bürgeraufnahmen wird ein Rekurs Horandt (betr. Korrektion des Dolder- alias Kanonenwegs) abgewieſen. Dann validiert der Rat

die Richterwahlen (siehe 14./15. ds.) und erledigt den ersten Teil des Prüfungsberichtes für 1895. — Am Abend findet ein Familienabend der Positiven Gemeinde-Vereine in der Burgvogteihalle statt, wobei Pfarrer Samuel Preiswerk, Vater, referiert über persönliches Christenleben.

28. Der Direktor der medizinischen Klinik im Spital und ordentl. Professor der Medizin, Dr. Hermann Immermann, feiert unter mannigfachen Ehrungen von Behörden und Korporationen das Jubiläum seiner 25-jährigen Wirksamkeit in Basel mit einem Bankett im Schützenhaus, nachdem ihm schon am Tage zuvor die Studentenschaft einen Fackelzug dargebracht hat. — In der Kardinalhalle begeht der Unteroffiziersverein das Fest seines 30-jährigen Bestandes verbunden mit der Weihe einer neuen Fahne.

29. ffg. Gastspiel von Professor Ernst Possart im Stadttheater. Es erstreckt sich auf die Rollen des Nathan (in Lessings Nathan der Weise), des Shylock (Shakespeares Kaufmann von Venedig), Napoleon I. (Sardous Madame Sans Gene) und Muley Hassan (in Schillers Fiesco).

Dezember 1896.

3. Großer Rat. Nach der Bestätigung einer Bürgeraufnahme ins Bürgerrecht der Gemeinde Riehen wird der Prüfungsbericht für 1895 zu Ende, der Rechnungsbericht durchberaten und beide genehmigt, der erstere mit zwei Postulaten, dem einen i. S. der Uebernahme des Fischerwegs durch den Staat, dem andern i. S. einer Staatsapotheke. — Der Gesangverein führt das Oratorium „Franziskus" von Edgar Tinel im Musiksaal auf mit den Solisten Julia Uzielli, Robert Kaufmann und Paul Böpple. Hernach findet im Kasino ein Bankett statt.

6. Der Basler Männerchor feiert sein 70-jähriges Bestehen mit einem Vormittagskonzert und am Abend mit einer geselligen Vereinigung, die zugleich als Cäcilienfeier gilt, beides im Musiksaal.

6. ffg. Im Theater gastiert der Spieltenor Hermes aus Dresden in „Zauberflöte," „Weiße Dame" und „Troubadour".

7. Im Alter von 72 Jahren stirbt Dr. Robert Weber, bekannt als Schriftsteller und als Herausgeber der Zeitschrift „Helvetia".

11. ffg. Im Stadttheater tritt der portugiesische Baritonist Francesco d'Andrade als Gast auf („Barbier von Sevilla" und „Don Juan").

12. Das vollendete Gerichtshaus auf dem Areal zum Kamel wird einem weiteren Kreis zugänglich gemacht und soll im Lauf der nächsten Woche bezogen werden.

12./13. Pfarrer Alfred Altherr wird mit 520 von 536 Stimmen als Hauptpfarrer zu St. Leonhard bestätigt.

14. An der Universität studieren im laufenden Wintersemester 461 immatrikulierte Studenten, 38 mehr als im Sommer. Dazu kommen 278 nicht immatrikulierte, wovon 54 Damen; eine Dame ist regelrechte Studentin. Theologie studieren 55, Jurisprudenz 35, Medizin 168, Philosophie 203. Davon sind 355 Schweizer, 141 Basler. Die Gesamtzahl aller Zuhörer beträgt 739, worunter 55 Damen.

16. ffg. Ein großer Bazar, unterbrochen von Konzert- und Theatervorstellungen für Kinder und für Erwachsene, findet im Musiksaale des Stadtkasinos statt zu Gunsten der Pestalozzigesellschaft, die zu Anfang des Jahres gegründet wurde und sich des Werkes der Milch- und Brotverteilung an bedürftige Schulkinder während der Sommerferien angenommen hat.

17. Großer Rat. Nach einer Interpellation von Josef Schild über die Centralbahnhof-Angelegenheit genehmigt der Rat mit Dringlichkeit Erwerbung der Häuser Leonhardstapfelberg 5, Gerbergäßlein 40 und Müllheimerstraße 83. Dann wird das Gesetz betreffend Organisation des Baudepartements zu Ende beraten und angenommen, hierauf der Ankauf ratifiziert von Haus Weißegasse 5, von Haus

Hutgasse 10 und eines Stückes Land an der Hammerstraße; auf letzterm Areal werden ein Polizeiposten und ein Löschmagazin erstellt werden. Expropriationsermächtigung wird erteilt für ein Stück Land zur Durchführung der Klaragrabenkorrektion; endlich das Land rundum den Hilfsspital aus sanitarischen Gründen mit einem Bauverbot belegt. — Am Abend konstituiert sich eine Kommission, die die Erhaltung der Ruine Dornach in ihrem jetzigen Zustand sich zum Ziele setzt.

18. In diesen Tagen beschließen je einen 6-stündigen populären Kurs (University extension) die DDr. Paul Barth über Gesundheitspflege und Rud. Hotz über Afrika. In den ersten Wochen 1897 werden folgen die Proff. Albert Burckhardt-Finsler mit Bildern aus der Basler Geschichte und Heinrich Wölfflin mit einem Cyklus „aus der Kunststadt Florenz." Bei diesem Anlaß wiederholen wir, daß diese Cyclen zu Anfang 1895 begannen mit einer Serie von Dr. Daniel Veraguth über die französische Revolution und von Dr. Albert Geßler über Schiller. Endlich sei eine Unterlassung der vorjährigen Chronik nachgetragen: Ende 1895 sprachen Dr. Veraguth über französische Revolution 2. Teil und Prof. Th. Kozak über Volksleben und Volkswirtschaft; Anfang 1896 Dr. Hans Trog über Conrad Ferdinand Meyer und Prof. Rudolf Burckhardt über die Herkunft unserer Tierwelt.

21. Nachdem am Vormittag in St. Gallen die Generalversammlung der Aktionäre der Unionbank mit schwachem Widerspruch die Fusion mit dem Basler und Zürcher Bankverein ausgesprochen hatte, gab am Nachmittag in Basel die Generalversammlung dieses Instituts auch ihre Zustimmung, wobei gleichfalls nur eine verschwindende Minderheit von Stimmen sich dagegen äußerten. Das neue Institut, Schweizerischer Bankverein, besitzt ein Aktienkapital von 40 Millionen (s. 25. Nov.).

27. Großrat Schär hält im benachbarten Binningen einen Vortrag zu Gunsten einer Verbindung dieses Dorfes mit Basel

mit einem elektrischen Tram durch das Bachlettenquartier. Es gelingt ihm, die Bevölkerung und die Behörden des Dorfes für seinen Plan zu gewinnen. Auch der Basler Große Rat wird sich damit zu befassen haben, da der Genannte eine Motion auf Erstellung dieser Tramlinie daselbst eingereicht hat.

31. Ohne auf die einzelnen Silvester- und Neujahrfestlichkeiten einzutreten, die teils im Familienkreis, teils in den Vereinen gefeiert wurden, nennt die Chronik als die hervorragendste die Silvesterverlosungen des Kunstvereins und der Künstlergesellschaft, die neben einigen glücklichen Gewinnern eine ganze Anzahl Unzufriedener schaffen, die leer ausgehen.

Im Civilstandsbureau wurden im Lauf des Jahres 1896 eingetragen 2935 Geburten, 828 Trauungen und 1588 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung infolge von Einwanderung beträgt 2773, zusammen mit dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 4041 Seelen. Die Bevölkerung des Kantons betrug am 31. Dezember 1896: 93,885 Seelen. — Im Laufe des Jahres wurden 357 Wohnhäuser mit 1250 Wohnungen und 4514 Zimmern beziehbar.

Januar 1897.

4. Der Kunstmaler Albert Landerer aus Basel war vor wenigen Jahren von seiner übel beleumdeten Gattin, einer Aargauerin, die er in hohem Alter geheiratet hatte, und deren Zuhälter getötet worden. Jetzt ist die Person, Notburga Binder gestorben und es erhebt sich Streit über deren vom ermordeten Gatten stammenden Nachlaß von 140,000 Franken. Die Civilgerichtsschreiberei und desgleichen das Civilgericht sprachen nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes den Erben der Binder $^2/_3$, dem Sohn Landerers aus erster Ehe $^1/_3$ der Nachlassenschaft zu. Das Appellationsgericht aber stieß in seiner Sitzung vom 4. Januar dieses

Urteil um, da durch die Mordthat die Binder und somit deren Erben alles Recht auf Beerbung Landerers verloren haben.

4. ff. Georg Anthes, der Dresdener Baritonist, tritt im Stadttheater auf in Mascagnis „Cavalleria," in Leoncavallos „Pagliazzi," in den „Hugenotten" (Raoul), in „Carmen" (José) und in „Tannhäuser."

6. Der Weitere Bürgerrat erteilt dem Bürgerratsschreiber Dr. Karl Bernoulli nach mehr als 20-jährigen treuen Diensten die erbetene, durch Gesundheitsrücksichten bedingte Entlassung.

9. Die freiwillige Schulsynode beschließt auf die Referate der Lehrer N. Fäßler und F. Bollinger-Frey, dem Erziehungsrate zu beantragen, er möge die Abschaffung des Unterrichts in der Antiqua in den untersten Primarklassen und deren Ersetzung durch die eckige Fraktur verfügen. Die Antiqua war 1884 auf Grund des Beschlusses einer Konferenz von schweizerischen Rektoren eingeführt worden. Die wenigen Kantone die mitgemacht hatten, fielen bald wieder ab und gegenwärtig steht Basel in dieser Hinsicht allein. — Der Kaufmännische Verein feiert sein Jahresfest im Musiksaal.

10. In Davos wird das Sanatorium „In der Stille" für Brustkranke beider Basel eingeweiht. Die prächtige und zweckmäßig an geschützter Lage gebaute Anstalt wurde unter den Auspizien der Gemeinnützigen Gesellschaft aus den reichen Gaben baslerischen Opfersinnes erstellt. Bei dem Bau der Anstalt war in hervorragender Weise beteiligt Rudolf Sarasin-Thiersch, Präsident der Spezialkommission und Karl Köchlin-Iselin, deren Kassier, der als derzeitiger Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft auch bei der Einweihung neben dem genannten eine hervorragende Rolle spielte. Den Bau leitete Architekt Julius Kelterborn; Direktor der Anstalt ist Dr. August Kündig. Zur Unterstützung und Alimentierung des Werkes hat sich vor Kurzem in Basel ein Hilfsverein für Brustkranke konstituiert, als dessen Präsident Dr. Hans Burckhardt-

Fetscherin die schöne Einweihungsfeier mitmachte. Schon ist das Sanatorium von etwa 40 Patienten bezogen; es bietet aber für eine weit größere Zahl Raum.

In Basel starb der älteste Einwohner der Stadt, Philipp Andreä-Watt, früher Apotheker in Biel, geb. 20. August 1801. Er hatte bei seinem Schwiegersohn, Pfr. August Linder zu St. Peter, die letzten Jahre eines nach den Verhältnissen rüstigen Greisenalters zugebracht.

13. Die Verkehrskommission wählte zum Verkehrssekretär Herm. Hartmann aus Riehen.

14. Großer Rat. Nach einer Interpellation über eine Petition des Polizeikorps wird ein Gesetzesentwurf betreffend Vermittlungsamt in 1. Lesung durchberaten, und dem Friedrich Gräßlin, der wegen Weindiebstahls zu 3 Monaten verurteilt worden war, nach längerer Diskussion ein Teil seiner Strafe auf dem Gnadenwege erlassen.

16. Die Kunstkommission kauft für die öffentliche Sammlung des Museums um den Preis von 12,500 Franken eine prächtige Marmorstatue des Künstlers Johannes Hoffmann in Rom. Sie war mit einigen Volkmarschen Reliefs in den letzten Wochen in der Kunsthalle ausgestellt. Sie mag als Aphrodite diadumene bezeichnet werden. Sie ist wohl das erste moderne polychrome Skulpturwerk, das hier öffentlich aufgestellt wird. Die Mittel zur Anschaffung flossen aus dem Legat der jüngst verstorbenen Frau Margaretha Burckhardt-Heusler.

17. Benefizkonzert Volkland.

18. In der Person des 88½-jährigen Pfr. M. Schaffner-Fäsch stirbt wohl der älteste Staatsdiener Basel. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im Ruhestand, nachdem er lange in der St. Theodorsgemeinde gewirkt hatte.

20. ff. Gastspiel der Primadonna Lola Beeth von der Hofoper in Wien und der Großen Oper in Paris („Elsa" im Lohen-

grin, „Siglinde“ in der Walküre und „Margaretha“ in der gleichnamigen Oper).

23. Feuerwehrball im Muſikſaal.

24. Geburtstagfeſt des deutſchen Kaiſers im Muſikſaal.

27. Zu außerordentlichen Profeſſoren an der Univerſität werden ernannt die bisherigen Privatdocenten Dr. Wieland (juriſt. Fakultät), Dr. Joel und Dr. Mez (philoſophiſche Fakultät). — Eine glänzende Schlittenpartie fährt nach Lörrach.

28. Großer Rat. Das Budget 1897 wird in Bezug auf die Einnahmen und einen großen Teil der Ausgaben (u. a. Erziehungs- und Baudepartement) durchberaten. Am Beginn der Vormittagſitzung war die Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen erfolgt, zur Einleitung der Nachmittagſitzung war die Regierung interpelliert worden, warum ſie, die Baulinie nicht berückſichtigend, den Umbau des Hauſes zur „Goldenen Münz“ am Marktplatz auf der alten Baulinie geſtattet habe.

Im Alter von 56 Jahren ſtirbt Arnold Minder, früher Bahnhofinſpektor des Centralbahnhofs, ein Mann, der um die geregelte Abwickelung des ſo ſchwierigen Verkehrs auf dieſem Bahnhofe ſich große Verdienſte erworben hat. — Die bei Peſtalozzis 150. Geburtstag (Januar 1896) gegründete Peſtalozzigeſellſchaft, die ihre Thätigkeit allen Beſtrebungen zum leiblichen Wohle der Jugend widmet (Ferienverſorgung, Suppenverteilung u. dgl.) fordert in einem Aufruf dazu auf, ihr getragene Kleider u. ſ. ſ. zu überlaſſen, die ſie für arme Kinder umarbeiten zu laſſen beabſichtigt.

29. Ein Komite konſtituiert ſich unter dem Vorſitz von Prof. Fritz Burckhardt, das zu Ehren Johann Peter Hebels ein Denkmal in Baſel errichten will.

30. Die Regierung beruft zum ordentlichen Profeſſor für klaſſiſche Philologie an Stelle des verſtorbenen Dümmler einen Extraordinarius der Univerſität Roſtock, Erich Bethe.

Februar 1897.

1 ff. Gastspiel des Baritonisten Karl Perron aus Dresden im Stadttheater (Fliegender Holländer, Hans Heiling). In der musikalischen Welt ist die 100. Geburtstagfeier Franz Schuberts (29. Jan.) mit Konzert und festlicher Vorstellung im Theater begangen worden.

3. Der außerordentl. Professor der Nationalökonomie, Georg Adler, wird auf seinen Wunsch unter Verdankung seiner Dienste auf Ende des Wintersemesters aus dem Universitätslehrkörper entlassen. — Infolge plötzlichen heftigen Föhns und starker Regengüsse, die das Schmelzen des tief liegenden Schnees außergewöhnlich begünstigten, wachsen Rhein, Birs und Wiese zu einer in dieser Jahreszeit selten gesehenen Höhe an.

7. Liederkonzert der Liedertafel im Musiksaal.

7./8. Jahresfeier der Gesellschaft für Evangel. Stadtmission mit Vortrag des Dekans Weitbrecht aus Stuttgart im großen Vereinshaussaal.

10. Die talentvolle und hochgeschätzte Malerin Luise Amans, die in Paris ihre Schule gemacht hat, stirbt im Alter von erst 36 Jahren.

11. Großer Rat. Nach einer Interpellation über Aufstellung von Brunnen im äußern Spalenquartier wird das Budget für 1897 zu Ende beraten. Es weist jetzt auf an Ausgaben 9,000,624 und ein Defizit von 1,725,834 Franken. Sodann wird beschlossen, das St. Margarethengut um den Preis von einer Million anzukaufen. Endlich nimmt der Rat eine Motion an, die einen bereits im Lauf befindlichen Umbau an der Marktplatz-Eisengaßecke untersagt, für den die Regierung die seit 1887 bestehende Baulinie unberücksichtigt gelassen hatte.

13. Jahresfeier des baselstädtischen Kantonalturnverbandes in der Kardinalhalle.

14. Der protestantisch-kirchliche Hilfsverein veranstaltet zum Gedächtnis der 400. Wiederkehr von Melanchthons Geburtstag eine Feier im Münster, bei der Prof. Rudolf Stähelin ein Lebensbild des praeceptor Germaniae entwirft.

18. Großer Rat. Vom Börsengesetz werden die Artikel, die eine grundsätzliche Umänderung erfuhren, bis auf einen in nochmaliger erster Lesung durchberaten. Zwischen hinein kommt nochmals die Baulinie an Marktplatz- und Eisengaßecke zur Besprechung. Die Errichtung eines Schaufensters an der Goldenen Münze auf der bisherigen Baulinie wird nach der bereits erteilten Bewilligung der Regierung bestätigt, in der Erwartung jedoch, daß im Laufe der nächsten fünf Jahre die Ecke korrigiert werde.

23. Ueber die Bundesbankvorlage, die am nächsten Sonntag das Schweizer Volk entweder annehmen oder verwerfen soll, redet in der Burgvogteihalle in einer von den Freunden des Gesetzes veranstalteten Versammlung Nat.-Rat Curti aus St. Gallen in empfehlendem Sinn; gleichzeitig hält auch der Handels- und Industrieverein in der Kardinalhalle eine größere Versammlung ab, in der alt Nat.-Rat Geigy, Präsident der Handelskammer, im Sinne der Verwerfung des Bankgesetzes votiert.

24. Am 24. Februar 1872 trat Prof. Ed. Hagenbach-Burckhardt seine Thätigkeit am Kinderspital und an der Universität an. An der erstern Anstalt begehen seine ehemaligen Assistenzärzte diesen 25. Jahrestag mit einer kleinen Feier, bei der ihm wissenschaftliche Arbeiten überreicht werden. Die Universität verschiebt die entsprechende Feier auf den Sommer.

24 ff. Fräulein Rosa Poppe vom Berliner Hoftheater tritt als Gast unseres Stadttheaters auf in Grillparzers „Medea," in Sardous „Fedora," in Schönthans „Goldfischen" und in Sudermanns „Heimat."

25. Großer Rat. Es wird eine Petition Thoma wegen Rechtsverweigerung als unbegründet abgewiesen und gegenüber dem

Anzug Schär betr. eine Straßenbahnlinie nach Binningen eine motivierte Tagesordnung angenommen. In der Nachmittagssitzung schreitet der Rat über den Anzug Förter betr. Ergänzung des Gesetzes betr. eheliches Güterrecht zur Tagesordnung, überweist einen Anzug Dr. Huber betr. einheitliche gesetzliche Regelung der Verhältnisse sämtlicher staatlichen Beamten und Angestellten und ratifiziert den Ankauf der Liegenschaften Münzgäßlein 20, 24 und 26 sowie Schneidergasse 17, ebenso die Bewilligung zu Expropriationen am Eisenbahnweg in Riehen. Ferner wird beschlossen, die Straßenbahn bis ins Dorf Klein Hüningen weiterzuführen, bei den Langen Erlen eine vierte Pumpmaschine zu errichten und die Stellen eines Adjunkten des Betriebschefs und eines zweiten Buchhalters bei der Verwaltung der kantonalen Straßenbahnen zu schaffen. Der letztere Beschluß unterliegt als dringlich dem Referendum nicht.

Der Gesangverein führt die Große Messe in Es von Franz Schubert und das deutsche Requiem von Johannes Brahms auf. Als Solisten traten auf Frau Marie Paravicini, Frau Rosalie Stamm-Preiswerk, Emanuel Sandreuter und Paul Böpple, sämtlich aus Basel.

28. In der eidgenössischen Abstimmung über das Bundesgesetz betr. Errichtung einer schweiz. Bundesbank giebt Baselstadt ab 4422 annehmende und 2782 verwerfende Stimmen. Die Vorlage wurde aber in der gesamten Schweiz verworfen mit rund 195,000 gegen 255,000 Stimmen.

März 1897.

1./3. Studentenkonzert der „Zofingia“ im Stadtkasino.

3. Der Schnellläufer (Marcheur) Gradin verläßt auf seiner Fußreise um die Erde die Stadt Basel; er geht über Schaffhausen und Konstanz, durch Tirol und Dalmatien zunächst nach der Türkei.

4. Zum Bürgerratsſchreiber wird gewählt an Stelle des demiſſionierenden Dr. Karl Bernoulli-Siegfried Dr. Hermann Hübſch. — Im Kardinalſaal veranſtaltet die Sektion Baſel des internationalen Friedensbundes eine Abendunterhaltung, an der die Baronin Bertha v. Suttner redend auftritt.

6. Der Narrenabend der Liedertafel giebt die Einleitung zur Faſtnacht ab, die ſich vom 8. bis zum 10. im gewohnten Rahmen, doch bei wenig günſtiger Witterung abſpielt. Zahlreich waren die großen und kleinen Züge, die mehr oder weniger geiſtreichen und genießbaren Schnitzelbänke und Narrenzeitungen, die glänzenderen und beſcheideneren Maskenbälle. Eins aber nimmt von Jahr zu Jahr zu, das betäubende Volksgewühl von Einheimiſchen und Fremden am Montag- und am Mittwoch- (8. und 10.) Nachmittag in den Hauptſtraßen.

10. Reg.-Rat Dr. Zutt nimmt auf Ende d. M. ſeine Entlaſſung als Präſident der Univerſitätskuratel. Zu außerordentlichen Profeſſoren an der mediziniſchen Fakultät werden ernannt die bisherigen Privatdozenten DDr. Alfred Gönner und Emil Burckhardt.

11. Der Große Rat beſchließt nach langer Diskuſſion Eintreten auf die ſtaatliche Verſicherung gegen Arbeitloſigkeit und erledigt von dem Entwurf §§ 1—3.

12. fg. Der Streik der Angeſtellten der Nordoſtbahn, der nur 42 Stunden dauerte und Baſel nur mit einer einzigen Linie berührte, machte ſich auch bei uns geltend. Reiſende blieben in Baſel ſitzen; andere wurden vergeblich erwartet; da die Milch aus dem Frickthal ausblieb, trat teilweiſe Mangel an dieſem Lebensmittel ein.

12. ff. Gaſtſpiel der Frau Emilie Welti-Herzog von der kgl. Hofoper in Berlin auf dem Stadttheater. (Barbier von Sevilla, Regimentstochter, Luſtige Weiber von Windſor und Carmen.)

13. Im Alter von 76 Jahren ſtirbt der Buchhändler J. L. Jäger, ſeit 50 Jahren im „Fälkli“ thätig. An zahlreichen chriſt-

lichen Liebeswerken Basels nahm er eifrigen Anteil und war Dank dieser Thätigkeit weithin bis ins Ausland wohl bekannt.

13./14. Die St. Theodorsgemeinde wählt so viel als einstimmig zu ihrem Hauptpfarrer Pfr. Hans Lichtenhahn, die Matthäusgemeinde, bei einigen zersplitterten Stimmen, Pfr. Theodor Barth. An die neugeschaffene Stelle eines vierten Geistlichen zu St. Peter wurde gewählt mit wenigen Stimmen über das absolute Mehr der bisherige positive Hilfsgeistliche Adolf Preiswerk: sein gleichfalls positiver Gegenkandidat, Pfr. Jakob Probst in Horgen, kam ihm sehr nahe. In Kleinhüningen endlich siegte der bisherige Vikar, der seit Pfr. Jungs Tode hier gewirkt hatte, der positive Kandidat Albert Bruckner, über seinen reformerischen Mitbewerber Pfr. Häberlin aus St. Margarethen (Kt. St. Gallen).

16. In der Burgvogteihalle spricht vor sehr zahlreicher Zuhörerschaft auf Veranlassung des Alkoholgegnerbundes Nat.-Rat Dr. P. Ming aus Sarnen über die Einwände gegen die Abstinenz.

18. Im Alter von 73 Jahren stirbt Rudolf Oser, bis Ende 1895 langjähriger Statthalter des Strafgerichts. Von Beruf Tierarzt, hat er sich mit großer Hingebung in den Dienst der Einwohner- und Bürgergemeinde gestellt und auch auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit sich mannigfach bethätigt.

22. Die deutsche Kolonie veranstaltet zur 100-jährigen Erinnerung an die Geburt Kaiser Wilhelms I. eine Gedächtnisfeier im Münster. Am Abend von 8 bis nach 9 Uhr wickelt sie sich ab, bestehend aus Orgelspiel, Chorvorträgen und einem Gemeindegesang. Den Hauptbestandteil des Programms bildete die würdige Gedächtnisrede Prof. Paul Wilh. Schmidts auf den alten Kaiser.

25. In Bern wird zum Bundesrate gewählt an Stelle des zurücktretenden Oberst Emil Frey der baselstädtische Regierungsrat Dr. Ernst Brenner. Sein Gegner, mit dem er durch vier Wahlgänge kämpfte, war gleichfalls ein Basler, Reg.-Rat Dr. Paul

Speiser. In Basel wurde die Nachricht mit großer Genugthuung aufgenommen. Freudenschüsse verkündeten sie, einzelne Gebäude flaggten, im eben tagenden Großen Rat wurden die Verhandlungen durch eine warme Ansprache des an Stelle des abwesenden Präsidenten Ständerat Dr. Paul Scherrer den Vorsitz führenden Statthalters Dr. August Sulger, unterbrochen.

Der Große Rat, nach einer Interpellation über den Stand des Umbaues des Bad. Bahnhofs, beschloß die Errichtung eines Brausebades am Klaragraben, bewilligte 204,000 Fr. für Ankauf zweier Liegenschaften in der innern Stadt, beschloß den Bau von Wohnungen für Angestellte der kantonalen Straßenbahnen und fuhr fort in der Beratung des Entwurfs über Versicherung gegen Arbeitlosigkeit.

Der Statthalter der Reichslande, Fürst v. Hohenlohe-Langenburg mit Gefolge, stattet dem Historischen Museum einen längern Besuch ab.

27. Der neu gewählte Bundesrat Brenner wird bei seiner Heimkehr nach Basel von einer gewaltigen Volksmenge begrüßt. Kanonen krachen ihm zu Ehren, die Stadt ist beflaggt und die Häuser stehen in bengalischem Licht. Ein Festzug zieht bei Fackelschein unter Musikgetön auf den Markt, hört da unsere drei besten Männerchöre einige patriotische Lieder vortragen, umgeben von einer Kopf an Kopf gedrängten Volksmenge und begiebt sich dann in die Kardinalhalle. Hier reden Ständerat Scherrer, Bundesrat Brenner und Reg.-Rat Zutt.

Im Alter von 65 Jahren stirbt der frühere Steuerkommissär Joh. Rudin-Duttwiler, ein trefflicher Beamter.

27./28. Die Wahlen je zweier Hilfspfarrer zu St. Theodor und zu St. Matthäus werden vorgenommen. Dort werden ohne Gegenkandidaten bei 621 abgegebenen giltigen Stimmen und dem absoluten Mehr 311 gewählt die bisherigen Ernst Stähelin (pos.)

mit 471 und A. Rothenberger (ref.) mit 412 Stimmen. Hier werden abgegeben 855 giltige Stimmen. Das absolute Mehr beträgt 428. Es werden gewählt G. Birnstihl in Arbon (ref.) mit 522 und G. Benz (pos.) mit 444 Stimmen. Der letztere hatte allein auf dem positiven Vorschlag gestanden. Ein reformerisch-sozialistischer Kompromiß hatte neben Birnstihl auch den sozialistischen Pfr. P. Pflüger in Dußnang portiert, der mit 416 Stimmen unterlag.

April 1897.

2. Es bricht ein Streik der Malergesellen aus. Die Meister weigern sich, auf eine Anzahl Forderungen betr. Garantie eines Lohnminimums u. dgl. einzutreten.

3. Im Alter von 64 Jahren stirbt Joh. Georg Fürstenberger, der Chef des Wollenhauses F. & Cie., der sich um seine Vaterstadt in richterlichen Beamtungen, als langjähriger Seckelmeister der Akademischen Gesellschaft und durch große Freigebigkeit für wissenschaftliche Zwecke verdient gemacht hat.

4. Auf vielseitiges Verlangen führt der Gesangverein das am 25. Februar schon aufgeführte deutsche Requiem von Johannes Brahms im Münster vor mehreren tausend Zuhörern noch einmal auf zu Gunsten des Davoser Sanatoriums und der Kasse der Orchestermitglieder. Eine besonders ernste Weihe erhält dieses Konzert dadurch, daß am Tag zuvor in Wien der Meister einem krebsartigen Leiden erlegen ist. So sangen ihm die Basler in seinen eigenen Tönen die Totenklage. Ein Flor lag über dem üblichen grünen Putz des Sängerpodiums.

5. Schlußsitzung der Histor. Gesellschaft auf der Schützenmatte.

6. Das Testament des am 3. ds. verstorbenen H. G. Fürstenberger wird eröffnet. Es setzt für verschiedene wohlthätige und gemeinnützige, religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen Vermächtnisse aus im Gesamtbetrag von 730,000 Fr.

Dazu kommen etwa 90,000 Fr. für Angeſtellte und über eine Million für Verwandte. Der Reſt ſoll zu je $^2/_5$ dem Bürgerſpital und dem Waiſenhaus, zu $^1/_5$ dem Kinderſpital anheimfallen.

8. Großer Rat. Zum Präſidenten der Behörde für 1897/98 wird gewählt Dr. Aug. Sulger, zum Statthalter R. Stünzi-Sprüngli; als Beiſitzer des Bureaus werden beſtätigt Dr. Ad. Bieder, Dr. E. Stöcklin und Joſ. Schild. Zum Regierungspräſidenten wird ernannt Reg.-Rat Speiſer, zum Vizepräſidenten der Regierung Reg.-Rat Zutt. Der Rat weist weiter einen Rekurs Riedinger betr. Errichtung eines Piſſoirs ab, genehmigt die generellen Pläne für Bebauung des äußern St. Johannquartiers und des Holeelettens und nimmt nach Erledigung der zweiten Beratung das Börſengeſetz an.

11. Schluß der Theaterſaiſon 1896/97 mit Nicolais „Luſtigen Weibern."

13. Großer Rat. Ausnahmsweiſe findet der dringenden Geſchäfte halber eine Sitzung am Dienstag ſtatt. Der Donnerstag iſt, weil Karwoche, nicht disponibel. Eine Interpellation von Emil Müry in Betreff der ſchwindelhaften Geſchäfte, die ſich in letzter Zeit hier aufgethan haben, klingt in eine Motion aus betr. Erlaß eines Geſetzes über unlautern Wettbewerb. Dringlichkeit wird dafür bewilligt und die Motion von der Regierung angenommen. Weiter wird ein Rekurs Bolzfieler abgewieſen, der Rückſtändebericht erledigt und für den Bau eines Operationsſaales im Bürgerſpital ein Staatsbeitrag von 40,000 Fr. bewilligt. Ferner beſchließt der Rat prinzipiell Eintreten auf ein revidiertes Steuergeſetz (Steuererhöhung), an deſſen artikelweiſe Beratung man in einer nächſten Sitzung herantreten wird, und weist die Vorlage der Regierung betr. Errichtung einer Kantonalbank an eine Kommiſſion.

13./14. Am 13. um die Mittagszeit langt auf dem Bad. Bahnhof, auf einer Sängerfahrt nach Mailand begriffen, der Stutt-

garter Liederkranz an. Die hiesige Liedertafel, die 1892 den Verein besucht hatte, empfängt ihn an der Bahn und geleitet ihn im Zug in die Quartiere in den Gasthöfen beim Centralbahnhof. Am Abend findet ein Wohlthätigkeitskonzert der Stuttgarter, nachher gesellige Vereinigung mit den Baslern statt. Am Mittwoch, 14., besuchen die Gäste die Sehenswürdigkeiten der Stadt und reisen nach einem Bankett mit dem Nachmittagszug weiter nach Süden.

17. ff. In Basel findet der Kongreß der Schweiz. Metallarbeiter-Fachvereine statt.

19. (Ostermontag) Erstes Unterhaltungskonzert der Allgem. Musikgesellschaft im Saal des Kardinal. — Der Zool. Garten wird von etwa 8000 Personen besucht.

20. Schwach besuchte allgemeine Versammlung des Kunstvereins.

21. Bei der Promotion des Obern Gymnasiums erhalten 31 Schüler das Zeugnis der Reife. Der Rektor Fritz Burckhardt spricht über den englischen Physiker und Philologen Thomas Young.

22. Der Große Rat beschließt die Erstellung einer Kraftstation für Erzeugung von Elektrizität und weist nach langer Diskussion unter Namensaufruf mit 53 gegen 49 Stimmen den aus einem Initiativbegehren hervorgegangenen regierungsrätlichen Entwurf zu einem Wahlgesetz mit Proportionalverfahren ab. — Dem scheidenden Bundesrat Brenner bietet die Basler Regierung ein Bankett im Hotel Euler an. Es nehmen daran Teil die Regierungsräte, das Bureau des Großen Rates und die Vertreter Basels in der Bundesversammlung.

23. Der Fechtklub feiert sein 20-jähriges Bestehen durch eine gelungene gut besuchte Fechtvorstellung in der Burgvogteihalle.

24./25. Zum Regierungsrat an Stelle von Bundesrat Brenner wird gewählt der von den Konservativen unterstützte Kandidat der Freisinnigen, Strafgerichtspräsident Dr. Heinrich David mit 4146 Stimmen, während der Vertrauensmann der Sozialisten, Nat.-Rat

Eugen Wullſchleger, mit 2746 Stimmen in Minderheit bleibt. — Eine Großratserſatzwahl im Riehenquartier verläuft reſultatlos.

25. Einer der neu gewählten Geiſtlichen zu St. Matthäus, Pfr. G. Benz, wird feierlich in ſein Amt eingeführt.

25. ff. In der Kunſthalle werden für kurze Zeit die Werke ſchweizeriſcher Künſtler ausgeſtellt, die zur Internationalen Ausſtellung dieſes Sommers in München reiſen.

27. Frau Villiger aus Lenzburg trägt im großen Saale des Bernoullianums vor einer kleinen Zuhörerſchaft vor über den gemeinnützigen Schweizer Frauenverein und Fräulein Dr. Heer aus Zürich über die Ausbildung von Krankenpflegerinnen in einer eigenen Anſtalt.

29. Die Hauptzahlen der 1896er Staatsrechnung ſind 8,799,839 Fr. Einnahmen, 8,666,463 Fr. Ausgaben, alſo ein Ueberſchuß von 133,376 Fr. — Eine im Monat April vorgenommene Zählung der ſchwachſinnigen und nicht bildungsfähigen Kinder des Kantons ergiebt 124 Knaben, 117 Mädchen.

Mai 1897.

1. Die Feier des 1. Mai weiſt verglichen mit dem Vorjahr eine entſchieden ſchwächere Beteiligung auf. — Die Bewohner des Quartiers hinter dem badiſchen Bahnhof werden erfreut durch Erfüllung eines lange gehegten Wunſches, Eröffnung einer Paſſerelle zur Verbindung von Sperrſtraße und Maulbeerweg.

1./2. Bei einer Erſatzwahl in den Großen Rat ſiegt im zweiten Wahlgang der Kandidat der Konſervativen, Red. Otto Zellweger von der „Allgem. Schweiz. Ztg."

2. Der neu gewählte Pfarrer zu St. Peter, Adolf Preiswerk, wird von Antiſtes Salis in ſein Amt eingeführt.

4. Bei der Allgem. Verſammlung des Handels- und Induſtrievereins werden die ſtatutariſchen Geſchäfte durchberaten und

wird außerdem ein Gesetzesentwurf gegen unlauteres Geschäftsgebaren behandelt. Der Entwurf soll dem Großen Rate vorgelegt werden.

6. Im Großen Rat wird der Wortlaut des dem Volke vorzulegenden Großratsbeschlusses betr. Proportionalverfahren samt den Motiven festgestellt. Dann wählt die Behörde zum Ersatzrichter V. Settelen, und endlich erledigt sie in erster Lesung den Gesetzesentwurf betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

8. Der neu gewählte Reg.-Rat Dr. David erhält die Leitung des Erziehungsdepartements. — Generalversammlung des Allgem. Konsumvereins.

9. Ein Initiativkomite für Erstellung eines Hebeldenkmals wendet sich in einem Aufruf mit der Bitte um Gaben an die Basler Bevölkerung.

10. Mit der heute erfolgten Eröffnung der Tramlinie Missionsstraße-Birsfelden steht das ganze erweiterte Netz in Betrieb. Außer der Stammlinie laufen nun auch eine Verbindung beider Bahnhöfe über die Wettsteinbrücke, die Linie Klaraplatz-Kleinhüningen und die heute eröffnete, alle zusammen eine Länge von $11\frac{1}{2}$ Kilometer repräsentierend. — Sitzung des Vereins für Erhaltung baslerischer Altertümer. — Hebelmähli in Hausen.

15. Die Regierung bewilligt Pfr. Saml. Preiswerk, seit 38 Jahren Pfarrer zu St. Alban, die nachgesuchte Entlassung auf den Oktober.

16. Die Ersatzwahl in den Nationalrat für Bundesrat Brenner kam im ersten Wahlgang nicht zu stande. Es machten der radikale Kandidat Reg.-Rat R. Zutt 2697, der konservative, Oberstl. K. Köchlin, 2473 und der sozialistische, Rud. Schweizer, 1995 Stimmen.

17. Konzert der amerikanischen schwarzen Jubiläums-Sänger (fisk jubilee singers) im Münster.

20. Großer Rat. Es wird beschlossen, eine Rheinbadeanstalt auf der Breite zu errichten; dann überweist der Rat den

Anzug Grüninger betr. beförderliche Korrektion der Stadtgegend um Schifflände und Kronengasse. Der Kredit für Ankauf des Hauses Freiestraße 17 wird bewilligt, die Erstellung einer Ofenbatterie beschlossen, in zweiter Lesung das Vermittlungsamt angenommen und endlich ein namhafter Teil des im Sinne einer Verschärfung revidierten Steuergesetzes durchberaten.

20. ff. Im Zoolog. Garten wird eine viel angestaunte Gesellschaft von Arabern vorgezeigt in Verbindung mit einer ägyptischen Ausstellung, vom Impresario Möller.

21. Das Berliner Philharmonische Orchester konzertiert unter Arthur Nikischs Leitung im ausverkauften Musiksaal bei betäubendem Beifall der musikalischen Kreise.

22. ff. In den chemischen Fabriken Basels besteht seit einiger Zeit eine Lohnbewegung, die in diesen Tagen zu einer partiellen Arbeitseinstellung führt.

23. Auch der zweite Wahlgang der Nationalratswahl verlief resultatlos, indem Zutt 3013, Köchlin 2654 und Schweizer 2029 Stimmen machte. Bei dieser Wahl waren zum ersten Mal, obschon sichs um einen zweiten Wahlgang handelte, zum Abgang der Frühzüge auf den Bahnhöfen Stimmurnen aufgestellt. — Bei einem Militärreiten auf der Schützenmatte wurden folgende Teilnehmer mit ersten Preisen ausgezeichnet: 1. Flachrennen, Guide Futterer, Basel; 2. Trabreiten, Dragonerkorporal J. Buensoz; 3. Hürdenrennen für Offiziere, Artillerie-Oberlieut. Müller, Luzern; 4. Hürdenrennen für Unteroffiziere und Soldaten, Dragoner Erzer, Dornach; 5. Jagdrennen für Kavallerie-Offiziere, Lieut. Blancpain; 6. Campagnereiten für Unteroffiziere und Soldaten, Dragoner Erzer, Dornach.

25. Der weitere Bürgerrat erklärt auf Grund juristischer Gutachten die Veräußerung von Land der Chr. Merian'schen Stiftung für statthaft und bewilligt 100,000 Fr. für den Bau eines Opera-

tionssaals im Spital. — Der Streik in der chemischen Industrie wird in den wichtigeren Firmen beigelegt dank den Vermittlungsbemühungen Oberstl. Karl Köchlins (in der Firma J. R. Geigy), Reg.-Rat Philippis und Nat.-Rat Wullschlegers.

28. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1897/98 wird in der Schlußsitzung gewählt Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin.

30. Der dritte Wahlgang der Nationalratswahl ergab das folgende Resultat: Köchlin 3599, Zutt 3264, Schweizer 53 Stimmen. Oberstl. Karl Köchlin, dem viele Sozialisten stimmten, ist somit gewählt. — Die Liedertafel führt im Münster Cherubinis Requiem auf.

Juni 1897.

2. Als ordentlichen Professor für öffentliches Recht an Stelle des nach Bern übersiedelnden Prof. Ludwig v. Salis beruft die Regierung den außerordentlichen Professor Dr. Friedr. Fleiner aus Zürich. — Der Streik der Arbeiter der chemischen Industrie wird durch Vergleich auch in den letzten Firmen, in denen er noch andauerte, beigelegt. Der Erfolg der Arbeiter ist ein mehr formeller (Erlaß einer Lohnordnung), als daß ihnen thatsächlich höhere Löhne bewilligt werden.

Das Preisgericht für ein Wettsteindenkmal erteilt drei zweite Preise von je 1700 Fr. an die Künstler Max Leu von Solothurn in Paris, Gustav Siber in Küßnacht bei Zürich und Adolf Meyer und August Heer in Basel, ferner einen dritten Preis (900 Fr.) an Antonio und Giuseppe Chiattone in Lugano. Ein erster Preis wurde nicht erteilt.

Zu Safran findet im Hinblick auf die bevorstehende Abstimmung über das Proportionalverfahren bei Wahlen (12. u. 13. ds.) eine Versammlung des Wahlreformvereins statt, in der Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff die absolute Richtigkeit und Gerechtigkeit des Systems demonstriert.

5. Zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie wird berufen Dr. Franz Berghoff-Ising, d. Z. in Berlin.

8. Die Frequenz der Universität im Sommersemester 1897 weist auf 444 immatrikulierte und 127 nicht immatrikulierte Zuhörer, unter ersteren 2, unter letzteren 9 Damen. Die theologische Fakultät zählt 50, die juristische 44, die medizinische 159 und die philosophische 318 immatrikulierte Zuhörer. Die medizinische Fakultät wird von 2, die philosophische von 9 Damen frequentiert. Dem Kanton Baselstadt gehören an 233 Studierende.

10. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. Schulhausbauten in Kleinbasel wird zum Mitglied des Erziehungsrates gewählt Emil Müry-Flück. Das revidierte Steuergesetz wird ohne Aenderung in erster Lesung erledigt. Eine Petition von Lehrerinnen wird abgewiesen, soweit sie Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in Bezug auf Besoldung ꝛc. fordert, der Regierung überwiesen dagegen in Betreff auf das Begehren der Zulassung von Frauen zu Schulinspektionen, letzteres zugleich mit einer inhaltlich übereinstimmenden Petition von Basler Damen. Endlich bewilligte der Rat die zum Umbau des Lohnhofs erforderlichen Mittel (312,000 Fr. und 25,000 Fr. für Mobiliar, verteilt auf die Jahre 1897, 1898 und 1899).

12. Es erregt in Basel großes Aufsehen, als gegen Abend die brennenden Trümmer der Brücke von Rheinfelden die Stadt passieren.

12./13. Die Initiative betr. das Proportionalwahlverfahren wird mit 2730 Ja gegen 2634 Nein angenommen. Zum Strafgerichtspräsidenten (an Stelle von Reg.-Rat David) wird gewählt der bisherige Strafgerichtsschreiber Dr. Karl Hübscher, Kandidat der Konservativen; der freisinnige Kandidat, Dr. E. Göttisheim, machte 1920 Stimmen. Ferner wurden gewählt zum Appellationsrichter Prof. Karl Wieland (3970), zum Civilrichter J. Stamm-

Preiswerk (3857) und zum Strafrichter J. Steinegger-Strub (3186), sämtliche gemeinsame Kandidaten der beiden Hauptparteien. Gegen den letztgenannten machte der Sozialist W. Ringele etwas über 500 Stimmen. — Die St. Albangemeinde wählte zum Geistlichen Pfr. Karl Gelzer in Liestal bei schwacher Beteiligung.

13. Der Gesangverein unter Hans Hubers Leitung (in Vertretung des beurlaubten Direktors Volkland) führt im Münster Mendelssohns Paulus auf. Die Solopartien lagen in den Händen von Frl. Vally Hegar (Sopran) in Vertretung des plötzlich erkrankten Frl. Plüddemann (Breslau), Frau Räuber-Sandoz aus Bern (Alt), Emanuel Sandreuter (Tenor) und Prof. Messchaërt aus Amsterdam (Baß).

17. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1896, beschließt eine den Bettag betreffende Aenderung der Gottesdienstordnung und einige durch die kirchliche Neueinteilung von Kleinbasel nötig gewordene formelle Aenderungen der Gottesdienstordnung.

19. Die Regierung beauftragt den Architekten Moser in Karlsruhe mit dem Bau der neuen Pauluskirche (äußere St. Leonhardgemeinde). — Der Schweiz. Lehrerinnenverein hält in Basel seine dritte Jahresversammlung ab, und zwar die ernsten Verhandlungen im Töchterschulhaus an der Kanonengasse, den geselligen Teil mit Nachtessen im Sommerkasino. — Eine Versammlung der sozialistischen Partei im „gold. Hirschen" befaßt sich mit der Frage, inwiefern Nat.-Rat Wullschleger durch seine Finanzgebarung als früherer Redakteur des „Vorwärts" das drohende Eingehen dieses Blattes mit verschuldet habe. Die Versammlung hört eine längere Verteidigungsrede Wullschlegers und — allerdings nicht mit der nämlichen Ruhe — Beschuldigungsreden von zweien seiner Gegner an, und faßt eine Resolution, die zu Gunsten des Arbeiterführers lautet.

20. Ausflug der Historischen Gesellschaft nach Sursee und Sempach, der Liedertafel nach Sulzburg.

24. Der Große Rat beschließt mit Dringlichkeit eine Baulinie an der Ecke von Spalenvorstadt und Leonhardsgraben und Ankauf einer Liegenschaft daselbst. Nach langer Diskussion wird Umbau des Rathauses und Errichtung eines Großratssaal-Gebäudes nach den Plänen der Regierung beschlossen und die Frage der Errichtung eines Verwaltungsgebäudes an der Schifflände an eine Kommission gewiesen.

27. Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltet zur Feier seiner Fahnenweihe ein interkantonales Preiswettfahren auf dem Rhein.

27. ff. Die Jahresfeier der religiösen Gesellschaften unserer Stadt, die sogen. Festwoche, zieht wie üblich eine stattliche Anzahl von Fremden nach Basel.

30. An der Universität erhalten die venia legendi Emil Peter, J. U. D. aus Basel für Jurisprudenz, Dr. phil. Traugott Geering aus Basel für Nationalökonomie und Dr. phil. Johannes Haller aus Livland für Geschichte.

Juli 1897.

1. An Stelle des eingehenden sozialistischen Organs „Vorwärts," das von der Arbeiterpartei herausgegeben wurde, erscheint ein neues tägliches Blatt, „Basler Vorwärts," das als Privatunternehmung herauskommt, daneben aber offizielles Organ der Sozialisten bleibt.

3./4. Delegierten-Versammlung des schweizer. kaufmännischen Vereins mit geschäftlichen Sitzungen im Großratssaal, und geselliger Vereinigung am Abend des 3. im Sommerkasino.

4. Die dem Kantonalturnverband angehörigen Turnvereine veranstalten im Sommerkasino einen geselligen Abend mit Turn- und anderen Produktionen sowie Tanz, dessen Ertrag zur Speisung der

Reisekasse der Vereine dienen soll, denn das eidgenössische Turnfest in Schaffhausen steht vor der Thür.

5. Im Alter von 80 Jahren stirbt Pfr. J. J. Oeri-Burckhardt, der während voller 53 Jahre im baselländschaftlichen Dorfe Lausen des Seelsorgeramtes gewaltet und erst vor Kurzem nach Basel sich zurückgezogen hatte.

8. Großer Rat. In der letzten Sitzung vor den Sommerferien werden nach einer Interpellation über den mangelhaften, ja gefährlichen Schießplatz von Baselstadt eine Reihe von Wahlen (Ersatzrichter in Civil- und Strafgericht, Bestätigung des Untersuchungsrichters) vorgenommen und mehrere Petitionen erledigt, sowie Nachragskredite bewilligt. Sodann wird das neue 7 Millionen-Anleihen sozusagen ohne Diskussion gutgeheißen, die Konzession für eine Chrischonabahn gewährt, der Gesetzesentwurf der Regierung betr. Proportinalverfahren an eine nach den Ferien durch den Großen Rat zu ernennende Kommission gewiesen und endlich die zum Umbau des Museums nötige Summe bewilligt und ein Mehrkredit für Kanalisationsarbeiten gewährt.

8. ffg. Auf dem Barfüßerplatz giebt in einer gewaltigen festgezimmerten Bretterbude der „rumänische Cirkus" Cäsar Sidoli seine Vorstellungen.

10. Die Professoren der Medizin Hagenbach-Burckhardt und Moritz Roth feiern das Jubiläum ihrer 25-jährigen Dozententhätigkeit in Basel. Kollegen und Freunde, ehemalige und jetzige Schüler lassen sichs angelegen sein, sie in jeder Weise zu feiern. Professor Roth wird von der philosophischen Fakultät zum Dr. phil. hon. c. ernannt,

11. Bei der Volksabstimmung über zwei Aenderungen der Bundesverfassung macht Baselstadt mit seiner beispiellos schwachen Beteiligung keine Ausnahme von den andern eidgenössischen Mitständen. Das Schweizervolk nahm an den abgeänderten Artikel 24 betr. Ausdehnung der Wasser- und Forstpolizei in die Niederungen mit

ca. 54,000 gegen 87,000, den Artikel betr. Kompetenzen des Bundes auf dem Gebiete der Lebensmittelpolizei (Art. 65 bis) mit 158,000 gegen 84,000 Stimmen. An diesen Zahlen beteiligte sich Baselstadt mit 2394 Ja und 127 Nein betr. Forstwesen und mit 2409 Ja, 130 Nein betr. Lebensmittelpolizei.

Ein internationales Velorennen auf dem Velodrom des Landhofs erfreut sich lebhaftesten Zuspruchs von Fahrern und Zuschauern. Besonders zeichnet sich aus wie üblich der baslerische Meisterschaftsfahrer Käser. Leider lief der Tag nicht ab ohne einige Unfälle und nicht unbedenkliche Verwundungen.

14. Delegierte der baselstädtischen Vereine beschließen, das St. Jakobfest wie üblich auch 1897 zu feiern und bezeichnen als Präsidenten Redaktor Fritz Brändlin. — Die französische Kolonie begeht im hergebrachten Rahmen die fête nationale.

15. In der Morgenfrühe brennt beim Lisbüchel eine große mit Heuvorräten gefüllte Scheune nieder.

17. Am schweizerischen Unteroffiziersfest in Zürich wird als Vorortsektion für die nächsten 2 Jahre Baselstadt und als nächster Festort (1899) Basel gewählt.

17./18. Der Wiener Männergesangverein „Schubertbund" trifft, etwa 140 Sänger und eine Anzahl Passive stark, per Extrazug zu einer Schweizerreise hier ein. Er wird von der Liedertafel empfangen und die beiden Vereine tauschen bei verschiedenen geselligen Anlässen mancherlei Komplimente und Ehrungen aus. Ein Konzert am 18. ds. vor ausverkauftem Musiksaale geben die Gäste zu Gunsten der Erholungsstation in Langenbruck und des hiesigen österreichisch-ungarischen Hilfsvereins. In der Morgenfrühe des 20. setzten die Wiener ihre Reise nach Bern fort.

18. In Sissach wird das erste Kantonalschützenfest beider Basel gefeiert. Schon bei den Empfängen und mehr noch bei den Bankettreden klingt vielfach der Gedanke der Wiedervereinigung beider

Kantonsteile durch, so daß eine Erwähnung des Festes auch an diesem Orte sehr angezeigt erscheint. Am Donnerstag, 22. Juli, am sog. offiziellen Tag, sprachen als Vertreter der beteiligten Regierungen Dr. Glaser und Dr. Iselin, beide die Wiedervereinigung nicht abweisend, beide aber betonend, daß deren Herbeiführung den Verhältnissen müsse überlassen bleiben.

27. Von der Preisverteilung am eidgenössischen Turnfest in Schaffhausen kehrt ein großer Teil der konkurrierenden Basler Vereine lorbeergekrönt nach Hause, von einer zahlreichen Menschenmenge empfangen.

31. Die Regierung unterzeichnet den Vertrag mit der Elsaß-Lothringer-Bahn betr. Verlegung von deren Linie vom Centralbahnhof bis zur Landesgrenze und Anlegung einer Güterstation St. Johann. Der Vertrag muß noch vom Bundesrat ratifiziert werden, soll spätestens 2 Jahre nach der Ratifikation ausgeführt sein und dürfte Baselstadt auf ca. 2 Millionen zu stehen kommen.

August 1897.

1. Ein Feuerausbruch zerstört in der Morgenfrühe die Nebengebäude der Brauerei zum „Löwenfels“ (früher Brändlin) in der Steinenvorstadt.

4. Wie jetzt bekannt wird, hat der hinter uns liegende Monat Juli mit 311 weitaus die höchste bis jetzt in unserem Kanton erreichte Zahl von Geburten gebracht. — Das Trammetz der städtischen Straßenbahnen wurde in demselben Zeitraum befahren von mehr als einer halben Million Passagiere.

8. Im Alter von 79 1/3 Jahren stirbt sanft der berühmte Kunst- und Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, über dessen Lebensgang und Bedeutung der Chronist auf die ausführlichen Mitteilungen an anderer Stelle dieses Bandes verweist.

8. ffg. In dem noch immer in Basel weilenden Cirkus Cäsar Sidoli (s. 8. Juli) finden jeden Abend Ringkämpfe statt zwischen

Cirkusathleten und tüchtigen Nationalturnern aus der Bevölkerung. Nachdem an drei Abenden Basler gesiegt hatten, bleibt am 11. und 12. August der Vertreter des Cirkus Meister, dann wird eine Partie Patt gespielt; in jedem Fall aber bilden die Wechselfälle dieser Kämpfe bei einem großen Teile der Bevölkerung das Tagesgespräch.

14. Der Regierungsrat läßt von der heutigen Sitzung kein amtliches Bulletin erscheinen.

15. Auf der benachbarten Gempenfluh wird ein etwa 25 Meter hoher Aussichtsturm eingeweiht, der von Wirten der Umgegend erbaut ist und an Sonntagen gegen ein kleines Eintrittsgeld offen steht. Der Turm bietet, hoch über die Baumwipfel emporsteigend, eine umfassende Rundsicht.

20. ffg. Infolge starker Regengüsse steigt der Rhein ganz beträchtlich an und behält ungewöhnlich lange einen zwar nicht gefährlichen aber doch außergewöhnlich hohen Stand bei.

21. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Liebknecht hält vor einer sozialdemokratischen Versammlung in der Burgvogteihalle einen Vortrag über die gegenwärtige politischen Zustände in Deutschland.

22. Im Velodrom Landhof werden vom Cirkus Sidoli Pferderennen und Velowettfahren veranstaltet. — Der Schweiz. Buchbindermeisterverein hält in Basel seine Generalversammlung.

23. Zum außerordentl. Professor wird ernannt der bisherige Privatdozent Dr. Rud. Thommen. — Das Strafgericht wählt zu seinem Schreiber an Stelle des zum Präsidenten vorgerückten Dr. Hübscher aus einer Reihe von Bewerbern Dr. Franz Girard.

26. Das St. Jakobsfest vollzieht sich in den üblichen Formen und bei nicht ungünstigem Wetter. Festpräsident war Red. Fritz Brändlin, Festredner Prof. Alb. Burckhardt-Finsler. Die Art und Weise, wie das Fest begangen wird, bleibt seit Jahrzehnten im Wesentlichen dieselbe; die Zahl der Teilnehmer aber nimmt von Jahr zu Jahr und an den letzten Festen besonders rasch zu.

29., 30., 31. Im obern Kasinosaal tagt unter dem Vorsitz von Dr. Th. Herzl (Wien) der Zionistenkongreß, d. h. die Zusammenkunft solcher Juden, die die Rückkehr des Volkes Israel aus der Diaspora nach dem Gelobten Land und eine neue Belebung des nationalen jüdischen Gedankens anstreben. Zu den Kongreßteilnehmern, die aus allen Gegenden Europas in großer Zahl zusammengeströmt waren, gehörte der bekannte Pariser Schriftsteller Max Nordau. Ein greifbares Resultat des Kongresses liegt nicht vor. Die der Bewegung günstig gesinnten Juden betrachten es aber als einen großen moralischen Gewinn, daß das Interesse für die zionistische Bewegung in die weitesten Kreise der Juden und der europäischen Kulturnationen getragen wurde.

29. Die Batterie Nr. 28 rückt in die Vorkurse zur Vorbereitung auf den Truppenzusammenzug ein; zunächst bezieht sie Kantonnemente in Oensingen, das sie in einem Tagesmarsch über den obern Hauenstein erreicht.

31. Das Bataillon Nr. 54 folgt der Batterie. Seine Vorkurs-Kantonnemente sind ihm in Hägendorf, Kappel und Wangen b. O. angewiesen. Ein Extrazug bringt die Truppen nach Olten.

September 1897.

3. Auf der Durchreise zu den großen deutschen Kaisermanövern in der Nähe von Hamburg passiert das italienische Königspaar im Extrazug die Stadt Basel, auf dem Centralbahnhof begrüßt von den diplomatischen und konsularischen Vertretern Italiens in der Schweiz, auf dem Badischen Bahnhof von der hiesigen italienischen Kolonie und dem General Engelbrecht als Vertreter des deutschen Kaisers.

8. ffg. Während mehr als 10 Tagen bleibt infolge heftiger Regengüsse in der ganzen Schweiz der Rhein beständig auf der außergewöhnlichen Höhe zwischen 3 und 4 Meter über dem Pegel, übersteigt sogar wiederholt die 4 Meter und gelangt hart an die Grenze, wo seine Höhe Schaden angerichtet hätte.

9. Bei einer Konferenz in Sachen des Umbaus des Basler Centralbahnhofs, bei der die Interessen unserer Stadt vertreten waren durch die Reg.-Räte Reese, Speiser und Philippi sowie die Großräte Dr. Karl Stehlin und Alfons Burckhardt wird trotz langen Beratungen eine Einigung nicht erzielt. Es besteht darum die Befürchtung, der Entscheid werde durch das den Forderungen Basels offenbar nicht günstig gestimmte eidgenössische Eisenbahndepartement in einer für uns unerwünschten Weise gefällt werden.

10. ffg. Die Armeekorpsübungen des II. Armeekorps finden in der Gegend von Zofingen bis Lenzburg statt. Die Basler, die bekanntlich der 5. Division angehören, machen den durch das ungünstige Wetter beeinträchtigten Dienst mit. Er schließt am 16. ab mit einer dank dem beispiellos schlechten Wetter fast zur Farce verzerrten Inspektion auf dem Langelenfeld bei Hendschikon. In der Nacht vom 16. zum 17. trifft um 10 Uhr das Bataillon 54, um 4 Uhr die Batterie 28 per Eisenbahn zu Hause ein.

20. Eine Ausstellung von gegen 90 Bildern Arnold Böcklins, davon $^2/_3$ aus baslerischem Privat- oder öffentlichem Besitz, wird im Oberlichtsaal der Kunsthalle eröffnet zur Feier von des Meisters 70. Geburtstag (16. Oktober). Am Abend wird die Eröffnung in der Kunsthalle-Restauration durch ein bescheidenes Bankett begangen. Schon am darauffolgenden Tag findet sich eine Menge von Besuchern, darunter viele Fremde, zum Besuche der Ausstellung ein.

Die Theatersaison wird eröffnet mit einer Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten."

24. Im Alter von 69 Jahren stirbt plötzlich Pfarrer Joh. Wirz, Hausvater am Kinderspital, früher Pfarrer in Tenniken und an der evangelischen Diasporagemeinde Allschwil.

25.—27. Der Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein hält in Basel seine Jahresversammlung ab. Die meisten Vereinsanlässe vollzogen sich im Stadtkasino. Bei der Hauptverhandlung am Sonntag,

26., sprach Reg.-Rat Reese über die bauliche Entwicklung Basels während der letzten 14 Jahre. Der Verein ließ sich am Montag die Pläne auch vieler hervorragender Privatbauten der Stadt vorweisen und nahm diese selber in Augenschein. Ferner wurden die Elektrizitätswerke Alioth (in Münchenstein) und Rheinfelden besichtigt. Auch die baslerische Gastfreundschaft kam den Gästen zu Gute.

27. Der frühere Stadtkassier Daniel Jäcklin-Hirt, einer der ältesten Basler und ein ehrwürdiger Vertreter Alt-Basels stirbt im 88. Lebensjahr.

27. flg. Eine Kalmückenkarawane mit den zugehörigen Tieren und aller sonstigen Installation wird im Zoolog. Garten ausgestellt.

28. Auf der Safranzunft wird ein Tierschutzverein gegründet, dem an Ort und Stelle etwa 100 Mitglieder beitreten.

30. Großer Rat. Die Kommission zur Vorberatung des Gesetzesentwurfs betr. Proportionalwahlverfahren wird nach den Vorschlägen der radikal-demokratischen Gruppe mit Dr. H. Völlmy als Präsidenten gewählt; für Korrektion der Freien Straße und der Rüdengasse das Expropriationsrecht bewilligt und das Armengesetz in erster Beratung erledigt, wobei vorgesehen wird, daß auch Frauen als Armenpfleger zulässig sind.

Oktober 1897.

2. Der Neubau der Rebleuten-Zunft an der Freien Straße, in den eben erst aus der nun dem Abbruch geweihten Schuhmachernzunft der Ausschank der Aktienbrauerei eingezogen ist, wird durch ein solennes Zunftessen eingeweiht: die Anwesenheit einer größern Zahl offizieller Gäste verleiht ihm besondern Glanz.

3. Mit einem von 63 Fahrern benutzten Grümpelrennen auf dem Landhof und nachfolgendem zweiten Akt in der Burgvogteihalle schließt die diesjährige Velosaison ab.

5. In der Schmiedenzunft halten das Centralkomite des Schweizerischen Sonntagsvereins und die Delegierten der kantonalen Sonn-

tagsvereine ihre Sitzung ab. Dr. Ad. Bieder präsidiert. Am Vormittag berichtete Pfarrer Probst (Horgen) über die internationale Sonntagskonferenz dieses Sommers in Brüssel. Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Schützenhaus referieren die Pfrr. Ed. Thurneysen und Gambini über das Thema „der Staat und der Sonntag." Den Tag beschließt eine Versammlung in der Matthäuskirche, wo Dr. L. Rütimeyer und Prof. Barth aus Bern von hübschen Gesang- und Musikdarbietungen umrahmte Vorträge über den Sonntag halten.

Pfarrer Anstein, der seit 37 Jahren am Bürgerspital thätig war, reicht dem Pflegamt sein mit Rücksichten auf sein Alter begründetes Rücktrittsgesuch ein.

6. Es wird an der Gerbergasse ein ca. 2½jähriges Knäblein ausgesetzt, ohne daß es gelingt, der Angehörigen habhaft zu werden. Auf deren Entdeckung setzt die Polizei 100 Fr.

10. Bei einem Rennen auf dem Landhof erringt die Meisterschaft von Baselstadt für 1897/98 Eduard Meyer.

14. Großer Rat. Nach Ratifikation von 36 Bürgerrechtsbegehren werden beschlossen der Kauf der Liegenschaft Hebelstraße 5, der Umbau des Pfarrhauses der St. Albangemeinde und ein Beitrag an den Fußgängerübergang an der Sperrstraße. Hierauf nimmt der Rat das Steuergesetz in zweiter Lesung an, weist den Rekurs der Anwohner der Weißen Gasse gegen den Bau eines Stalles wie auch ein Gesuch des Strafgerichts um Begnadigung eines gewissen K. zurück und wendet sich dem Wirtschaftsgesetz zu, das lange zur Umarbeitung bei einer Redaktion lag.

16. Der 70. Geburtstag Arnold Böcklins wird für alle Verehrer des Meisters sowie für die Kunstfreunde im Allgemeinen zu einem festlichen und für Basel besonders ehrenvollen Tag. Nachdem schon am Vorabend an dem Haus an der Gerbergasse, das an der Stelle von Böcklins Geburtshaus steht, eine Gedenktafel angebracht worden war, richtete der Regierungsrat an den Jubilaren das fol-

gende Glückwunſchtelegramm: „Herrn Profeſſor Arnold Böcklin, San Domenico, Florenz. Im Namen Baſels entbietet ſeinem großen Bürger Arnold Böcklin zur ruhmvollen Feier des ſiebenzigſten Geburtstages Gruß und Glückwunſch der Regierungsrat des Kantons Baſel-Stadt." Ferner beſchloß er, der bisherigen Sundgauer-Straße den Namen Arnold Böcklin-Straße zu geben. Das Komite eines auf den 23. ds. zu arrangierenden Böcklinfeſtes ſandte an den Meiſter das folgende Telegramm:

Iſt auch ein kurzer Traum nur unſer Leben,
Dir ward es zur Unſterblichkeit gegeben.
Vom Ruhmesglanz, der deine Stirne ſchmückt,
Ein Abglanz auch die Vaterſtadt beglückt,
Die dankbar wünſcht dem teuren Jubilaren
Manch Luſtrum noch zu ſeinen 70 Jahren.

Der Bundesrat ließ durch den ſchweizeriſchen Konſul in Florenz eine Adreſſe überreichen, Vereine und Körperſchaften des In- und Auslandes ſtellten ſich mit Ehrungen, Zuſchriften und Telegrammen aller Art ein.

17. Erſtes Abonnementskonzert des Winters. Dabei tritt zum erſten Mal nach mehrmonatlichem Urlaub Kapellmeiſter Dr. Volkland wieder auf. Als Soliſten wirken mit Frl. Margar. Kuntz (Alt) aus Frankfurt a. M. und Frl. Anna Hegner (Violine) aus Baſel. Es herrſcht dieſen Winter ein beſonders lebhaftes Muſikleben, indem an Stelle der Kammermuſikabende der Allg. Muſikgeſellſchaft eine ganze Anzahl von Serien ähnlicher Art treten, die vom Geſangverein oder von einzelnen Künſtlern privatim unternommen werden.

17. ffg. Gaſtſpiel des Schlierſeer Bauerntheater-Enſembles im Stadttheater.

18. ffg. Die Jahresverſammlung der amtlichen Statiſtiker und der Schweizeriſchen Statiſtiſchen Geſellſchaft unter dem Vorſitz von Reg.-Rat R. Philippi war beſucht von etwa 60 Mann. Es hielten

Vorträge u. a. die Basler Prof. Fritz Burckhardt, Prof. Th. Kozak, Dr. Traug. Geering, Dr. Fritz Egger (an Stelle des im Programm vorgesehenen Prof. Massini) und Prof. Alb. Burckhardt-Friedrich. Am ersten Tag wurde ein von der Regierung angebotenes gemeinsames Essen im Sommerkasino eingenommen, am Dienstag versammelte man sich nach erschöpfter Traktandenliste im neuen Saal der Rebleutenzunft.

19. Am Vormittag 11 Uhr wird in den Gemäldesälen der öffentlichen Kunstsammlung zur Erinnerung, daß 1897 das 4. Jahrhundert seit Hans Holbeins des Jüngeren Geburt voll wird, eine Holbein-Ausstellung eröffnet. Sie enthält sämtliche Gemälde des Meisters aus unserer Sammlung, ferner Federzeichnungen, Original-Holzstöcke u. dgl., aus fremden Sammlungen manches Originale, vor allem die Solothurner Madonna, außerdem aber das ganze übrige Lebenswerk des Basler Künstlers in guten Nachbildungen.

20. Der Gewerbeverein beschließt im Jahre 1900 eine kantonale Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten.

23. Die öffentliche Feier von Arnold Böcklins Geburtstag in der Vaterstadt war vom wirklichen Tage (16. Okt.) um eine Woche verschoben und mit dem Schluß der Böcklin-Ausstellung kombiniert worden. Er waren schon am 22. die Bundesräte Brenner, Deucher und Ruffy eingetroffen und die Liedertafel hatte sie mit einer Serenade erfreut. Am eigentlichen Festtag, 23., hielt Vormittag 11 Uhr Prof. Heinrich Wölfflin im obern Kasinosaal vor den Spitzen der Behörden und einheimischen wie ausländischen Kunstfreunden und einem sonstigen auserwählten Publikum die Festrede. Als Vertreter des Künstlers waren erschienen dessen Sohn Carlo aus Florenz und der 73-jährige Bruder Werner aus Burlington (Nord-Amerika). Am Abend um 6 Uhr wurde im Theater ein Festspiel von Rudolf Wackernagel aufgeführt und endlich folgte um 8 Uhr im Musiksaal ein sehr stark besuchtes und belebtes Bankett, an dem der

Künſtler in Wort (Prof. Albert Burckhardt-Finsler, Bundespräſident Deucher, Reg.-Rat David u. a.), Spiel, Muſik und ähnlichen Darbietungen viel gefeiert wurde.

24. Nach faſt 39-jähriger Amtsthätigkeit zu St. Alban tritt Pfarrer Samuel Preiswerk, Vater, aus dem Kirchendienſt zurück und verabſchiedet ſich von ſeiner Gemeinde.

26. Der Cyklus der Akademiſchen Vorträge dieſes Winters beginnt vor übervoller Aula mit einem Vortrag Profeſſor Andreas Heuslers über „einen Hohenzollernfürſten des 15. Jahrh." (Markgraf Albrecht Achilles.)

27. Die Meſſe wird eingeläutet; doch bietet ſie in dieſem Jahre des Sehens- und Erwähnenswerten nichts. — Pfarrer Karl Stockmeyer in Siſſach nimmt einen Ruf an als Hausvater des theologiſchen Alumneums an Stelle des nach Bern überſiedelnden Pfarrers A. Haller.

28. Großer Rat. Nach Feſtſetzung einer Baulinie im Lohnhofgäßchen wird die Reviſion des Wirtſchaftsgeſetzes in erſter Leſung zu Ende geführt und darauf gegenüber einem Anzug Stadelmann auf Gründung eines Technikums Tagesordnung beſchloſſen.

29. Die Eliten des Untern Gymnaſiums geben ein Konzert in der Martinskirche zu Gunſten eines Hebeldenkmals, das 700 Franken abwirft.

31. Die franzöſiſche Kolonie begiebt ſich am heutigen Sonntag auf den Kannenfeldgottesacker, um auf den bevorſtehenden Allerſeelentag hin die Gräber der hier geſtorbenen Internierten zu ſchmücken. — Der neugewählte Helfer zu St. Alban, Karl Gelzer, wird im Münſter in feierlichem Gottesdienſt durch Antiſtes v. Salis in ſein Amt eingeführt.

R. Reich Buchhandlung (vorm. **C. Detloff**) **Basel.**

Arnold Böcklin.

Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers.

Vom Künstler autorisierte Ausgabe.

3 Bände in Großfolioformat.

Jeder Band 40 Photogravüren enthaltend.

Preis des Bandes in Ganzlederband oder Glanzledermappe Fr. 133.35.
Jeder Band ist einzeln käuflich.

So lange Vorrat gebe ich die Blätter dieses Werkes einzeln à Fr. 6.— ab.

Einzelblätter nach Gemälden A. Böcklin:

A. Photogravüren.

I. Faksimileformat (Papiergröße 69 × 118 cm) Drucke auf China à Fr. 40.—

Ueberfall der Seeräuber. | Heiligtum des Herakles.

II. Imperialformat (Papiergröße 69 × 96 cm, Bildgröße ca. 33 × 45 cm).
Drucke auf China à Fr. 20.–

Gang nach Emmaus	Pendants.	Malerei und Dichtung.	
Villa am Meer		Die Insel der Toten	Pendants.
Der Ritt des Todes.		Die Gefilde der Seligen	
Klage des Hirten.		Der Gang zum Bacchustempel	Pendants.
Altrömische Weinschenke.		Heiliger Hain (Die Feueranbeter)	
Hirtin bei ihrer Herde,			
Nymphe an der Quelle.			
Der Büßer.		Das Schweigen im Walde.	
Ideale Frühlingslandschaft.		Triton und Nereide.	

Vita somnium breve!

B. Unveränderliche Kohle-Photographien.

„Meeresidylle"	„Der Eremit"
Faksimileformat Fr. 26.70	Imperialformat Fr. 20.—

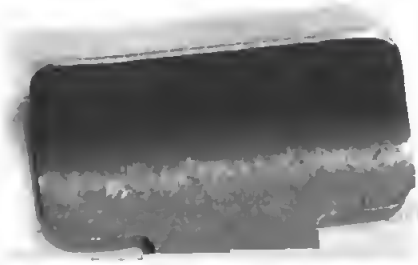
C. Radierungen.

„Die Insel der Toten," Radierung von M. Klinger.
(Bildgröße 41 × 69 cm) Fr. 40.—

„Ein Frühlingstag," Radierung von M. Klinger.
(Bildgröße 48,5 × 69 cm) Fr. 40.—

„Die Burg am Meer," Radierung von M. Klinger.
(Bildgröße 69,5 × 49 cm) Fr. 28.—

SS-601



UNIVERSITY OF CHICAGO
099 158 832

Digitized by Google